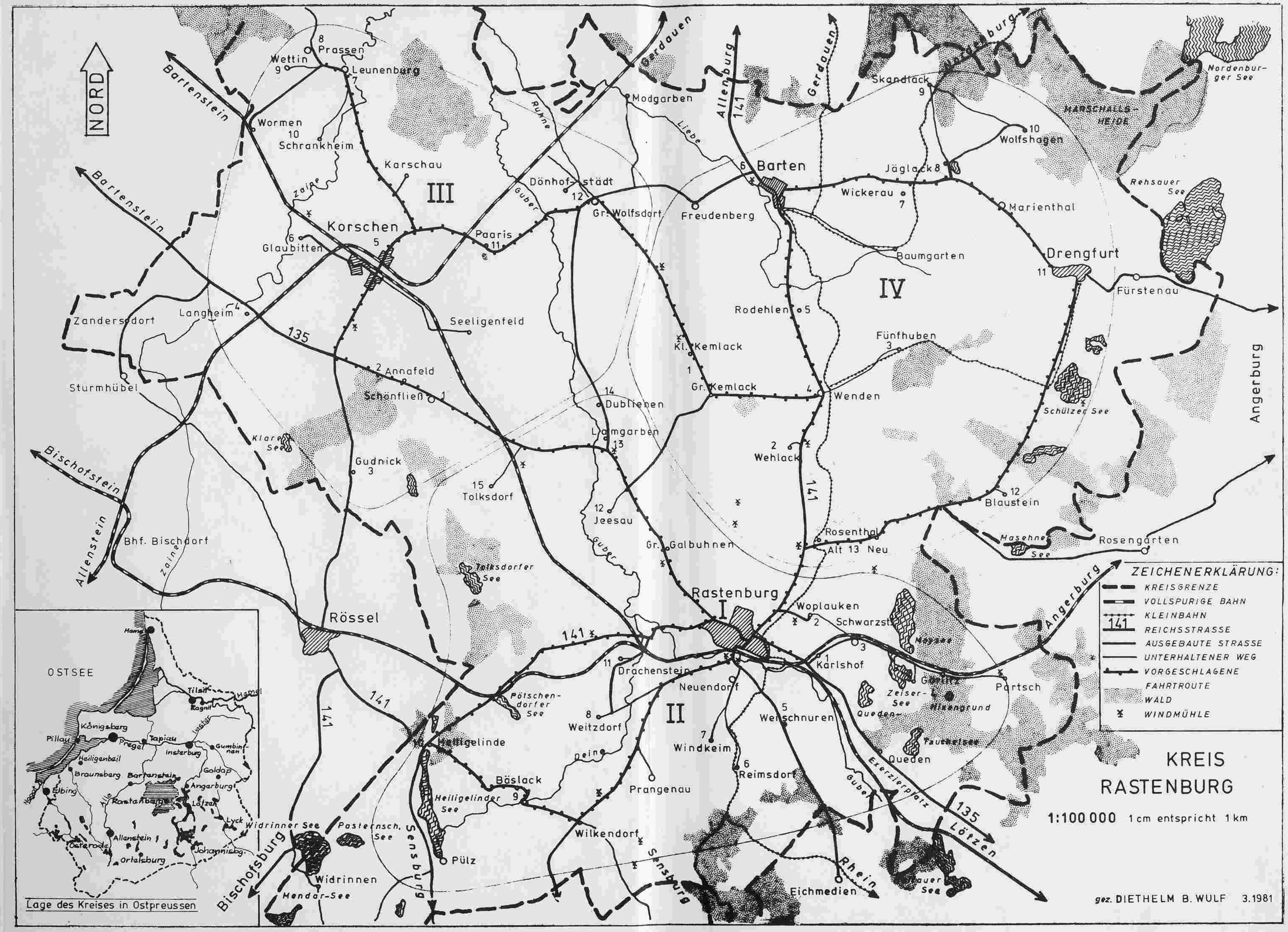
Diethelm B. Wulf

Lebensbilder aus Rastenburg

Der unvergessene Alltag in Ostpreußen

für TADEUSZ
von
Heta Braun
geb. in Rastenburg

KOMMISSIONSVERLAG GERHARD RAUTENBERG · LEER


NORD
Bartenstein
Bischofstein
Allenstein
Bischofsburg
Angerburg
Gerdauen
Allenburg
Sensburg
Lötzen
Rhein
135
141
I
II
III
IV
Wettin
Prassen
Leunenburg
Wormen
Schrankheim
Karschau
Korschen
Glaubitten
Zaine
Ruhne
Liebe
Guber
Modgarben
Dönhofstädt
Gr. Wolfsdorf
Paaris
Freudenberg
Barten
Skandlack
Wolfshagen
Jäglack
Wickerau
Marienthal
Baumgarten
Drengfurt
Fürstenau
Rehsauer See
Nordenburger See
MARSCHALLS-HEIDE
Zandersdorf
Langheim
Seeligenfeld
Sturmhübel
Annafeld
Schönfließ
Klare See
Gudnick
Tolksdorf
Tolksdorfer See
Bhf. Bischdorf
Dubliennen
Lamgarben
Jeesau
Gr. Galbuhnen
Kl. Kemlack
Gr. Kemlack
Rodehlen
Fünfhuben
Wenden
Wehlack
Schülzer See
Blaustein
Masehne See
Rosengarten
Rosenthal
Alt 13 Neu
Rastenburg
Woplauken
Schwarzstein
Karlshof
Maysee
Gerlitz
Partsch
Zeiser-See
Queden-Niesengrund
Queden
Rauteneisen
Exerzierplatz
Rössel
Drachenstein
Neuendorf
Weitzdorf
Pötschendorfer See
Heiligelinde
Heiligelinder See
Bäslack
Prangenau
Wilkendorf
Pülz
Widrinner See
Widrinnen
Mendar-See
Pasternsch. See
Windkeim
Weischnuren
Reimsdorf
Eichmedien
OSTSEE
Memel
Tilsit
Ragnit
Königsberg
Pillau
Pregel
Tapiau
Insterburg
Gumbinnen
Heiligenbeil
Braunsberg
Bartenstein
Goldap
Elbing
Angerburg
Rastenburg
Lötzen
Lyck
Allenstein
Osterode
Ortelsburg
Johannisbg.
Lage des Kreises in Ostpreussen
ZEICHENERKLÄRUNG:
KREISGRENZE
VOLLSPURIGE BAHN
KLEINBAHN
141 REICHSSTRASSE
AUSGEBAUTE STRASSE
UNTERHALTENER WEG
VORGESCHLAGENE FAHRTROUTE
WALD
WINDMÜHLE
KREIS RASTENBURG
1:100 000 1 cm entspricht 1 km
gez. DIETHELM B. WULF 3.1981

© by Kreisgemeinschaft Rastenburg 1984
Kommissionsverlag Gerhard Rautenberg, Leer
Nachdruck nur mit Genehmigung der Kreisgemeinschaft
Gesamtherstellung: Druckerei Gerhard Rautenberg, 2950 Leer
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Western Germany
ISBN 3-7921-0291-9

Inhaltsverzeichnis

Verzeichnis der Bildeinsender 6
Vorwort des Kreisvertreters 7
Quellenverzeichnis 8
Vorwort des Verfassers 9

I. 600 Jahre Rastenburg 13
II. Aus dem städtischen Berufsleben 21
- Handwerk 23
- Handel 40
- Hotelgewerbe 46
- Verwaltung 49
- Fürsorge 52
- Kirchliches Wirken 55

III. Von der Landwirtschaft 71
- Feldarbeit 72
- Viehhaltung 92
- Pferdezucht 97
- Kleinviehzucht 100
- Auf dem Hofe 103
- Bienenzucht 122
- Fischzucht 124
- Jagd 126
- Nahtstellen zwischen Stadt und Land 131
- Förstereien 134

IV. Der Freizeitbereich 139
- Familienleben 140
- Kinderspiele 152
- Freizeitsport 157
- Vereinswesen 165

V. Jugenderziehung 179
- Schulwesen 180
- Die nationalsozialistische Jugendbewegung 199

VI. Wehrdienst 231
- Stadt und Garnison 232
- Militärische Ausbildung 240
- Kriegsgeschehen 245
- Flucht 272

Rastenburger Höllentage 276
Knechtschaft 280
Vertreibung 281
Nachwort des Verfassers 286

Verzeichnis der Bildeinsender

In einigen Fällen ließ sich weder der Fotograf feststellen, noch der Einsender. Bei diesen Aufnahmen fehlt also die Namensnennung. Ist das gleiche Foto von mehreren Personen eingeschickt worden, so wird der Einsender der am besten erhaltenen Aufnahme genannt.
Etliche Bilder wurden von den Einsendern mit bedeutsamen Erläuterungen versehen, die als Zeugnisse persönlichen Erlebens aufbewahrt werden.

Baehr, Else, geb. Nassner (4); Barth, Herta, geb. Rolinke (1); Barth, Reinhold (1); Batschke, Manfred (1); Beckmann, Ernst Notger (2); Behrend, Erika (19); Bendzuck, Alfred (1); Bensiek, Ruth, geb. Otte (1); Boeffel, Kurt (5); Boehm, Leopold (3); Bonacker, Gertrud (2); Böttcher, Carl (27); Böttcher, Gertrud, geb. Ehmke (4); Brettschneider, Udo (15); Brettschneider, Walter (1); Briese, Alfred (3); Briese, Max (15); Brosch, Herbert (3); Brzozowski, Gisela, geb. Voelsch (6); Dembowski, Hermann (1); Dietrich, Gertrud, geb. Tiedtke (4); Dirks, Renate, geb. Gigge (2); Dittbern, Alfred (1); Drews, Ulrich (4); Drost, Hans (3); Dunkel, G. (1); Eulenburg, Mortimer Graf zu (1); Gehm, Hans (1); Glaubitt, Elise (1); Görtz, Ingeborg, geb. Heidemann (3); Guddas, Monika (5); Hantke, Bruno (1); Hauser, Wilhelm (1); Hellmer, Fritz (2); Hilgendorff, Gisela, geb. von der Goltz (14); Hilgendorff, Ilse (1); Himer, Harald (2); Hömpler, Walter (1); Hornung, Dorothee, geb. Küster (2); Jasch, Gerda, geb. Seidler (3); Janssen, Annemarie, geb. Schultz-Fademrecht (4); Joost, Irmgard, geb. Dormeyer (9); Kennel, Heinz (1); Kiaulehn, Heinz (4); Knyphausen, Karin zu (); Krawolitzki, Frank-Lothar (5); Kreiß, Fritz (1); Krieger, Wilhelm (2); Kühn, Ursula, geb. Fehr (5); Kummer, Adolf (2); Labinsch-Diester, Brunhilde (4); Lenssen, Lotti, geb. Ivan (1); Moll, Gottfried (1); Möller, Christa, geb. Koller (1); Motzkau, Hans (7); Neumann, Dorothee, geb. Scheffrahn (2); Offer, Dietmar (2); Olschewski, Fritz (1); Petrich, Hedwig (2); Pieper, Hella, geb. Modricker (4); Pingler, H. (12); Puschke, Herbert (2); Rebstock, Lotte, geb. Degner (3); Rhodmann (1); Rosenowski, Elisabeth, geb. Lemke (1); Rother, Susanne, geb. Tuttas (7); Schmidt, Rudi (1); Schreiber, Günther (2); Schubert, Ursel, geb. Buhlert (4); Schwabe, Helene, geb. Heinrich (1); Soltwedel, Edith, geb. Schweren (2); Stiller, Sigrid, geb. Becker (1); Stobbe, Christian (20); Tewes, Betty (2); Thielker-Zaugg, Irene (1); Tiesler, Raimund (1); Tietzel, Oskar (3); Tillmann, Fritz (4); Waldeck, Paul (1); Wannovius, Karlludwig (9); Wegner, Gerhard (1); Weiß, Annemarie, geb. Kelch (4); Weiß, Lotte, geb. Müller (2); Wesselowski, Alfred (37); Wichmann, Lena (1); Wichmann, Margarete, geb. Totzek (1); Wirsching, Armin und Herbert (2); Wulf, Diethelm (6); Wulf, Herwig (1); Wulf, Inge, geb. Brettschneider (10); Wünsche, Ursula, geb. Schönauer (3); Zabel, Gertrud (2); Zachau, Kurt (5); Zäh-Grünke, Erika (2); Zimmermann, Kurt (1); unbestimmbar (14).
Von insgesamt 95 Einsendern wurden also 400 Fotos verwendet.

Vorwort des Kreisvertreters

Für uns ist es eine große Freude, daß der zweite Bildband über den Kreis Rastenburg schon drei Jahre nach Erscheinen des ersten fertiggestellt werden konnte. Damit ist unser Wunsch erfüllt worden, Vergessenes wieder in Erinnerung zu rufen, das Wissen über die deutsche Vergangenheit im Herzen Ostpreußens zu vertiefen und für die Nachwelt aufzubewahren.

Der Erfolg des ersten Bandes hat sicherlich dazu beigetragen, daß der zweite in so kurzer Zeit ermöglicht wurde; denn viele Landsleute waren durch die „bildhaften Erinnerungen an Stadt und Kreis" ermuntert worden, die letzten Schätze ihrer Fotos hervorzusuchen. Ich danke allen für ihre Mithilfe, sei es, daß sie ihre wenigen geretteten Aufnahmen zur Verfügung gestellt oder Fragen schnell und ausführlich beantwortet haben! Der erste Bildband konnte nur ein Anfang sein. Die thematische Ergänzung mußte folgen.

Um dieses Buch schaffen zu können, hat Diethelm B. Wulf nach langwierigen Vorbereitungen mit Materialsammlungen fast seine gesamte Freizeit der Jahre 1983/84 für die Ordnung, Auswahl und Zusammenstellung der Bilder sowie für die sehr ausführlichen Beschreibungen und Berichte opfern müssen. Die Motivation für diese umfangreiche Arbeit ist mit seiner Pflichterfüllung für Ostpreußen zu erklären.

Viele Aussagen in Wort und Bild sind nicht nur für den Kreis Rastenburg bezeichnend, sondern für weite Teile Ostpreußens. Das Buch wird alle ansprechen, die sich über das Leben in Ostpreußen in der Zeit von 1930 bis 1945 informieren wollen.

Von besonderer Aussagekraft sind die Schilderungen der nationalsozialistischen Einflüsse in allen Lebensbereichen. Damit hat der Autor ein von ihm miterlebtes Stück Zeitgeschichte dargestellt. Er hat sich jeder Wertung enthalten und lediglich dokumentiert — das aber mit Sorgfalt und aufmerksamen Augen. Für seinen Mut, auch unangenehme Dinge mitzuteilen, sei ihm besonderer Dank; denn diese wahrheitsgemäße Dokumentation zeigt endlich, was viele aus ihrem Bewußtsein verdrängt haben. Sie zeigt aber auch, wie fehlerhaft und konstruiert oft über jene Zeit berichtet wird. Somit ist dieses Buch auch ein Beitrag zum Verständnis des ostpreußischen

Volksverhaltens während der nationalsozialistischen Ära.
Ich bin überzeugt, daß dieses Buch seinen Wert als Dokumentation deutschen Lebens in Ostpreußen behalten wird.

Hubertus Hilgendorff — Kreisvertreter

Quellennachweis

Rastenburg. Chronik von Kreis und Stadt. Martin Modricker/Walter Luckenbach. Theodor Oppermann, Hannover, nach 1951.
Der Kreis Rastenburg. Dr. Rudolf Grenz. Rathmann, Marburg 1976.
Festschrift zur 425. Wiederkehr des Gründungsjahres 1546 der Herzog-Albrecht-Schule zu Rastenburg. Stephansstift Hannover 1971.
Lebenserinnerungen des Dodo Freiherrn zu Innhausen und Knyphausen. Manuskript.
Über das Leben unserer Vorfahren in Ostpreußen auf dem Lande. Friedrich Helmerking. Bruchhäuser, Herdecke 1983.
Heinz Dembowski, Beschreibung seines Lebens für die Karlshöfer Anstalten. Hermann Dembowski. Repro 1977.
Polen und wir. Jürgen Danowski. Staats- und Wirtschaftspolitische Gesellschaft. Hamburg 1979

Ergänzende Berichte zu den Themen dieses Buches liefern folgende Artikel aus **„Rund um die Rastenburg. Nachrichten aus Heimat- und Patenkreis“**, herausgegeben von der Kreisgemeinschaft Rastenburg in der Landsmannschaft Ostpreußen e.V. Die Heftnummern sind in Klammern angegeben.

Zu Titel II:

Erinnerungen an die Zuckerfabrik Rastenburg. Erich Linnenkohl jr. (5/82)
Geschichte der Rastenburger Zeitung. Heinz Kiaulehn (22/79)
Die Kreissparkasse Rastenburg. Arthur Schütz (15/75)
Rastenburger Hotels, Restaurants und Kneipen. Karl Artischewski (19/77)
Wilhelm Gemmel, unser Rastenburger Superintendent. Martin Braun (3/81)
Das Predigerseminar in Carlshof. Martin Braun (6/83)
100 Jahre Freiwillige Feuerwehr in Rastenburg (1881—1981). Heinz Kiaulehn (3/81)

Zu Titel III:

Glaubitten und Joachim Boehm. Leopold Boehm (2/81)
Kleinmittag. Monika Guddas (4/82)
Ein Schlachtfest. Erna Radtke (7/83)
Sommerfest in Dublienen. Diethelm B. Wulf (22/79)
Freizeit und Disziplin. Christian Stobbe (20/78)

Zu Titel IV:

Ein ostpreußischer Großvater. Erna Radtke (6/83)
Weihnachten daheim. Ursula Wünsche (13/74)
Weihnacht auf der Freiheit. Bruno Zachau (3/81)
Es begab sich... Weihnachtserinnerungen von Erna Radtke (11/79)
Weihnachten, Neujahr und die Zwölften. Heimatliche Bräuche um die Zeit des Jahreswechsels. Siegfried Bahr (19/77)
Herbstferien in Rastenburg. Ursula Wünsche (19/77)
Ostpreußische Reminiszenzen. Karl Artischewski (23/79)
Kinderspiele in Rastenburg. Heinz Kiaulehn (14/75)
Selbst in Vancouver erinnert man sich an Rastenburg. Udo Brettschneider (5/82)
Der Männer-Gesangverein Korschen. Brunhilde Labinsch-Diester (15/75)
Der Rastenburger Sportverein. Walter Kaiser (21/78)
Erinnerungen an die Sportstadt Rastenburg. Franz Barkenings (17/76)
Erinnerungen eines ehem. Rastenburger Oberschülers an Schule und Sport. Willy Otto Hellmer (16/76)
Evangelische Jungschar Korschen. Fritz K. Wischnewski (7/71)

Zu Titel V:

Die Dorfschulen und ihre Lehrer am Beispiel Prangenaus. Ernst Pohl (13/74)
Weißt Du noch? Erinnerungen an die Hippelschule. Siegfried Welt (6/83)
Die „Gehobenen“ von Korschen. Darstellung eines Schülerjahrganges als Beispiel für viele. Fritz K. Wischnewski (6/71)
Die Schulfahrt. Fahrschülergeschichten. Katja de Vries (16/76)
Die Fahrschüler von Rößel. Günther Brückner (21/78)
Erinnert ihr euch unserer ostpreußischen Winter? Im Ponywagen zur Schule. Ilse Hilgendorff (3/81)
Einer Mädchenschule männliche Minderheit. Brief eines einstigen Hindenburg-Oberschülers. F. K. Wischnewski (7/71)
Späte Geständnisse. Siegfried Bahr (7/71)
Sparer in Panik. Knyphausen/Arthur Schütz (2/81)
Es geschah vor 50 Jahren. Volksabstimmung in Südostpreußen, am 11. 7. 1920. Paul Julius Langhals (5/70)
Splitter. Episoden aus Rastenburg. Diethelm B. Wulf (23/79) (24/79) (1/80)

Zu Titel VI:

Garnisonstadt Rastenburg und ihre Militärmusik. Karl Artischewski (15/75)
Heinrich Graf zu Dohna (1882—1944). Lothar Graf zu Dohna (5/82)
Vor nunmehr 30 Jahren. Rastenburgs Schicksal. Siegfried Bahr (13/74)
Der große Treck. Siegfried Bahr (5/70)
Unsere Flucht. Ernst Anker (5/70)
Der Versuch. Gertrude Bahr (5/70)
Ein Brief aus jenen Tagen. Otto Prengel (5/70)
Denkmal für einen Bootsmann. Gertrud Lichtenstein (13/74)
Das Herz von Korschen. Erna Radtke (17/76)
Flucht aus Korschen 1945. Frieda Braun (4/82-7/83)
Ein Kommandant von Prangenau. Erna Radtke (7/71)
Dr. Ludwig Diehl. Verdienst und Tragik im Leben eines Krankenhauschefs. Aus „Die ostpr. Arztfamilie“ 1966 (6/71)

Vorwort des Verfassers

1981 ist der Bildband „Das war unser Rastenburg — Bildhafte Erinnerungen an Stadt und Land“ erschienen. Die Verfasser, Raimund Tiesler und ich, hatten es sich zur Aufgabe gemacht, Städtchen und Dörfer, Straßen und Plätze, Landschaft, Gehöfte und Güter so zu zeigen, wie die letzten Ostpreußen das Bild der Heimat in ihren Herzen bewahrt hatten. Der Band sollte nur mit eigenen Augen Gesehenes enthalten, nicht Museumskatalog sein. Dabei kam uns die umfangreiche Fotosammlung von Siegfried Bahr zugute. Der Wunsch aller, die verlorene Heimat wenigstens im Bild wiederzusehen, konnte erfüllt werden. Der Erfolg des Buches machte bereits nach knapp 2 Jahren den Druck einer 2. verbesserten Auflage erforderlich.

Warum dieses Buch folgen mußte.

Heute kann man wieder nach Rastenburg reisen, so meinen viele, merken dann aber, daß sie nach Ketrzyn gekommen sind und nicht nach Hause. Sie sind nur Gäste, um sie herum Fremde, die unsere Sprache nicht verstehen, die vor politischen Zwängen und wirtschaftlichen Nöten in strenge religiöse Gläubigkeit flüchten. Unsere Heimat erhielten sie zum Geschenk und sind doch nicht glücklich in dem Land, das uns in der Erinnerung so paradiesisch erscheint, das unsere Vorväter der Wildnis entrissen und über 700 Jahre lang unter unsäglichen Opfern bewahrt, kultiviert und zur Blüte gebracht hatten.

Wie war es denn, als wir dort wohnten, in der Schulpause auf dem Hof herumtollten, Mutter zum Wochenmarkt begleiteten oder den Vätern bei der Arbeit zuschauten? Wie sah der Alltag damals aus, als wir in Rastenburg noch lachen konnten? Was war das typisch-unverwechselbar Ostpreußische? Darauf konnte der 1. Bildband keine Antwort geben, und unsere Kinder und Enkel werden es in Ketrzyn nicht finden. Ich wollte und mußte es versuchen, dieses Alltagsleben in einer Zeit politischer Gärungen und Auswüchse und kriegerischer Vernichtungswut mit Bildern und Worten nachzuzeichnen, damit alle, die nach uns kommen, unsere Spuren nicht nur in baulichen Resten entdecken, sondern uns und unsere Zeit verstehen, unsere Freuden, Irrtümer und Schrecknisse. Sie sollen ein kleines Stückchen Zeitgeschichte aufblättern und erkennen, daß der Strudel, ist er mächtig genug, auch die zur Umkehr Entschlossenen und allzeit Braven erfaßt. Möge diese Einsicht allen, die einst verfeindet waren, Mahnung sein! Den vor dem Grauen Geflüchteten und den mitleidlos Vertriebenen sollte man menschliches Mitgefühl nicht versagen.

Wie die Bilderauswahl erfolgte.

Die Idee zu einer Dokumentation mit so anspruchsvollen Zielen ließ sich nur unter großen Schwierigkeiten verwirklichen. Zunächst war kein Bildmaterial vorhanden. War es für eine Sammelaktion unter meinen früheren Mitbürgern vielleicht schon zu spät? Wer weiß, wieviel unersetzliche Zeugnisse von einst in Unkenntnis ihres Wertes von Hinterbliebenen und Nachlaßverwaltern in die Mülltonne geworfen worden sind! Besorgte Appelle an alle, mir die Privatfotos über das Leben in Rastenburg zu schicken, fanden glücklicherweise Gehör. Es stapelten sich bei mir Zuschriften mit einzelnen Aufnahmen, aber auch mit ganzen Serien. Mitunter sah man den Bildern an, daß sie der Einsender bei seiner Flucht als letzte Erinnerung an glückliche Jahre am Körper getragen hatte. Allen sei Dank! Ohne ihre Mithilfe im kleinen wäre das vorliegende Buch nie entstanden.

Nach 1½ Jahren hatte ich weit über 1000 Fotos beisammen. Leider hatten sehr viele in langen Jahren ungeeigneter Aufbewahrung in ihrer Qualität sehr gelitten, etliche besaßen keine Aussagekraft, keinen Bezug zum ostpreußischen Leben. Das war häufig bei Gruppenaufnahmen der Fall. Wieder andere hätten zu den Orts- und Güterbeschreibungen des Bildbandes „Das war unser Rastenburg" gehört, auch paßten Fotos aus zu weit zurückliegenden Jahren nicht zu dem abgegrenzten Vorhaben. Die Auswahl umfaßte nur noch die Hälfte der eingesandten Fotos. Sie stammten aus verschiedenen Orten, von immer wieder anderen Familien, aus weit auseinanderliegenden Jahren. Wie konnte man das zusammenfügen?

Eine Ordnung nach Themen war naheliegend, aber es fehlte jeglicher Zusammenhang in den Themenbereichen. Meine Überlegung war, die Gruppierung nach Jahresdaten weitgehend aufzugeben. Dann könnte eine Zuordnung möglich sein, die vielleicht eine fortlaufende Bilderzählung innerhalb der Kapitel zuließe. Ich habe mich also entschlossen, den Zeitabschnitt so gering wie möglich zu halten und im wesentlichen nur Aufnahmen aus den Jahren 1930 bis 1945 auszuwählen. So gelang es, beispielsweise die Feldarbeit in ihrem Ablauf vom Frühjahr bis zum Winter bildhaft darzustellen. Allmählich tastete ich mich vor und konnte das Puzzle so zusammensetzen, daß man dem Ergebnis nicht die Mühsal der vergeblichen Versuche ansieht.

Die einzelnen Bilder sagen für sich betrachtet oft nur Banalitäten aus. Wann geschehen im Alltag schon bedeutsame Ereignisse? Insgesamt verdichten sich aber die Bilder bescheidenen Inhalts wie Mosaiksteinchen zu einem sehr detaillierten Lebensbild der damaligen Jahre, in denen vieles so ganz anders war als heute. Wer zu sehen versteht, wird sich des Reizes, der in diesen Unterschieden liegt, bewußt werden. Das Buch kann ostpreußische Lebensart nur fragmentarisch aufzeigen. Dennoch: Wenn auch Teile des Gesamtbildes fehlen, so ist doch sehr viel Substanz vorhanden. Fehlendes wirkt nicht nur als Mangel, sondern auch als steigerndes Element, das heißt, das sichtbare Mosaiktorso wird durch das Ausgebrochene noch wertvoller; freuen wir uns doch besonders darüber, daß so viel erhalten worden ist.

Hat dieses Buch dokumentarischen Wert?

Bei einer Dokumentation hat man sich unter allen Umständen an folgende strenge Regeln zu halten: Man darf nichts verschweigen, nichts beschönigen oder gar nach eigenem Dafürhalten auslegen. Man sollte sich auch jeder Wertung enthalten. Welche Geschehnisse gut oder schlecht, richtig oder falsch waren, mag der Leser selbst entscheiden. Diese Forderungen sind konsequent berücksichtigt worden. In Bildern und Erklärungen wird lediglich wiedergegeben, wie es damals tatsächlich gewesen ist.

Die oft geübte Praxis, jedes Hakenkreuz zu retuschieren und jedes Foto mit NS-Inhalt auszumustern, ist in meinen Augen eine Fälschung. Angehörige meiner Generation kennen Rastenburg nur braun. Die Zeit davor verschwimmt in früher Kindheit. Welches Thema ich auch behandelte, irgendwo kam dabei der braune Ton ins Bild — überall. Die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit wird daher niemandem erspart bleiben, auch wenn er die Erinnerung an jene Zeit verdrängt haben sollte. Junge Menschen, die nicht dabei waren, müssen sich an wahrheitsgemäßen Berichten orientieren können. Man sagt, aus der Geschichte könne man viel lernen. Gewiß, aber nur dann, wenn sie nicht einseitig betrachtet wird und nicht nach modischen Denkschablonen.

Ich habe mich nicht gescheut, Dinge auszusprechen, die für das Verständnis nötig sind, aber gar nicht gerne gehört werden. Auf Seite 45 finden Sie beispielsweise den Satz, daß Hindenburg einen Reichskanzler ernannt habe, „der über atemberaubende Fähigkeiten verfügte". Oder da steht auf Seite 146, die Deutschen seien nach dem 1. Weltkrieg zu lange gedemütigt und wirtschaftlich ruiniert worden. „Von den Siegern war nichts Gutes zu erwarten. Sie hatten Ostpreußen vom Reich getrennt. Hitler war eine Hoffnung." Man könnte solche Zitate anführen, um mich als Revanchisten und unbelehrbaren Nazi hinzustellen. Das wäre böswillig; denn ich habe mich meiner Meinung enthalten. Niedergeschrieben wurden die Ansichten, welche die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung damals gehabt hat. Der Nazismus hatte seine Ursachen! Ablehnung und Verachtung der braunen Machenschaften dürfen nicht zur Unterdrückung wichtiger Fakten führen, deren Kenntnis zur Beurteilung des Volksverhaltens unerläßlich ist.

Warum die Bildtexte so ausführlich sind.

Jedes Foto habe ich Quadratzentimeter um Quadratzentimeter mit einer starken Lupe betrachtet. Auf diesen Entdeckungsreisen habe ich so viel Interessantes aufgespürt, wie die damaligen Preise von Kameras oder Bohnenkaffee, die ersten Herstellerfirmen von Radiogeräten, das Warenangebot einer Drogerie, den technischen Entwicklungsstand von Motorrädern, die Hinweistafel für deutsche Erzeugnisse auf dem Wochenmarkt und die Texte von Werbeplakaten in der Berufsschule, auch die schwangere Kriegsbraut, oder die von einem Turm der Wallfahrtskirche Heiligelinde wehende Hakenkreuzfahne. All diese Dinge würden dem Leser bei flüchtiger Bildbetrachtung entgehen. Das wäre sehr schade; denn gerade die Fülle von Alltäglichkeiten macht das Buch so lebensnah.

Ohne Lupe hätte ich niemals gesehen, daß hinter der jungen Angestellten des Arbeitsamtes am Schreibtisch ein Kalender von 1944 und eine Osteuropakarte an der Wand hängen. Nun lag die Vermutung nahe, daß sie täglich den Frontverlauf auf der Karte abgesteckt hatte. Ich fragte bei der Einsenderin der Aufnahme an, und meine Vermutung wurde mir als richtig bestätigt. Plötzlich wurde aus dem kaum bemerkenswerten Foto ein beklemmendes Dokument. Man muß sich einmal vergegenwärtigen, unter welchen seelischen Belastungen und Ängsten zu jener Zeit gearbeitet werden mußte! Die Furcht stand uns im wahrsten Sinne des Wortes ständig im Nacken.

Ich hätte auch nicht die Phantasiedekorationen der Hakenkreuzfahnen auf dem Bilde Seite 45 bemerkt. Ich grübelte, was die Ursache dafür gewesen sein könnte. Was hatte sich denn vor dem 1. Mai 1938 ereignet? — Es war der bejubelte Anschluß Österreichs! Diese Zusammenhänge mußte ich dem Leser deutlich machen, damit er erkennt, daß man sich auch im entlegendsten Winkel des Deutschen Reiches nicht aus der Geschichte stehlen konnte. Zwar war Ostpreußen immer mehr oder weniger abseits, aber Rastenburg stand eines Tages doch im Mittelpunkt des Weltgeschehens. Das Führerhauptquartier war die Ursache.

Kein Platz für Eitelkeiten.

Dieses Buch ist eine Überlieferung. Es hat größere Bedeutung für diejenigen, die nach uns kommen, als für uns. Deshalb habe ich die Namen der abgebildeten Personen fortgelassen. Sie sind in den meisten Fällen ohne Bedeutung, wären eine stete Quelle für Irrtümer und eine langweilige Unterbrechung wichtigerer Aussagen. Ich wollte nicht einzelnen Leuten ein Denkmal setzen, sondern unserer Heimat mit ihren Menschen in der Gasamtheit. Wir müssen es mit

Würde auf uns nehmen, daß unsere Zeit in Kürze vorüber ist. Es bleibt kein Platz mehr für Eitelkeiten.

Die Dokumentation ostpreußischen Lebens gründet sich auf die einzelnen Zeugnisse, die Bilder. Daher ist es möglich, daß z. B. von einem kleineren Betrieb berichtet wird, weil davon Fotos existieren, dagegen ein größerer unerwähnt bleibt. Das ist kein schwerwiegender Mangel; denn ostpreußische Lebensart, die es hier darzustellen galt, war nicht von der Betriebsgröße abhängig.

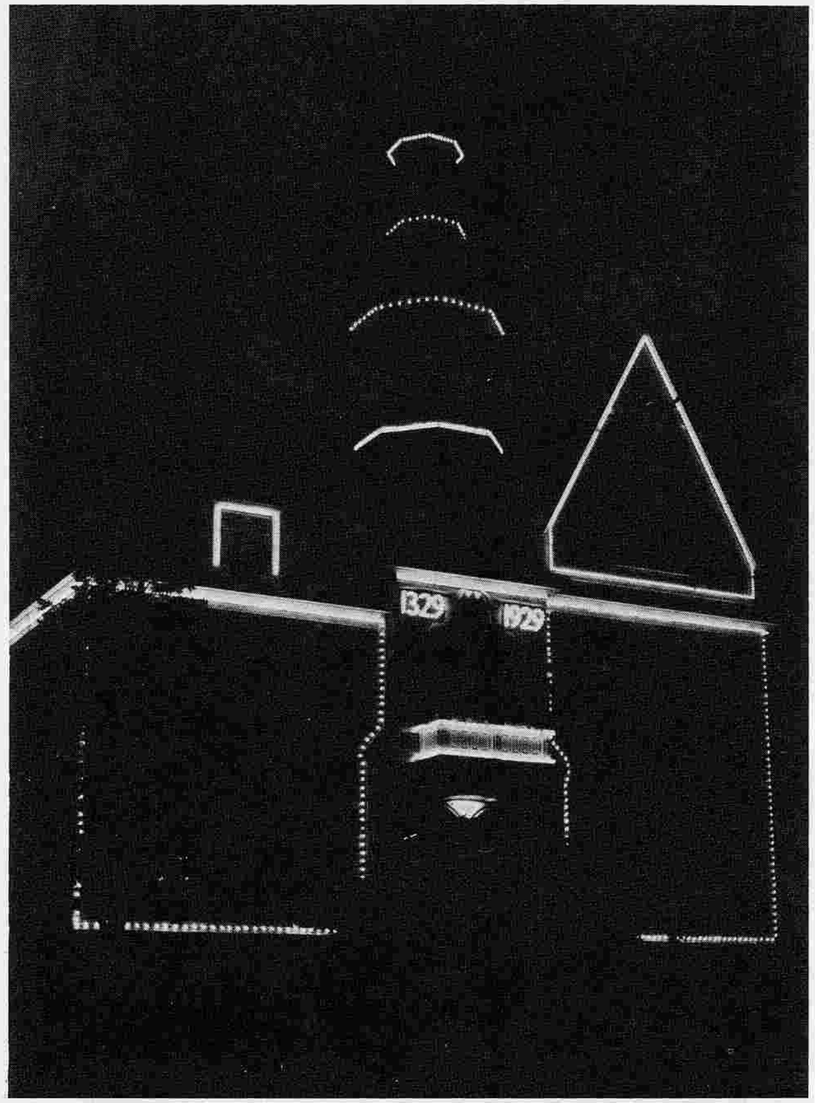
Was nicht mehr Inhalt dieses Buches ist.

Der Bildband gibt einen umfassenden Einblick in den frühen Lebensabschnitt unserer Generation, der uns geprägt hat und aus dessen turbulentem Geschehen wir vielfältige Erfahrungen und Lehren gezogen haben. Ostpreußen ging verloren, aber den geflüchteten Bewohnern wuchs die Kraft zu einem neuen Anfang. Sie hatten wesentlichen Anteil am Aufbau der Bundesrepublik aus Verwüstung und unvorstellbarer Not. Dennoch dauerte es anderthalb Jahrzehnte, bis die Ostflüchtlinge völlig eingegliedert waren. Sie hatten den am nachhaltigsten wirkenden Verlust erlitten — den der Heimat. Nie haben sie sich damit abfinden können und immer mit Nachdruck das Recht auf die Heimat vertreten — sehr zum Verdruß mancher Verzichtler, die gar nicht aus dem Osten stammen. Hier werden Gegensätzlichkeiten fortbestehen. Sonst aber sind sich die allermeisten Deutschen darin einig, daß noch geduldig und unbeirrt an einer Verbesserung der Beziehungen zu den Ostvölkern gearbeitet werden muß, um den Frieden dauerhaft zu sichern. Das kann nicht durch Nachgiebigkeit und Aufgabe unserer freiheitlichen, demokratischen Prinzipien geschehen, sondern nur durch Abbau des Mißtrauens zwischen Ost und West und durch menschliches Miteinander über die Grenzen hinweg. Hilfeleistung für die heute in unserer Heimat ansässigen Polen war vielen Deutschen Selbstverständlichkeit. Mögen solche ermutigenden Anfänge Hoffnung und Ansporn sein, bis der Traum von der Überwindung trennender Grenzen doch einmal in Erfüllung geht!

Goslar, im Juli 1984 Diethelm B. Wulf

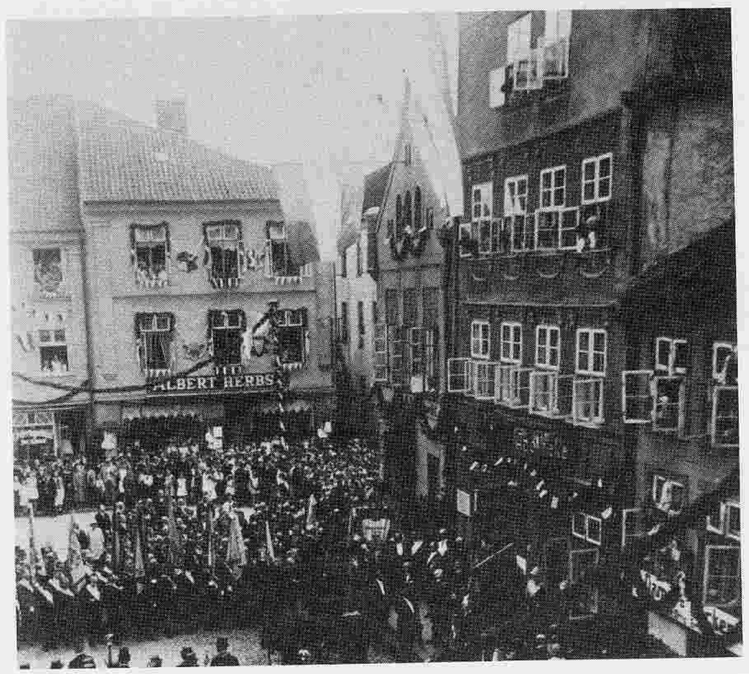
I

600 Jahre Rastenburg



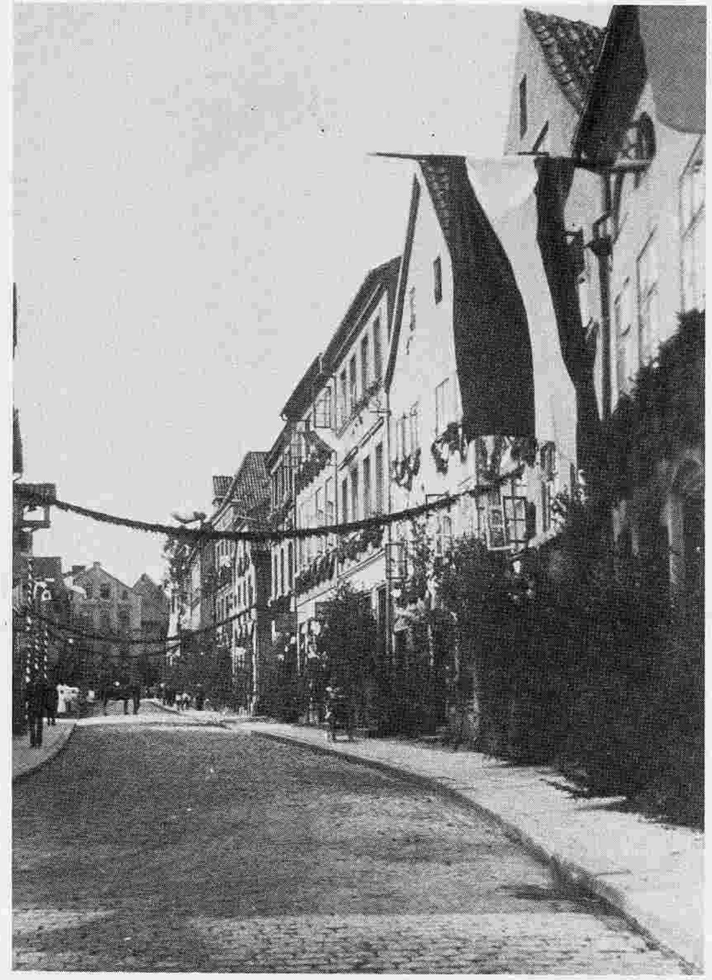
1929 konnten die Rastenburger auf eine 600jährige Geschichte ihrer Stadt zurückblicken, und sie taten es mit Stolz. Monatelang hatten sie Vorbereitungen getroffen, um alle Stationen der städtischen Entwicklung in Erinnerung bringen zu können mit Festschriften, Vorträgen, Ausstellungen, Gedenkstunden und Umzügen. Jeder wollte zum Gelingen der Festlichkeiten beitragen: Stadtverwaltung, Handwerk, Geschäftsleute, Kirche, Vereine, Militär, Schulen und Familien, die ihre Häuser herrichteten und schmückten.
Bestaunt wurde das Rathaus, dessen Konturen viele hundert Glühlampen in die schwarze Nacht zeichneten. *(Foto Alfred Wesselowski).*

Auf dem Alten Markt brachten Musikanten sonntags den Frühaufstehern ein Ständchen. Im Blickfeld liegen die mit Girlanden und Fahnen geschmückten Häuser der Kirchenstraße. Ein Schriftband über dem mittleren Laden verkündet: Räumungsverkauf wegen Umzug. Später wurde hier die Gaststätte Bollin eröffnet.



Man gedachte aller für die Stadt bedeutsamen Persönlichkeiten, und zu denen gehörte der Dichter Arno Holz, der eben in diesem Jahr gestorben war. Er besitzt in der Literaturgeschichte einen Sonderplatz für Originalität, seine wortgewandten Gedichte waren aber nur wenigen Mitbürgern bekannt. An seinem Vaterhaus, der Adler-Apotheke am Alten Markt, wurde eine Gedenktafel enthüllt. Der Festredner versuchte, sich lauthals der großen Menschenmenge verständlich zu machen; denn Mikrofon und Lautsprecher gab es damals noch nicht. *(Beide Fotos Karlludwig Wannovius).*

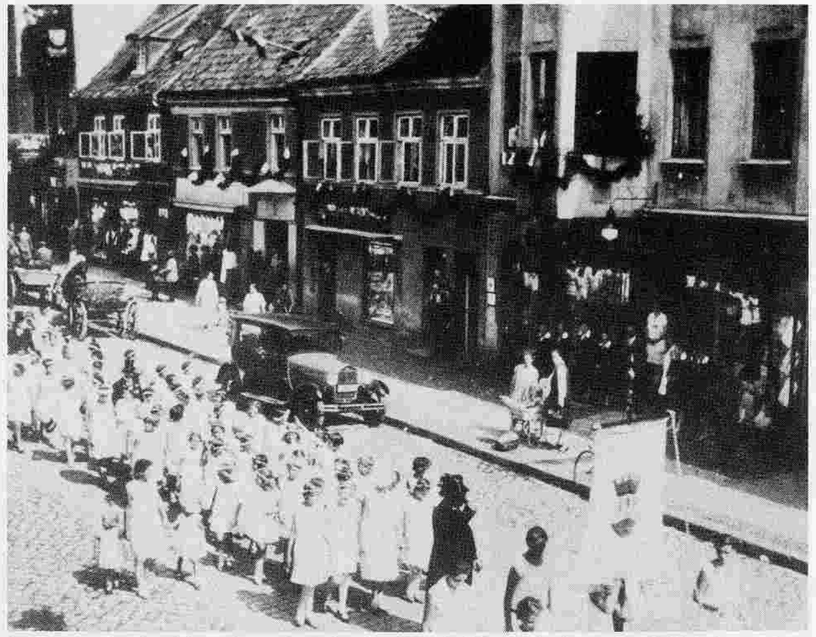
Die Kirchenstraße war durch ihren Festschmuck nicht wiederzuerkennen.
Girlanden schwangen sich von Fenster zu Fenster und über die Straße. Vor allen Hauseingängen standen junge Fichten und Birken.
In der Mitte des linken Bildrandes sieht man die alte Feuerglocke am Eckhaus zum Alten Markt. Einige Jahre später wurden an mehreren Stellen der Stadt furchterregende Sirenen installiert.



Die Geschäftsleute hatten die Schaufenster mit Phantasie dekoriert. Das Modehaus Albert Herbst, das auf der Abbildung links deutlich erkennbar ist, brachte einen geschichtlichen Beitrag: Mode im Wandel der Zeit — von 1600 bis 1920. *(Rhodmann-Foto).*

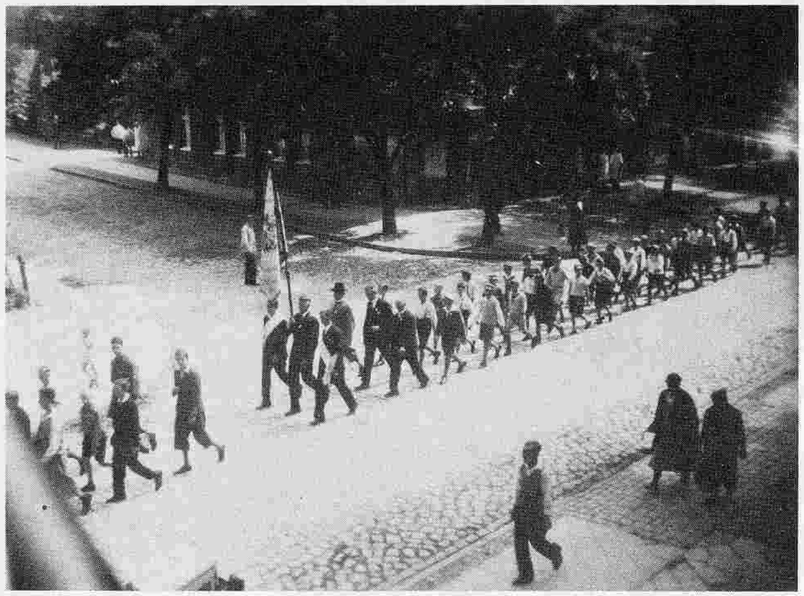
Am Neuen Markt standen drei tannenumwundene, girlandenverbundene Masten mit der Zahl 600 als Eingangstor zur Königsberger Straße. Auszumachen sind die Altdeutschen Wein- und Bierstuben, Kolonialwarengeschäft Rohmann, Hutgeschäft Carl Eugen Puck, Eisenhaus Gebrüder Reschke und Fahrradgeschäft Gottlieb Boeffel. *(Foto Alfred Wesselowski).*

Die Brauerei hatte Pferde und Rollwagen ebenfalls herausgeputzt und brachte „Jubiläum-Bier" zu den Hotels in der Angerburger Straße.



Immer wieder Umzüge durch die Stadt. Hier sind es die Mädchen des Hindenburg-Oberlyzeums, die ihrer Schulstandarte durch die Königsberger Straße folgen. Alle tragen weiße Kleidchen und Blumenkränze im Haar. Rechts vorn befindet sich das Central-Kaufhaus. Chef, zwei Frauen und sieben Ladenmädchen schauen dem Vorbeimarsch zu. Am Straßenrand durfte man offensichtlich in beiden Richtungen parken. *(Foto Karlludwig Wannovius).*

Gymnasiasten der Herzog-Albrecht-Schule auf dem Marsch durch die Hindenburgstraße. Hinter der Schulfahne Oberstudiendirektor Ulonska, Studienrat Klein (mit Hut) und der kahlköpfige Oberstudienrat Schack. *(Foto Alfred Wesselowski).*



Das Geschäft der Konsum- und Spargenossenschaft in der Wilhelmstraße gehörte einem „Stahlhelmer". Der Stahlhelm war ein Bund der Frontsoldaten. Seine Mitglieder trugen Uniform und hatten den Gruß „Front heil!" Die Fahne war schwarz-weiß-rot. Vor dem Eingang steht Peter Schweren mit seinen beiden Töchtern. Am rechten Bildrand eine Benzin-Zapfsäule. Der Treibstoff wurde mittels einer Handpumpe in ein Meßgefäß befördert. Durch Öffnen eines Ventils lief es von dort durch einen Schlauch in den Benzintank des Automobils. *(Foto Edith Soltwedel, geb. Schweren).*

Selbst der Speiseeisverkäufer hatte seinen Karren geschmückt. Wenn er am Endpunkt eines Festumzuges zur Stelle war, fanden die vier köstlichen Eissorten in der Waffeltüte reißenden Absatz. *(Foto Alfred Wesselowski).*

II
Aus dem städtischen Berufsleben

Für die wirtschaftliche Entwicklung eines Kreises sind die Verkehrsverbindungen von ausschlaggebender Bedeutung. Nach dem Ausbau eines von der Stadt strahlenförmig ausgehenden Straßensystems wurden etliche Buslinien eingerichtet, einige von der Post.
(Foto Fritz Hellmer. 1931)

Aufsehen erregten große Busse, die aus Königsberg kamen, und nach Aufenthalt bei Thuleweit kreuz und quer durch Masuren fuhren.
(Foto Susanne Rother, geb. Tuttas).

Handwerk

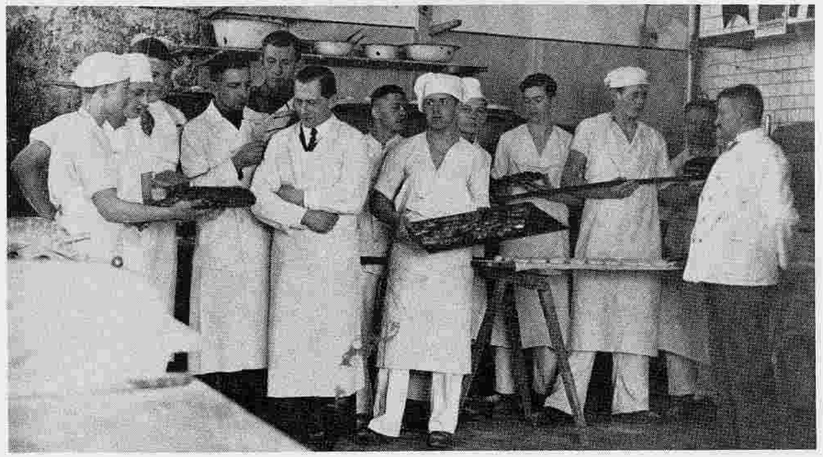
Selbst Katze und Hund sind auf dem Arm dieses strahlenden Glücksbringers friedlich. Seine Zunft gehörte zu den jüngeren. Sie ist aus der Notwendigkeit der Brandverhütung durch regelmäßige Pflege der Feuerstätten entstanden. *(Foto vor dem Gasthaus Tiedtke in Schwarzstein von Gertrud Dietrich, geb. Tiedtke).*

In Ostpreußen wurden die allermeisten Wohnungen von Öfen beheizt. Deshalb hatten die Häuser mehrere Schornsteine. Auf dem Lande wurde meist mit Holz und Torf geheizt, in der Stadt mit Braunkohlenbriketts oder Koks.
Der Beruf des Ofensetzers hatte seit jeher besondere Bedeutung. Erfahrene Ofenbauer verstanden es, die Wärmequelle so geschickt zwischen den Wänden zu errichten, daß von ihr mindestens zwei Räume beheizt werden konnten. Kachelöfen speichern die Wärme und geben sie selbst dann noch lange ab, wenn das Feuer in den Nachtstunden erloschen ist. Zu einem guten Kachelofen gehörte eine Wärmeröhre, in der duftende Bratäpfel schmorten. Und natürlich durfte die Ofenbank nicht fehlen, der behaglichste Platz für Mutters Handarbeit. *(Foto Ursel Schubert, geb, Buhlert, Podlacken).*

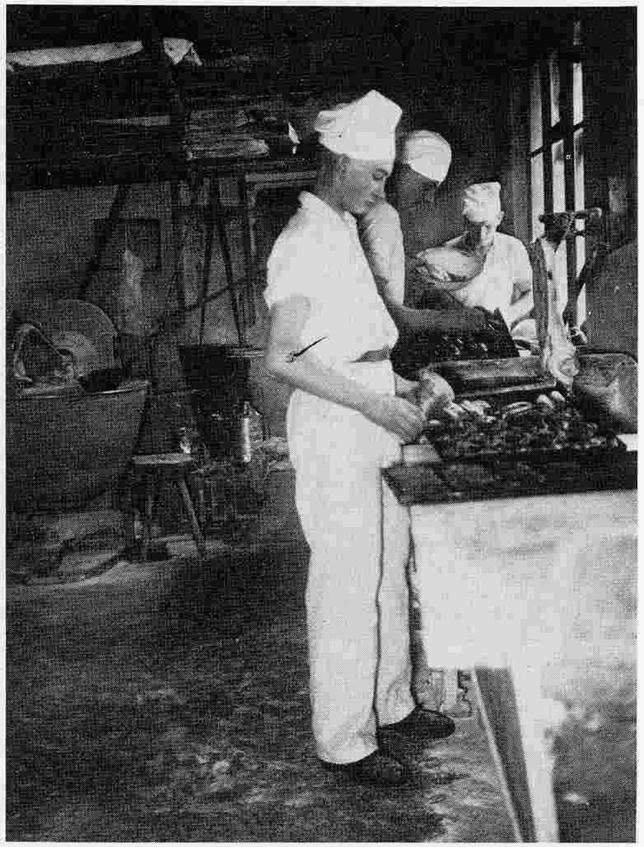
Die Rastenburger Bäcker besaßen seit 1372 Zunftrechte. Nur wer der Zunft angehörte, durfte den Beruf ausüben. Die Zahl der Meister, Gesellen und Lehrlinge wurde festgelegt, außerdem die Menge der Backwaren, die sich nach dem Bedarf richtete. Die Zünfte setzten auch die Preise fest. So war eine auskömmliche Existenz gesichert. Durch die Gewerbefreiheit, die 1811 eingeführt wurde, erhielt das Handwerk erheblichen Auftrieb, doch wurde der Leistungsstand der Meister und ihrer Betriebe gefährdet. Daher setzte sich nach 1850 die Gewerbeordnung durch, nach welcher die Gründung eines Handwerksbetriebes einen Befähigungsnachweis der Innung voraussetzte.

Das gepflegte Wohn- und Geschäftshaus des Bäckermeisters Gustav Schwarz, Rastenburg, Freiheit. *(Foto Ruth Bensiek, geb. Otte, Stürlack).*

Zu den Hauptaufgaben der Innung gehörte die Förderung der Ausbildung. Sie führte daher jährlich einen Berufswettkampf durch. Hier begutachtet die Kommission die fertigen Backwaren. *(Foto aus der Bäckerei Chmilewski, Stiftstraße, von Wilhelm Hauser. 1934).*



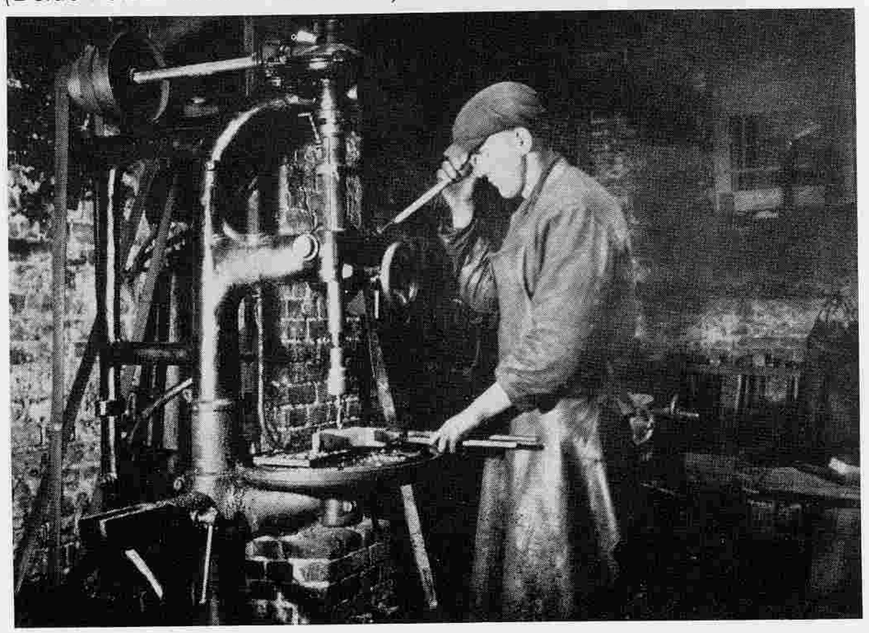
In der Bäckerei Kiaulehn, Hindenburgstraße, sind die Gesellen gerade dabei, Kleingebäck mit Zuckerguß zu bestreichen oder mit Puderzucker zu bestäuben. Der Fachmann wird sich für die alten Gerätschaften in der Backstube interessieren. *(Foto Lena Wichmann).*

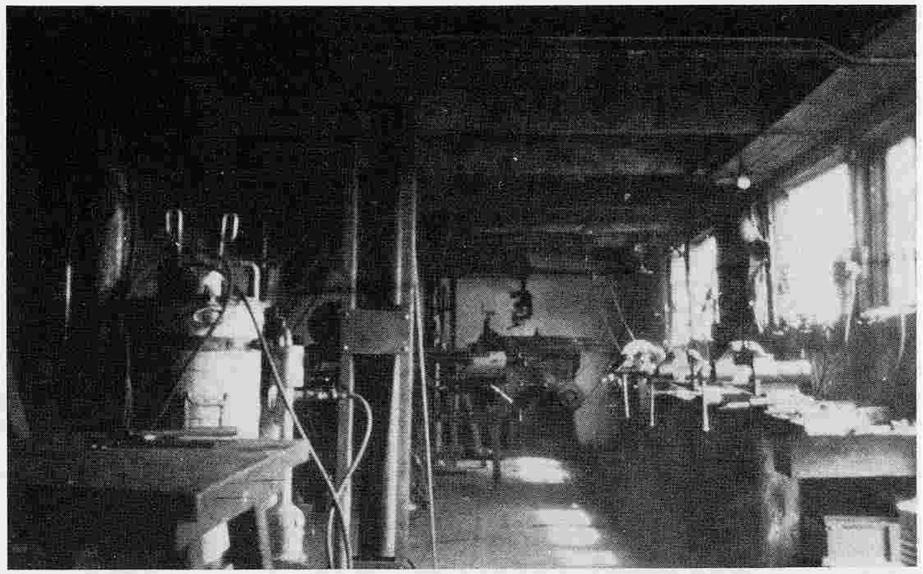


Es gab viele Bäckereien in Rastenburg — verteilt über das ganze Stadtgebiet. Sie belieferten auch die umliegenden Ortschaften; denn Brot wurde auf dem Lande schon lange nicht mehr gebacken, allenfalls zu besonderen Anlässen. Dann kamen die Backhäuser, die man hier und da noch finden konnte, wieder zu Ehren. Üblich war es, daß Hausfrauen ihre eigenen Kuchenbleche, mit Namenszetteln versehen, zum Bäcker brachten.

Der Backofen der Bäckerei Siebert in der Königsberger Straße wird gleich die langen Mohnstriezel aufnehmen, die in einem steifen Faltentuch liegen. *(Foto Alfred Wesselowski).*

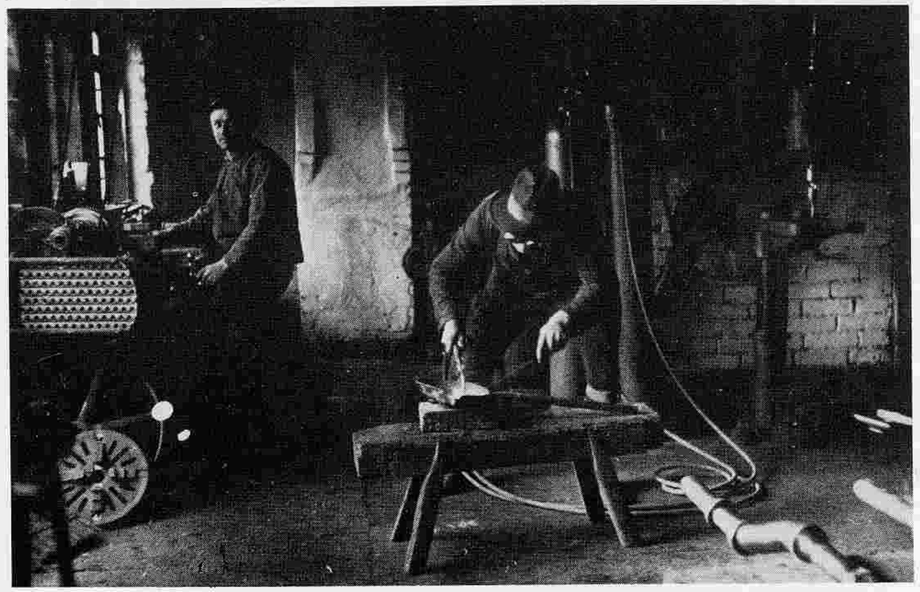
Schmiede gab es seit alters in Rastenburg und in jeder Ortschaft; denn sie waren besonders für die Landwirtschaft unentbehrlich, reparierten sie doch Wagenbeschläge, Pflüge, Eggen und Gerät, schufen Torbeschläge und kunstvolle Eisengitter und beschlugen die Hufe der Pferde. Seit 1503 bestand ihre Zunft in der Stadt. Hier glüht ein Schmied das Eisen an der Esse und bedient mit der Linken den Blasebalg.
Das Gewerk der Schlosser ist aus dem der Kleinschmiede hervorgegangen. In dieser Werkstatt arbeitet ein Rastenburger Schlosser an der robusten Bohrmaschine, die von einem Elektromotor angetrieben wird.
(Beide Fotos Alfred Wesselowski).





Durch Industrie und Motorisierung waren auch in Rastenburg neue Berufe entstanden, die als Reparaturbetriebe eine solide Basis gefunden hatten. Maschinenbaumeister Zabel in der Fischerstraße reparierte Landmaschinen und betreute die technischen Einrichtungen des Sägewerks Modricker und der Lederfabrik Hundrieser. Er beschäftigte in seiner Werkstatt Maschinisten, Schlosser und Schmiede und bildete Lehrlinge aus. Natürlich beherrschte er schon die autogene und elektrische Schweißtechnik, auch mußte er mitunter Ersatzteile anfertigen. Dazu brauchte er eine gute Maschinenausstattung in seiner Werkstatt, die das Foto zeigt.

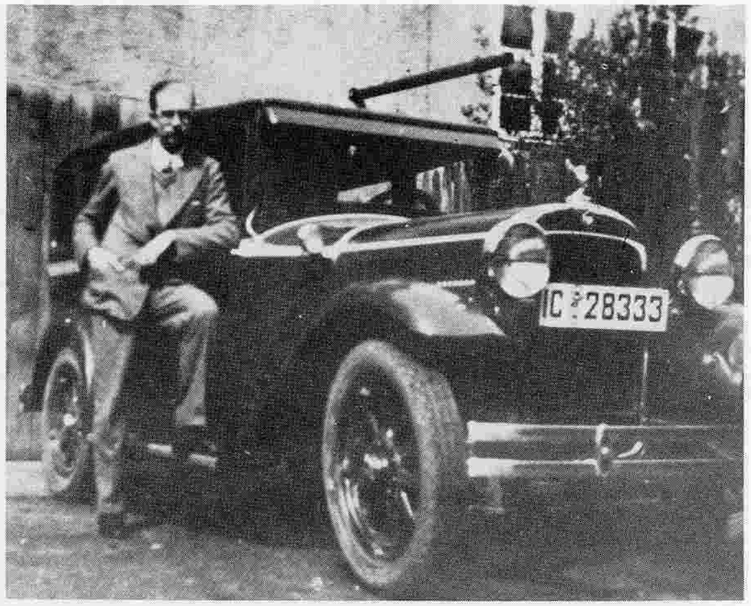
Meister Zabel beim Schweißen einer Gußpfanne. 1940 wurde er zur Truppe eingezogen, die Werkstatt geschlossen. *(Beide Fotos Gertrud Zabel, Rastenburg).*



Auch der Beruf des Autoschlossers entsprach der Notwendigkeit, Reparaturen am Ort ausführen zu können. Er wurde bald Modeberuf für motorbesessene junge Männer. Die Autowerkstatt Petrich lag auf der Freiheit, wo die Straßen nach Rhein und Sensburg abzweigten.

Später kam ein Geschäft hinzu, das auch Motorräder anbot. Bekannt waren auch die Autowerkstätten von Samusch in der Hindenburg- und von Kohn in der Angerburger Straße. *(Beide Fotos Hedwig Petrich, Rastenburg 1938).*

Nähmaschinen und Fahrräder verkaufte und reparierte die Firma Boeffel am Neuen Markt. Gottlieb Boeffel hatte 1912 die erste Fahrschule in Rastenburg eröffnet. Auch sein Sohn Kurt war ein Autonarr. Er präsentiert sich hier mit dem amerikanischen Modell „Essex Super 6". *(Foto Kurt Boeffel 1932).*
Weitere Fahrradgeschäfte waren die von Kowalewski, Rohdmann und Niemann.



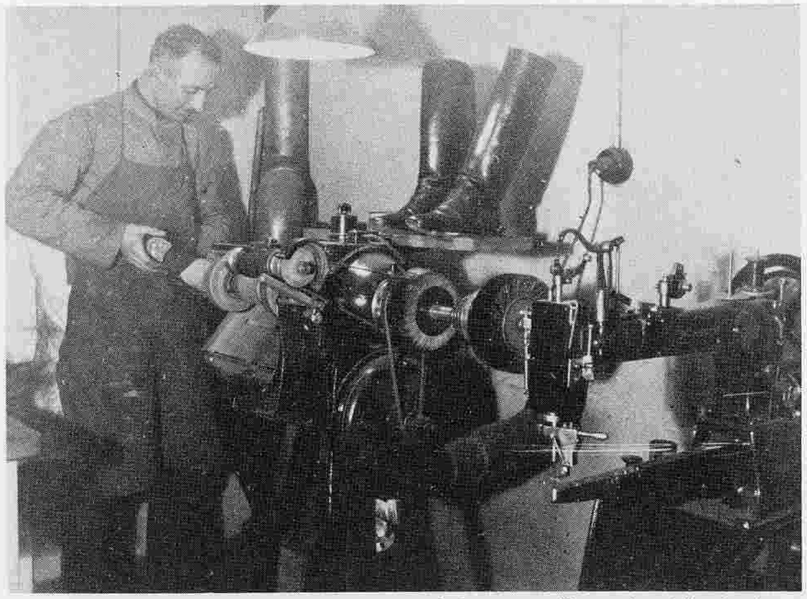
Das Klempnerhandwerk war aus dem der Kupferschmiede hervorgegangen. Klempnermeister Totzek auf der Freiheit war ein sehr vielseitiger Handwerker, der Auto-Kühler reparierte, Dacheindeckungen und sanitäre Installationen ausführte und in seinem Laden selbstgefertigte Wannen, Kessel, Kannen, Petroleumlampen und Stallaternen verkaufte. *(Foto Margarete Wichmann, geb. Totzek).* Erinnert sei auch an leistungsstarke Installationsfirmen wie Kösling, Kromm und Zimmer.

Maurer und Zimmerleute bildeten seit 1700 eine gemeinsame Innung. Größere Baufirmen gab es nur in Rastenburg. Bekannt waren die Baugeschäfte Modricker, Schliewe, Krzyweck, Becker, Joswig, Drost. Es gibt nur ein Foto mit Handwerkern, Bauarbeitern, Polieren und dem Bauing. Wünsche der Firma Krzyweck, das anläßlich eines Richtfestes aufgenommen worden ist. *(Foto Ursula Wünsche, geb. Schönauer).*

Belegschaft der Tischlerei „Bauhütte", eines gewerkschaftlichen Unternehmens, das 1933 liquidiert wurde. In Rastenburg gab es noch die Tischlereien und Glasereien Groß, Hoppe, Krause, Marczinczik und Thersky und mehrere auf dem Lande. *(Foto Paul Waldeck).*

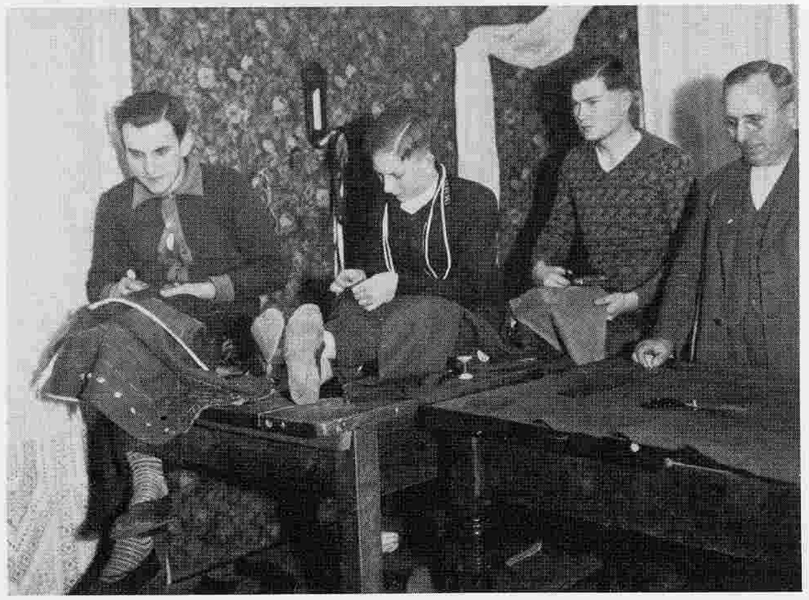
Das Sägewerk Modricker an der Hippelstraße wurde anfangs der 30er Jahre modernisiert. In Bildmitte der Spänesilo mit automatischer Saugeinrichtung. Aus der Sägehalle ragt der hohe Stahl-Auspuff. Gesägt wurden hauptsächlich Balken, Bohlen, Bretter und Latten für die Bauwirtschaft. Es gab in der Stadt noch die Sägewerke der Gebrüder Reschke und von Schliewe, außerdem drei Werke in Drengfurt. *(Foto Hella Pieper, geb. Modricker).*

Das alte Handwerk der Stellmacher hatte sich nicht in den Städten konzentriert, sondern wegen der innigen Verbindung zur Landwirtschaft über das Kreisgebiet gleichmäßig verteilt. Nur die Schmiede waren noch zahlreicher.
Die Lehrlinge der Stellmacherei Dormeyer, Barten, demontieren die Räder eines gefederten Wagens. *(Foto Irmgard Joost, geb. Dormeyer).*

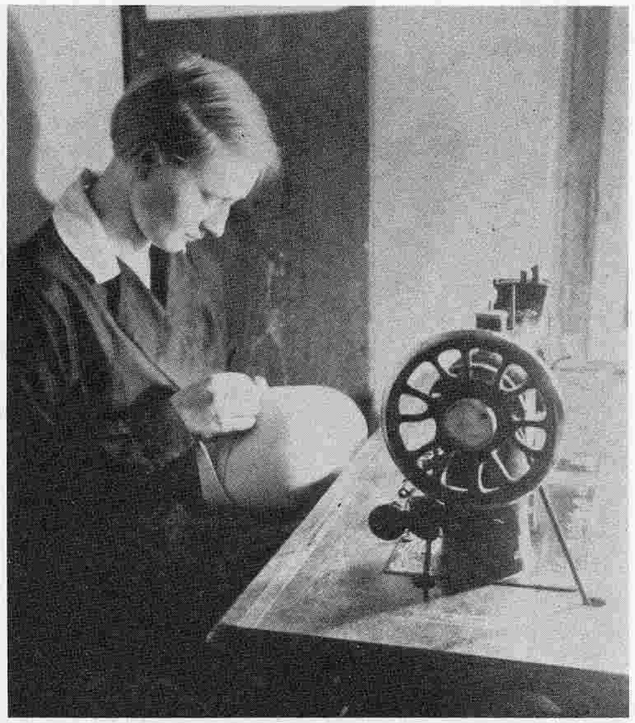


Etliche Handwerksbetriebe hatten sich gegenüber der Hindenburgkaserne eingerichtet — unter ihnen Schuhmachermeister Brall. Er fertigte für die Offiziere langschäftige Stiefel und war nicht nur Flickschuster wie viele andere, die durch die Entwicklung der Schuhindustrie dazu gezwungen wurden. Das Gewerk bestand in der Stadt seit 1360.

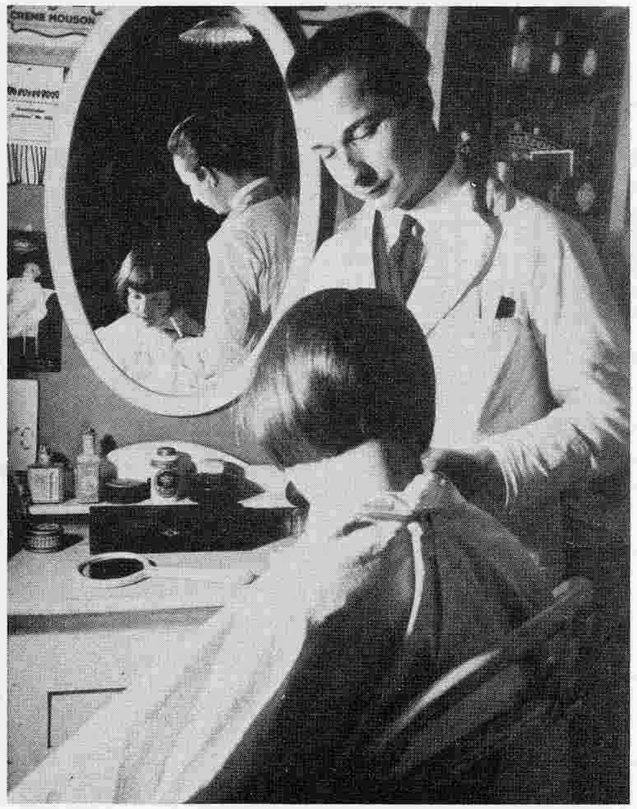
Auch Schneidermeister Wrobel hatte Werkstatt und Laden gegenüber der Kaserne und zählte zu seinen Kunden viele Offiziere. Trotz fabrikmäßiger Konfektion wurden noch Maßanzüge hergestellt für diejenigen, die es sich leisten konnten. — Die Schneider waren ein Hauptgewerk seit 1425. *(Beide Fotos Alfred Wesselowski).*

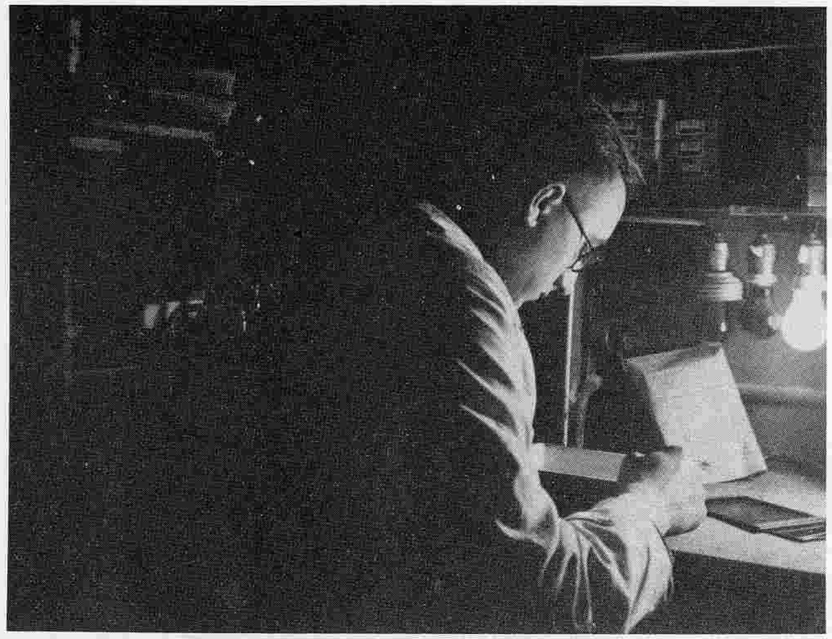


Selbst eine junge Putzmacherin hatte ihre Wirkungsstätte bei der Hindenburgkaserne. Die Nähe des Offizierskasinos, das auch gesellschaftlicher Mittelpunkt war, muß sich wohl gelohnt haben. Die Damen der Offiziere wollten auf modischen Schick sicher nicht verzichten.



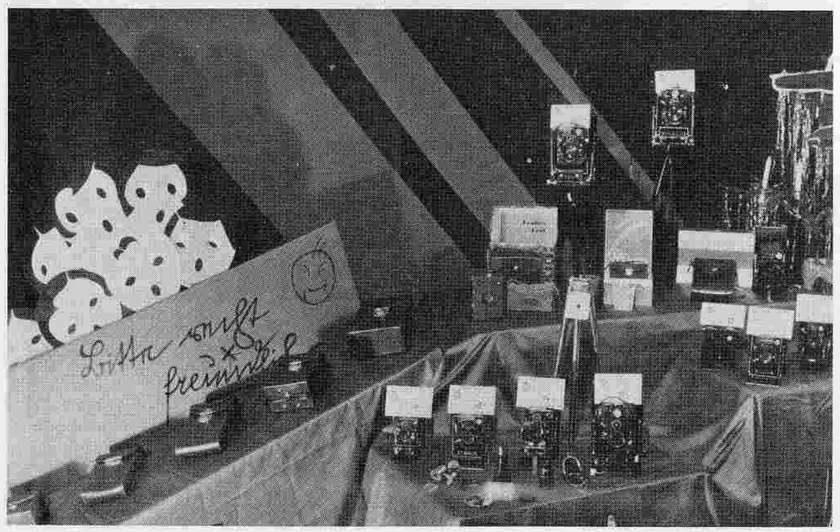
Es gab nur Friseure, keine Friseusen. Sie nahmen zur Haarwäsche Schwarzkopf Shampoo, zur Pflege Birkenwasser und empfahlen für die Gesichtshaut Creme Mouson. Der „Pagenkopf" war modische Neuheit; sonst trugen Mädchen gern lange Zöpfe. Junge Frauen liebten den „Dutt", einen Haarknoten im Nacken, oder eine schulterlange Haarrolle. *(Beide Fotos Alfred Wesselowski).*

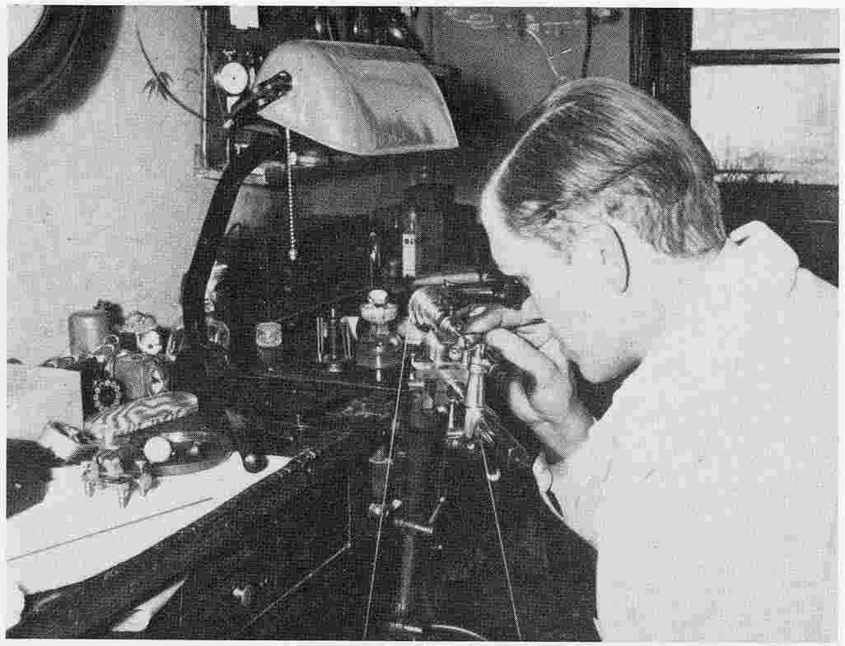




Das Fotografieren war in Stadt und Land weit verbreitet. Die Fotoarbeiten vom Entwickeln der Filme bis zum Vergrößern verrichteten in der Regel die Drogerien. Die Aufnahme zeigt Alfred Wesselowski in der Dunkelkammer der Stern-Drogerie von Walter Brettschneider.

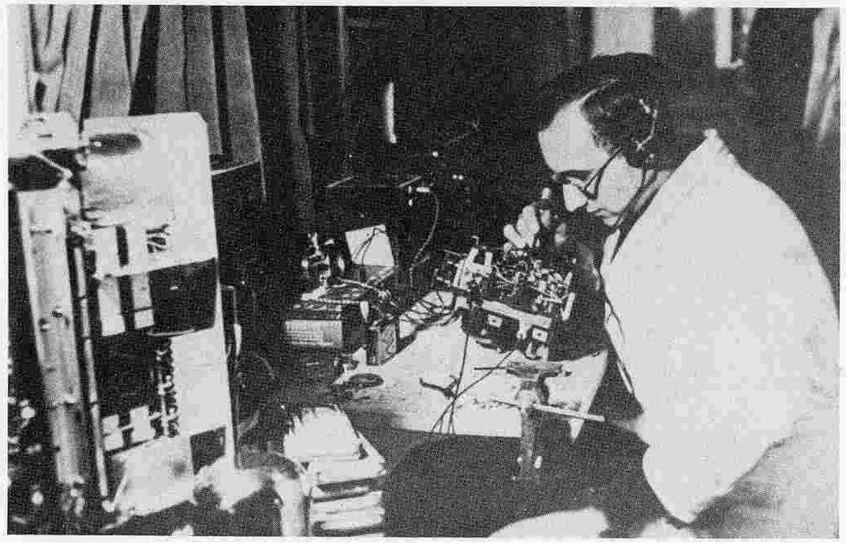
Weihnachtsangebot der Fotoabteilung der Stern-Drogerie. Da gibt es die Agfa-Box für 13,- RM, Balgenkameras zwischen 68,- und 125,- RM und eine Spiegelreflex-Kamera für 183,- RM. Leica, Voigtländer, Zeiss-Ikon, Perutz waren bekannte Firmen. *(Beide Fotos Alfred Wesselowski).*





Ein Uhrmacher war eigentlich kein „Macher", sondern ein Feinmechaniker, der präzise Reparaturen an winzigen Teilen mit Lupe und Pinzette ausführte. Wie man sieht, hat er Wecker und Armbanduhren in Gang zu setzen.

Durch die Radio-Industrie war ein neuer Handwerksberuf entstanden, der des Rundfunkmechanikers. Hauptaufgabe war auch hier der Reparaturdienst. Den Arbeitsplatz von Alfred Wesselowski in der Stern-Drogerie betrachteten die Kunden mit Respekt. *(Beide Fotos Alfred Wesselowski).*



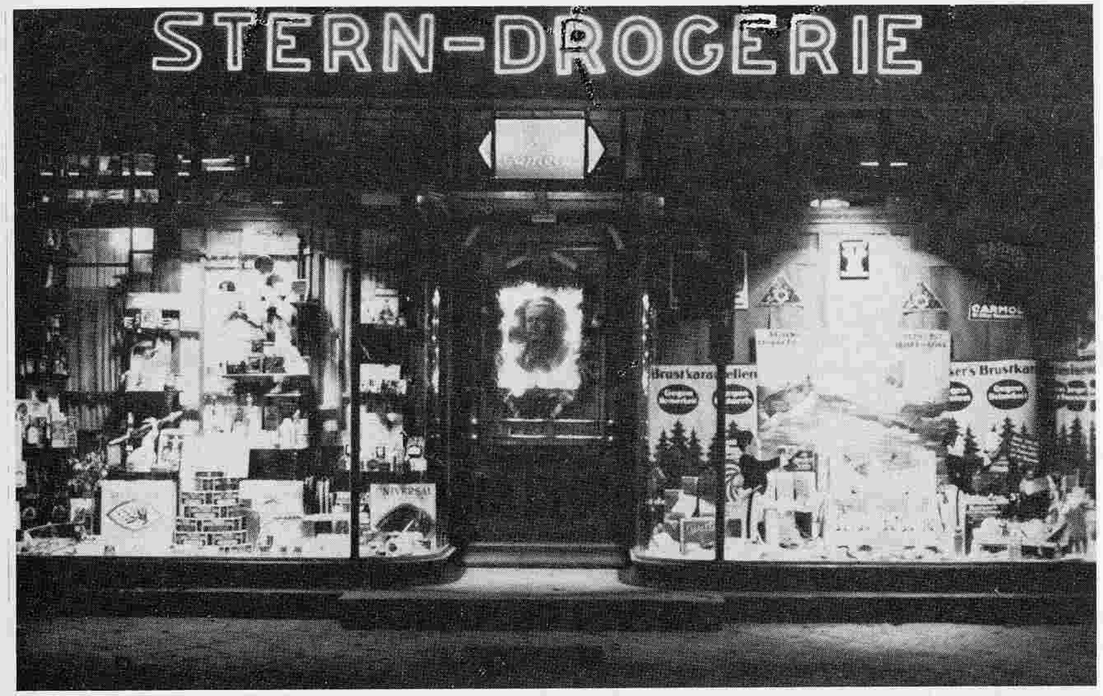
Die erste Ausstellung aller zur Zeit (ca. 1932) produzierten Rundfunkempfänger von AEG, Telefunken und Siemens fand im Hotel Thuleweit statt. Aussteller waren Photo-Radio-Hack, Stern-Drogerie und Fachgeschäft Kurt Teicke.

Bei der Ausstellung 1937 wurden neben Empfängern von Telefunken und Siemens auch Geräte von Mende gezeigt. Ein Radioapparat der mittleren Preisklasse kostete 365,- RM. Hakenkreuzwimpel waren beliebtes Dekorationsmittel zu besonderen Anlässen. *(Beide Fotos Alfred Wesselowski).*

In der Verkaufswerbung beschritt man neue Wege. Zunächst mit selbstgefertigten Plakatsäulen. Auf denen war zu lesen, daß es einen Tag des deutschen Rundfunks geben sollte. Die Reichsregierung setzte sich stark für die Radioindustrie ein; denn sie hatte erkannt, daß über den Rundfunk jede Familie erreicht werden konnte. Die Regierung hatte das völlig neuartige Ministerium für „Volksaufklärung und Propaganda" geschaffen und einen besonders beredsamen Minister dafür ernannt — Dr. Josef Goebbels.
Weitere Hersteller von Radioapparaten tauchten auf: Körting, Schaub, Seibt und Lorenz.

1934 eröffnete Alfred Wesselowski sein eigenes Rundfunk-Fachgeschäft in dem Hotel Ecke Königsberger Straße — Kolmarstraße. Er nannte sich „Der Radiospezialist" und wurde unter diesem Namen in der Stadt ein Begriff. Auf den Balkon setzte er einen großen Lautsprecher und lockte Kunden auch akustisch an. Wer abends durch die Stadt bummelte, sah den stilisierten Funkturm als erleuchtetes Firmenzeichen. Kein Wunder, daß sich vor den Schaufenstern ständig Neugierige drängten. *(Beide Fotos Alfred Wesselowski).*

In einer Drogerie wurden allerlei Mittelchen zum Selbstkurieren von Wehwehchen verkauft wie Hühneraugen-Kukirol, Wundpflaster, Abführpillen, Kräutertees, Kamelia-Binden und Verhüterlis, Seifen und Waschmittel, Rasierklingen, Hautcreme und Parfum. Aber auch Zuntz-Kaffee, Spirituosen, Gewürze, Einmachhilfen und Braumellin zur Selbstherstellung von Bier, Hustenbonbons und tausenderlei Nützliches und weniger Nützliches. Zur Stern-Drogerie gehörte ein beachtliches Lager für Kalk-, Leim- und Ölfarben. Da standen schwere Kannen und Glasflaschen mit Terpentin, Leinölfirnis, Spiritus, Petroleum, Karbolineum usw. Kunden wurden mit dem Handwagen beliefert. *(Beide Fotos Alfred Wesselowski).*



Die Stern-Drogerie bei Nacht, als Hindenburg gestorben war. Das war am 2. August 1934. Sein Bild hatte man an der Ladentür angebracht und mit Tannenzweigen und schwarz-weiß-roten Fähnchen umrahmt. Reichspräsident Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg wurde in Ostpreußen geradezu verehrt. Er hatte 1914 durch seine Siege über die tief in die Heimat eingedrungenen, überlegenen russischen Armeen die Rettung gebracht. Das ist nie vergessen worden. *(Foto Udo Brettschneider).*

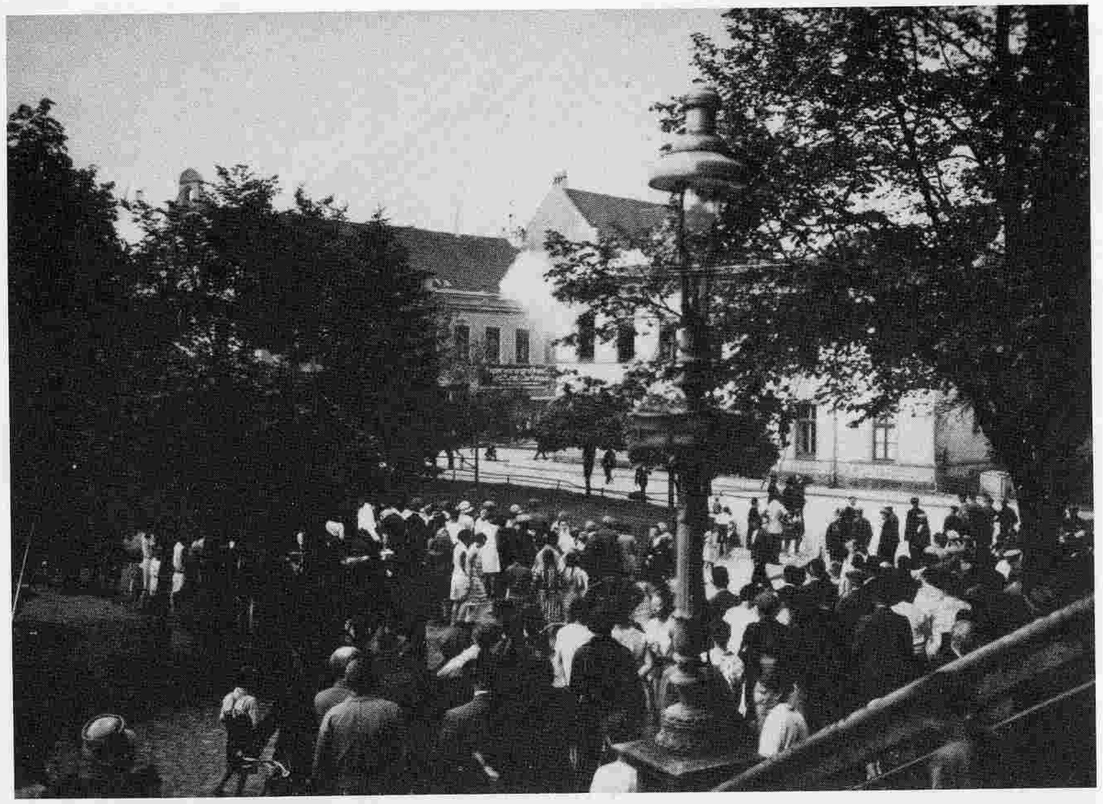
Handel

Warenhäuser mit einem umfassenden Angebot aller Branchen gab es nicht, wohl aber eine Unzahl von Fach- und Einzelhandelsgeschäften, Handwerksläden und Schankstuben. Sie waren über das ganze innere Stadtgebiet verteilt, reihten sich aber dicht an dicht vom Rollberg bis zum Wilhelmplatz. Ritterstraße, Alter Markt, Neuer Markt und Königsberger Straße waren das zusammenhängende Geschäftszentrum.

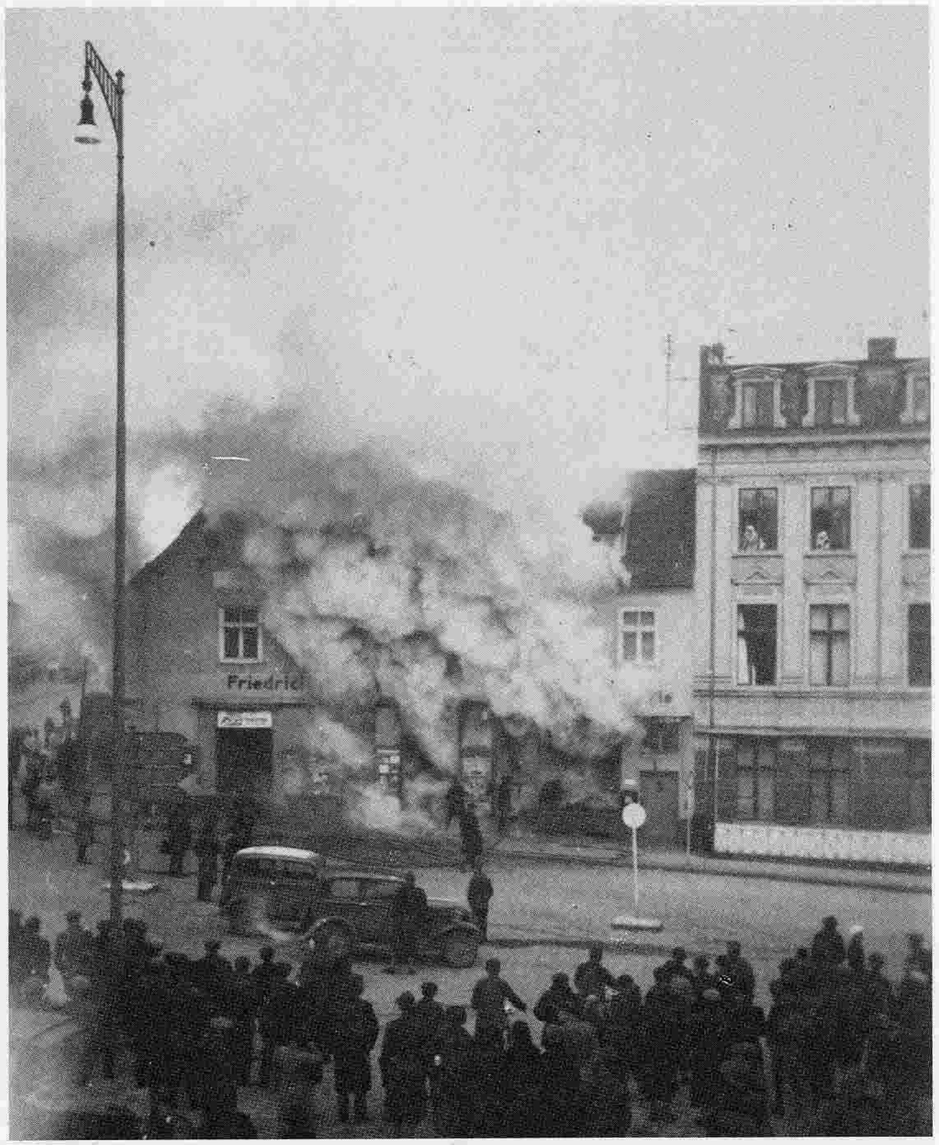
Dieses Bild hat die markisengeschützten Läden an der Ostseite der Königsberger Straße liebevoll eingefangen. Wir erkennen von rechts Tinney's Restaurant, Hamburger Kaffee-Lager, Fleischerei Fritz Gusko, das Spezialhaus für Herren- und Kinderbekleidung J. Katzki, weiter ein Tapeten- und Farbengeschäft, die Buch- und Papierhandlung Lisbeth Küssner und schließlich das Hotel „Norddeutscher Hof". *(Foto Karlludwig Wannovius).*

Teilansicht des Neuen Marktes mit den Geschäften Gebr. Reschke, Putz-Salon, L. Wiemer Nachfolger GmbH., J. Blumenthal und Fritz Baginski, der gerade Resteverkauf von Stoffen angekündigt hat. Die mit Pilastern und Giebeln, Gesimsen und Balustraden klassizistischer Prägung reich gegliederte Fassade seines Hauses lag als Blickpunkt genau hinter der trichterförmigen Platzverengung, die zur einst von der Stadtmauer umschlossenen Altstadt führte.

Die wirtschaftliche Lage ein Jahrzehnt nach dem verlorenen 1. Weltkrieg und der Inflationszeit hatte sich nicht wesentlich gebessert, so daß sich die Geschäftsleute bei der Ausstattung ihrer Läden keinen besonderen Aufwand leisten konnten. Bescheidenheit und Fleiß waren Grundlagen ihrer Existenz. *(Foto Karlludwig Wannovius).*



Wenn es in der Innenstadt brannte, war die Aufregung natürlich besonders groß, konnten die Flammen doch leicht auf benachbarte Gebäude übergreifen. Aber was die herbeigeeilten Neugierigen vom Rathausvorplatz aus beobachten können, ist wohl nicht so schlimm: Aus dem Eckhaus Königsberger Straße/Wilhelmstraße dringt Rauch, an der Hauswand steht eine Leiter, auf den Straßen liegen Schläuche. Ein Feuerwehrmann hantiert am Hydranten an der Straßeneinmündung, und nahe bei ihm vor der Papierwarengroßhandlung kniet ein Kamerad bei „seinem" Schlauch. Der Polizist an der Rathauszufahrt braucht nicht einzugreifen; denn die Zuschauer sind diszipliniert.
Bei der Wiederherstellung wurde an der Ecke das Café Gregorszewski eingerichtet.
Bei dem brennenden Gebäude handelt es sich übrigens um das ehemalige Amtsgericht. Rechts daneben befand sich das alte Gefängnis. *(Foto Alfred Wesselowski).*

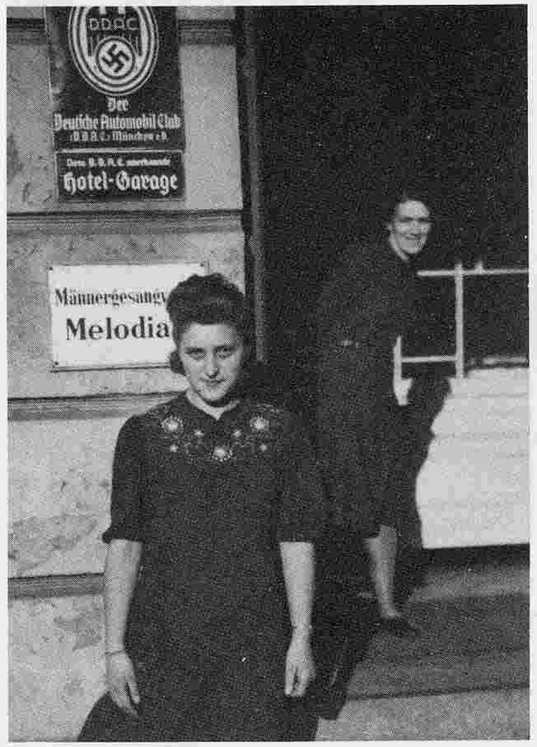


Im Dezember 1937 brannten das Lebensmittelgeschäft und die Germania-Drogerie von Friedrich Rohmann völlig aus. Die Qualmentwicklung war so stark, daß es unmöglich war, Waren zu retten. Das Personal stand schockiert auf der Königsberger Straße. Auch die Feuerwehr konnte das Gebäude nicht betreten und bekämpfte den Brandherd aus zwei Rohren durch die zersprungenen Schaufensterscheiben von der Straße aus. Der Schaden war beträchtlich. *(Foto Frank-Lothar Krawolitzki).*

Seit 1881 gab es eine freiwillige Feuerwehr von etwa 40 Männern mit zwei Löschzügen. Zuvor hatte es eine allgemeine Brand- und Bürgerwehr gegeben, zu der alle Männer von 16 bis 65 Jahren herangezogen worden waren. 1928 ist die Berufsfeuerwehr entstanden. Sie verfügte über einen motorisierten Löschzug, aber über keine Drehleiter.

Bereits wenige Monate nach dem Brand eröffnete der Inhaber Hermann Krawolitzki die zweckmäßiger und gefälliger eingerichteten Läden erneut. Links die Süßwarenabteilung mit Ostereiern und Osterhasen, Keksen von Balsen und XOX, Pralinen, Schokolade von Sarotti, Stollwerck und Mauxion, dann der Kaffeestand mit dem guten Rohmann-Kaffee für 60 Pfennig bis 1,- RM je 125 g. Auf dem Tresen die großen Glasgefäße mit Bonbon und die Waage.
Hier gibt es Räucherfisch, darunter auch Flundern, Fischsalate, Nordsee-Krabben und eine Vielzahl von Fischkonserven. Lebensmittel des täglichen Bedarfs und Spirituosen schlossen sich an. Importwaren gab es kaum noch. *(Beide Fotos Frank-Lothar Krawolitzki).*

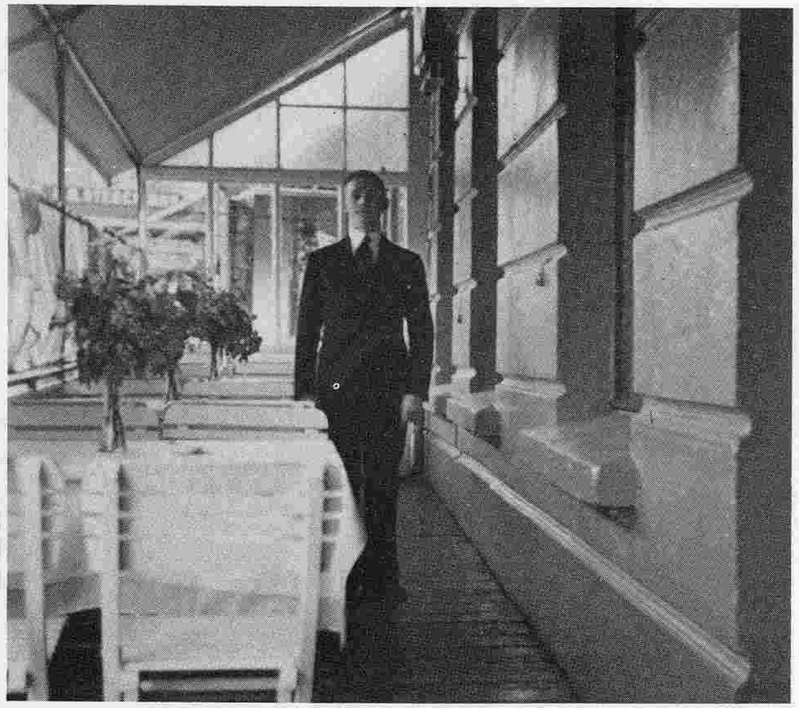
Am 1. Mai 1938 bot das Geschäftshaus neben dem Hotel Thuleweit auch äußerlich wieder ein gepflegtes Bild dank des unermüdlichen Einsatzes der Inhaber und aller am Bau beteiligter Handwerker. Sie wollten es unbedingt bis dahin geschafft haben; denn schließlich handelte es sich nicht um irgendeinen Arbeiter-Feiertag, der international schon seit 1889 begangen wurde. Nein, es war ein ganz besonderer Tag der Deutschen Arbeit, der erste großdeutsche nämlich! Seit wenigen Wochen (seit dem 12. März 1938) gehörte Österreich zum Großdeutschen Reich.
Man betrachte den Fahnenschmuck genauer: Die kleinen unter den Fenstern wurden mit strahlenden Eichenkränzen um die Symbole, weißen Fransenbordüren am unteren Rand und Schmuckschleifen links und rechts dekoriert. Wie hätte man sonst dem unbeschreiblichen Hochgefühl Ausdruck verleihen können? Hindenburg war tot, aber weitsichtig hatte er noch einen Reichskanzler ernannt, der über atemberaubende Fähigkeiten verfügte. Tausende waren zur Maikundgebung auf dem Wilhelmsplatz, der später Hitlers Namen erhielt. *(Foto Frank-Lothar Krawolitzki).*



Tafeln am Eingang zum Hotel Thuleweit erklärten, daß hier folgende Vereine zu Hause waren: Männergesangverein „Melodia", Kyffhäuserbund, die „Ehemaligen 4. Grenadiere" und „Der Deutsche Automobil Club".

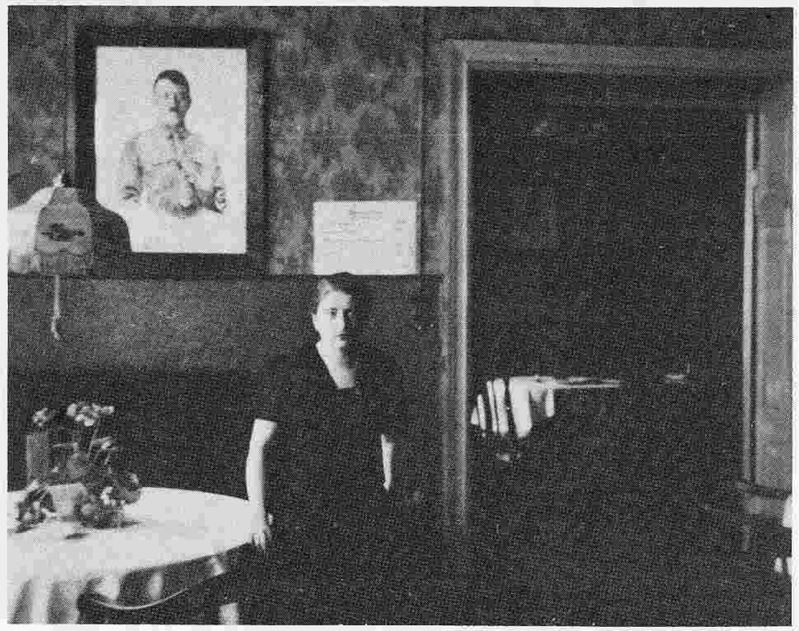
Zu den hohen Gästen des Rastenburger Renommierhotels gehörte auch Reichsarbeitsführer Hierl.

Der 1933 gegründete Reichsluftschutzbund hatte darauf gedrungen, daß im Hotel ein öffentlicher Luftschutzraum eingerichtet und unterhalten wurde. Die Pflicht zum Bau privater Luftschutzräume traf jeden Hausbesitzer. *(3 Fotos von Carl Böttcher).*



Gäste saßen gern auf der Hotel-Veranda, weil sie von dort das Leben auf dem Neuen Markt gut beobachten konnten, aufmerksam bedient von Kellner Adolf Stiller.

Teil des Gästeraumes mit Durchblick zum Casino. An der Wand ein großes Hitler-Bild. Gerti Böttcher, geb. Ehmke, waltete hier auf fraulich Art. *(Beide Fotos Carl Böttcher).*



In der Hotelküche regierte Küchenchef Otto Wüst, ein Meister seines Faches. Des Essen war so schmackhaft, daß das Hotel auch deswegen einen guten Ruf genoß. Rechts hinten der Hotelier Karl Böttcher sen.

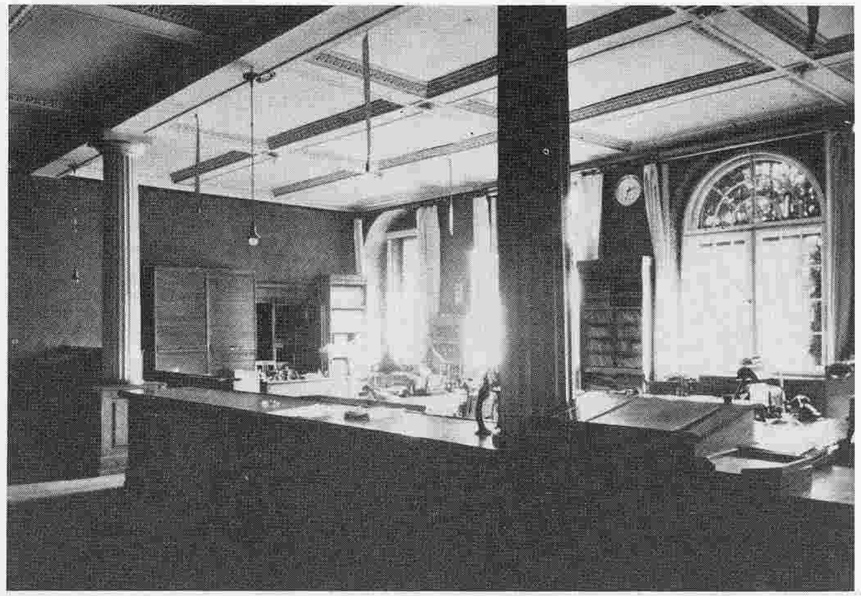
Küchenchef Wüst mit seinen Mamsellen, die kalte und warme Speisen anzurichten hatten. Hinten ein Wehrmachtswagen aus dem Führer-Hauptquartier. *(Beide Fotos Carl Böttcher, letzteres 1943 aufgenommen).*

Das sind die Beamten, Angestellten und Arbeiter der Rastenburger Stadtverwaltung — 82 an der Zahl. Nicht eben viele für eine Stadt von 16 000 Einwohnern (1933). Die Bürokratie hielt sich in Grenzen. 22 Frauen sind darunter, hauptsächlich Schreibkräfte, und drei Forstbeamte. Die Stadt besaß nämlich ausgedehnte Waldgebiete, die Görlitz und den Rastenburger Stadtwald an der südlichen Kreisgrenze bei Bürgersdorf. Vorn in der Mitte steht Bürodirektor Fritz Medler, der in den bürgermeisterlosen Kriegsjahren die Geschäfte der Stadt zuverlässig und besonnen geführt hatte. 1933 hatten die Nationalsozialisten den beliebten Bürgermeister Schrock aus dem Amt gedrängt, der Nachfolger Dähn starb vier Jahre später, und der letzte Bürgermeister Lemke wurde als Offizier gebraucht und hatte mit der Stadt nur geringen Kontakt.

Die Zusammenarbeit mit der Kreisverwaltung war immer eng und verständnisvoll, selbst als der wegen seiner hohen Fähigkeiten geachtete Landrat Freiherr zu Knyphausen von den braunen Machthabern vorzeitig in den Ruhestand geschickt worden war. Der Nachfolger, Kreisleiter der NSDAP Schultz, bemühte sich um Ausgleich zwischen Verwaltungs- und Parteizielen.

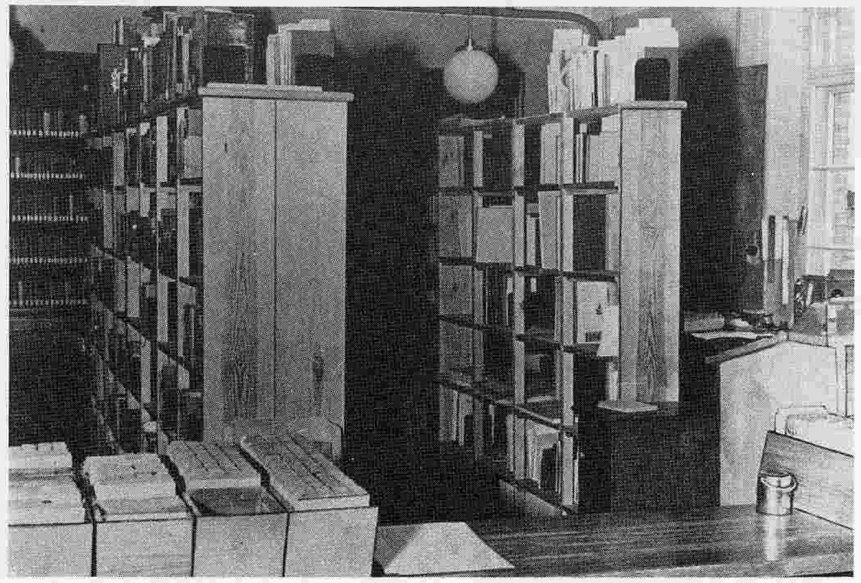
Das Arbeitsamt in der ehem. Höheren Töchterschule hatte 40 Angestellte unter Leitung des Reg.-Rates Zimmermann. Die Hauptaufgabe in den Kriegsjahren war die Zuweisung ausländischer Arbeitskräfte an landwirtschaftliche und gewerbliche Betriebe, um die Versorgung von Bevölkerung und Truppe sicherzustellen. — Wir schauen in ein Büro des Arbeitsamtes: Die junge Sachbearbeiterin lächelt, auf ihrem Schreibtisch stehen frische Blumen, aber der Wandkalender zeigt das Jahr 1944, und auf der Osteuropakarte daneben wird täglich nach den Wehrmachtsberichten der Frontverlauf abgesteckt — immer näher heran. Im Karteikasten stecken die Unterlagen deportierter Frauen aus dem Osten, die mitunter händeringend um einen anderen Einsatzort baten, um den miserablen Arbeitsbedingungen bei manchen Bauern zu entgehen. Mitleid und Einsatz für sie führte nur zu heftigen Auseinandersetzungen mit den Uneinsichtigen im Amt.

Die jungen Frauen des Arbeitsamtes führten täglich vor Dienstbeginn auf dem Spielplatz neben der Post ihren Frühsport aus. Rechts der Schornstein der Hefefabrik, im Hintergrund die Ordensburg. (*Beide Fotos 1944 Gerda Jasch, geb. Seidler.*)



Der lichtdurchflutete Kundenraum der Raiffeisenbank — benannt nach dem Begründer des ländlichen Genossenschaftswesens — erhielt seine freundliche Atmosphäre durch die liebevoll gestaltete Balkendecke. Die Ordnungsliebe der Angestellten zeigt sich sogar bis zu den symmetrisch aufgebaumelten Fliegenfängern. (*Foto Hans Gehm*)

Die Volksbücherei in der Schloßstraße/Ecke Rollberg wurde nach 1933 sehr gefördert. Die teilweise leeren Regalfächer mögen auf einen großen Leserkreis hinweisen, wecken aber auch Erinnerungen an allerorts lodernde Feuer für unerwünschte Literatur, zu der natürlich alle Werke jüdischer und pazifistischer Autoren zählten. — Auf dem Ausgabetisch die unvermeidliche Sammelbüchse. Es wurde überall und immer für irgendeinen patriotischen Zweck gesammelt.



Fürsorge

Das 1865 als „Idioten-Anstalt" gegründete Wohltätigkeitsunternehmen zwischen Sembeckstraße und Oberteich hatte sich in 50 Jahren zu einer Heil- und Pflegeanstalt für Schwachsinnige entwickelt, die fast 1000 Kranke aufgenommen hatte. Dann aber wurden die Anstalten gleicher Art in Riesenburg fertiggestellt, und die Belegungszahlen in Rastenburg gingen ständig zurück. So entschloß sich die Provinzialverwaltung 1934 zur Verlegung der Kranken, Vermietung der drei Häuser am Oberteich und zur Umwandlung in ein „Provinzial-Erziehungsheim" für 150 schwach begabte, seelisch kranke oder schwer erziehbare Jungen und Mädchen, für die eine Sonderschule eingerichtet wurde. 15 Erzieher (meist Frauen) nahmen mit christlicher Nächstenliebe ihre verantwortungsvolle Aufgabe auf sich und wirkten mit Geduld und Fröhlichkeit befreiend auf die Kinder, denen das Heim zur Heimat wurde. — Oben sieht man die „Ersatzmuttis" beim Ausklopfen der Bettpolster auf dem Hof des Fürsorgeheims. — Die NSDAP zeigte kein Interesse an der Fürsorgeerziehung und ließ das Heim gewähren.

An jedem schönen Tag wurde draußen gespielt, gewerkelt oder gesungen. Geeignete größere Kinder durften schon auf dem „Vorwerk" in der Landwirtschaft helfen. Da gab es auch Milchkühe und Schweine. *(Beide Fotos Betty Tewes)*

Wenn von christlicher Nächstenliebe die Rede ist, wird man immer an die Karlshöfer Anstalten, das ostpreußische Bethel, und die Pfarrerfamilie Dembowski denken. Vater, Bruder und Sohn haben hier fast 60 Jahre lang aufopfernde Hilfe für die vom normalen Leben Ausgestoßenen geleistet, für Epileptiker, Schwachsinnige und Sieche, von denen sich ästhetisch empfindende, gesunde Menschen meist verständnislos und angewidert abwenden.

Von Karlshof spannen sich Fäden zur Inneren Mission, zu kirchlichen Zentren, wohltätigen Verbänden und allen Pflegeanstalten in Ostpreußen, auch zu den Regierungs- und Verwaltungsstellen des Landes. Zur Feier des 50jährigen Bestehens der Anstalten im Jahr 1932 erschienen daher 200 Gäste von überall her, unter ihnen mehrere Schwestern anderer Heime. Landrat zu Knyphausen als 2. Vorsitzender des Anstaltsvorstandes hatte den verdienstvollen Frauen mit der Einladung zu einem Besuch seines Gutes Görlitz und zu einer Bootsfahrt auf dem Zeiser See eine dankbar angenommene Freude bereitet. (*Foto Karin zu Knyphausen*)

Bei seinen täglichen Rundgängen durch die Pflegestätten wurde Heinz Dembowski sogleich von Kranken umringt; denn zu ihm hatten sie tiefes Vertrauen. *(Foto Hermann Dembowski 1930)*

Nach der Machtergreifung Hitlers betrachteten Partei- und Staatsämter die Arbeit der Anstalten mit Argwohn, aber es kam zu keinem direkten Eingriff von außen, und Heinz Dembowski war bemüht, keinen Vorwand dafür zu liefern. Gefahr wuchs jedoch in den eigenen Reihen heran durch den Beitritt des Brüderpfarrers zur NSDAP. Der vertrat konsequent die Auffassungen der sog. Deutschen Christen und beeinflußte in zunehmendem Maße die Diakonieschüler. Aus deren Mitte kam die Anzeige bei der Gestapo gegen Heinz Dembowski und die beiden Pfarrer der Bekennenden Kirche, die sich von den Deutschen Christen distanziert hatten. Nach monatelangen Untersuchungen, bei denen der Nachweis staatsfeindlicher Haltung der Anstaltsleitung nicht gelungen war, wurden die Karlshöfer Pflegestätten ohne Angabe von Gründen im März 1939 geschlossen.

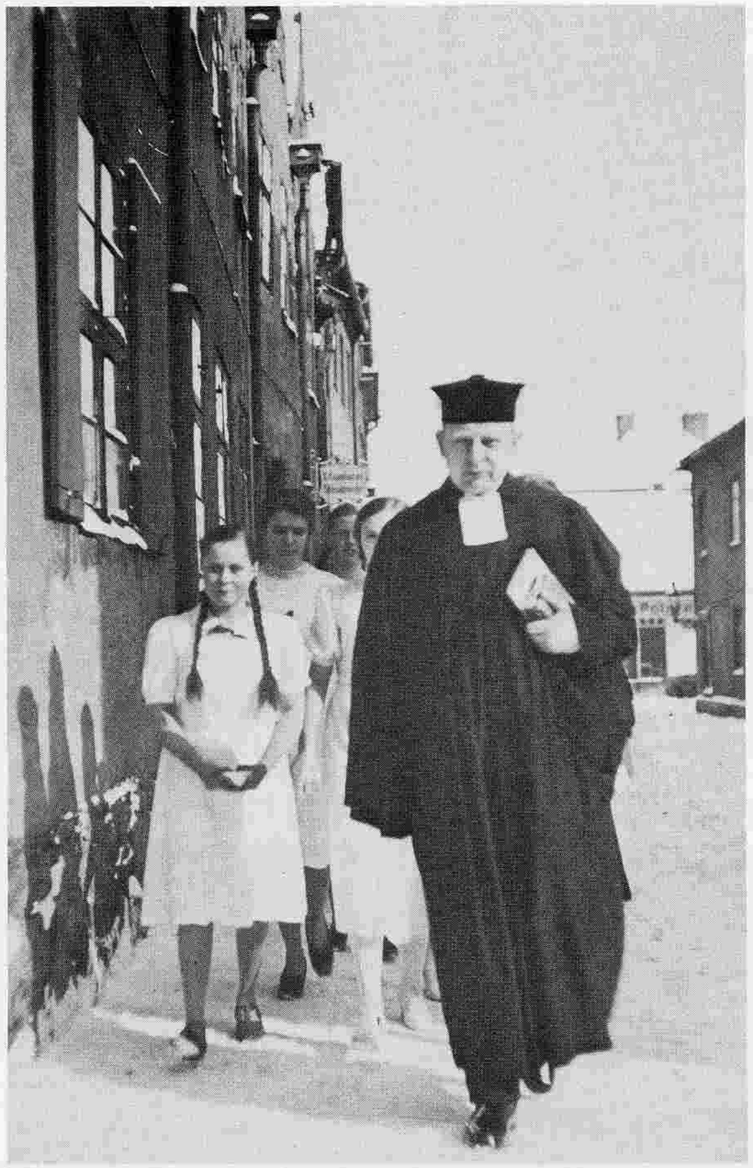
Die Schwachsinnigen wurden bald mit der Bahn nach unbekanntem Ziel abtransportiert. Dann trafen gehäuft die Nachrichten ein, die Patienten seien an ansteckender Krankheit verstorben und eingeäschert worden. 1940 wurden die Epileptiker auf andere Anstalten verteilt. Ihr Schicksal zu klären, ist nicht gelungen, doch kann man vermuten, daß viele der Euthanasie („Sterbehilfe") zum Opfer gefallen sind.

Die leeren Gebäude bezog 1941 die Leibstandarte Adolf Hitler, andere waren bei Kriegsbeginn Reservelazarett geworden.

Kirchliches Wirken

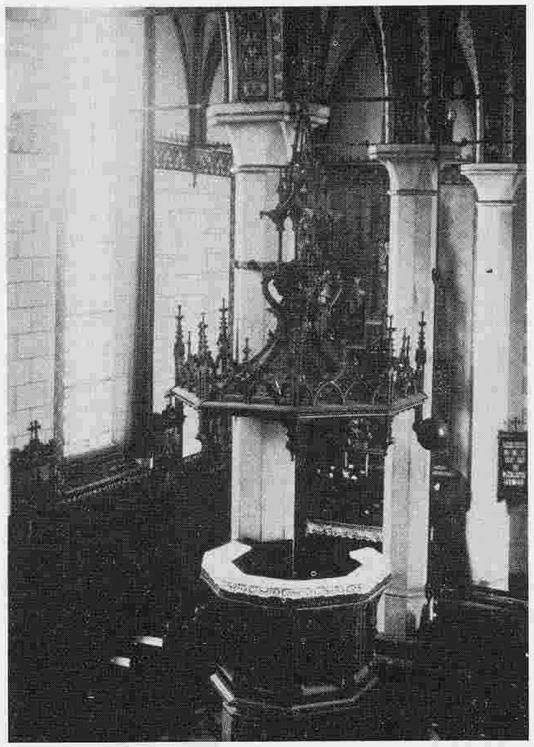
Eine der Hauptaufgaben der Kirche ist es, Kinder in christlichem Sinne zu erziehen. Das war auch in Rastenburg nicht anders. Ob die Kinder diesen Sinn immer verstanden haben, muß man angesichts ihrer mißmutigen Mienen nach dem Kindergottesdienst in der „Polnischen Kirche" bezweifeln. *(Foto oben Carl Böttcher, unten Karlludwig Wannovius 1929).*

Bläser der evangelischen Kirchengemeinde vor der St. Georgskirche.



Die christliche Erziehung endete mit der Konfirmation, der Einsegnung und Aufnahme in die Gemeinde — verbunden mit dem Recht, das Heilige Abendmahl einzunehmen.
Pfarrer Klein schreitet mit seinen Konfirmanden vom Gemeindesaal in der Kirchenstraße zur St. Georgskirche. *(Foto Irene Thielker-Zaugg, Rastenburg, 1940).*
Dort fand eine Prüfung über die lutherische Glaubenslehre nach dem Kleinen Kathechismus statt. Die Eltern waren kritisch dabei.

Pfarrer Degenhardt hatte 1936 in der Kirchengemeinde Wenden 48 Mädchen und Jungen auf die Konfirmation vorzubereiten. Sie waren dann meist 14 Jahre alt. Es war üblich, daß die Mädchen lange weiße Kleider trugen und die Jungen ihren ersten dunklen Anzug. Und alle hielten so brav das Gesangbuch in den Händen. Der Konfirmationstag war festlich, aber auch voller Erwartung und Freude; denn Eltern, Verwandte und Paten überreichten Geschenke von bleibendem Wert. *(Foto Elisabeth Rosenowski, geb. Lemke, Marlack).*

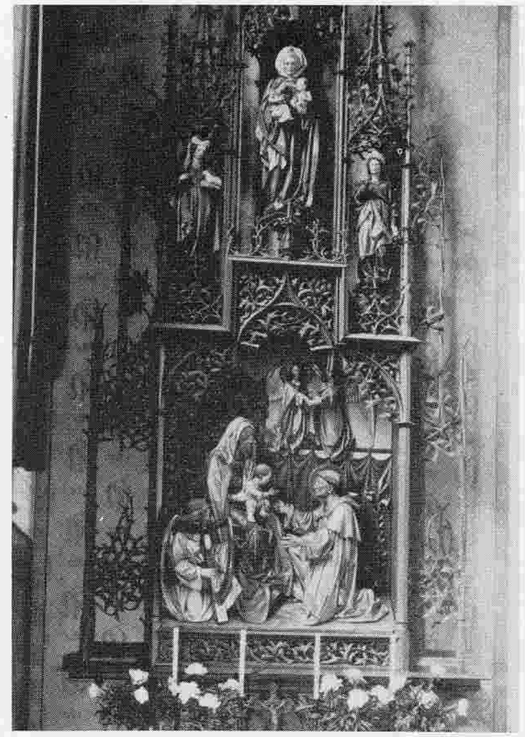


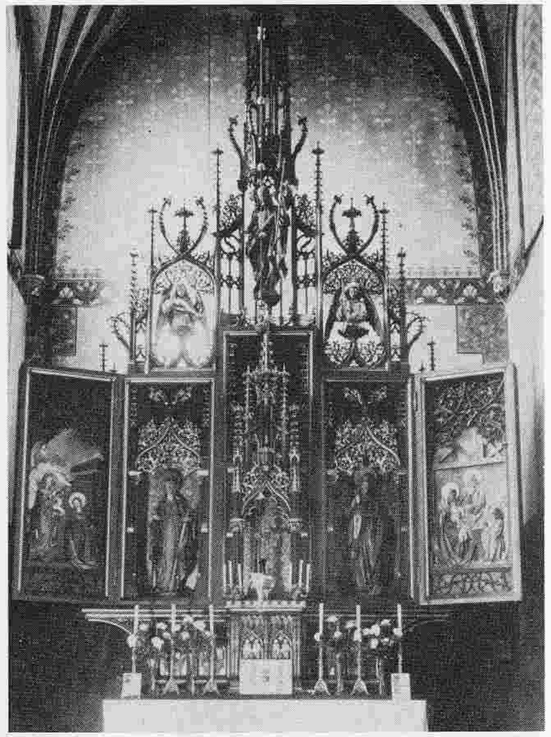
Im Kreise Rastenburg war nur eine Minderheit katholischer Konfession. Kirchen für sie gab es nur in Heiligelinde, Rastenburg, Korschen und Drengfurt. Die größte katholische Gemeinde war natürlich die in der Kreisstadt.

Ihr Gotteshaus, St. Katharinen, wurde 1895/96 erbaut. Es ist eine dreischiffige Hallenkirche mit Chor. Arkaturen (Bogenreihen) auf achteckigen Säulen mit kelchförmigen Kapitellen (Säulenköpfen) stehen zwischen den Schiffen und tragen die verputzten Gewölbe, deren Kreuzrippen aus Formziegeln gemauert sind. Leider mußten schon wenige Jahre nach Fertigstellung des Bauwerks oberhalb der Kämpfer (Platten auf den Kapitellen) Rundstähle eingezogen werden, um die Gewölbeauflager miteinander zu verspannen. Die Strebepfeiler an den Lisenen (senkrechte, gliedernde Mauervorlagen) der Außenwände waren dem Gewölbeschub nicht gewachsen.

Der erhöhte Chor wird durch eine Maßwerkschranke vom Gemeinderaum getrennt. Das von den seitlichen Fenstern einfallende Licht erhellt nur den oberen Teil des Altars, der untere bleibt in mystischem Dunkel. Ein Sterngewölbe bildet den Himmel des Altarraumes. (Siehe Bild rechts).

In der Mitte der linken Säulenreihe die Kanzel mit ihrer zierlichen Bedachung. *(Beide Fotos Alfred Wesselowski).*



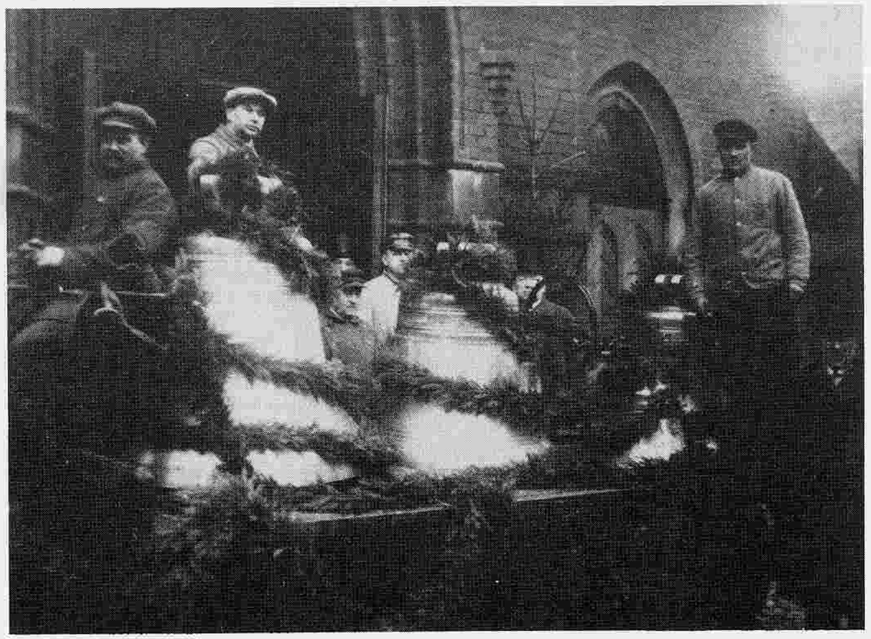


Der fünfteilige Tafelaltar mit erhöhtem Mittelstück ruht auf einem seitwärts ausladenden Sockel. Aufgesetzte Stabwerkornamente verleihen den Tafeln Nischencharakter, in denen die heiligen Figuren isoliert voneinander stehen. Das Kruzifix im Mittelteil wird von verschwenderischer Vorder- und Hintergrundarchitektur fast erdrückt. Der Altaraufsatz besteht aus transparent aufgetürmtem Stabwerk, das in einer hohen Spitze endet. Vor dieser Kulisse die musizierenden Erzengel zu Füßen des segnenden Heilands. (Bild rechts).

Die Nebenaltäre an den chorseitigen Außenwänden der Seitenschiffe sind in gleicher Weise wie der Hauptaltar stufenartig aufgebaut und werden durch schmale Säulen gegliedert, zwischen denen wie ein Gespinst dichtes Maßwerk angebracht ist. Das linke Altarbild zeigt die Heilige Familie, das rechte die Himmelfahrt Christi. In der linken Altarkrone sieht man drei heilige Frauen, in der rechten drei heilige Männer. *(Beide Fotos Alfred Wesselowski).*

Im Weltkrieg 1914/18 sind die Glocken der St. Katharinenkirche eingeschmolzen worden. Erst 1934 konnten neue Glocken feierlich von der Bahn abgeholt werden. Dem geschmückten Glockenwagen folgte eine Kutscheneskorte mit geistlichen und kommunalen Würdenträgern. Es war ein naßkalter Wintertag. Ein schlechtes Omen?

Die Glocken sind vor dem Kichenportal angelangt. Mühevolle Arbeit steht bevor, bis sie oben im Turm hängen. *(Beide Fotos Alfred Wesselowski).*



Das Geläut ist im Mittelschiff der Katharinenkirche zur Weihe aufgestellt worden. Auf die Kronen der beiden kleinen Glocken sind bereits die Joche mit den vorspringenden Achsen montiert worden. Um diese schwingen die Glocken, deren Wandung vom Klöppel nur sanft berührt werden darf. Zuerst hört man den Schlagton des unteren Glockenringes, dann durch Vibration aller Glockenteile eine ganze Tonfamilie: Prime, Terz, Quinte, Ober- und Unteroktave. In einer mehr als tausendjährigen Entwicklung wurde die Glocke zu einem klanglichen Kunstwerk. *(Foto Alfred Wesselowski).*

Den Glocken der Katharinenkirche war kein langes Leben beschieden. Bereits 1942 wurden sie wieder abgenommen. Der Krieg verlangte seine Opfer. Tausende von Glocken wurden eingeschmolzen und die Metalle in der Rüstungsindustrie verarbeitet. Nur die altehrwürdigen erhielten eine Gnadenfrist. *(Foto Ernst Notger Beckmann, Kaplan).*

Viele lange Jahre hatte die katholische Kirchengemeinde für ihre Glocken Geld gespendet. Glockenklang gehörte zum kirchlichen Leben, rief zur Messe, gab kirchlichen Festen Würde und begleitete Verstorbene auf ihrem letzten Wege. Wie hatte man es sich gewünscht, daß die Glocken eines fernen Tages Sieg und Frieden verkünden würden! Nun aber mußte die Kirche schweigen. — Das Gesicht des Küsters Hoppe (links im Bild) ist von tiefem Schmerz gezeichnet. *(Foto Ernst Notger Beckmann).*

Bis in die 30er Jahre hinein wurden stadtbekannte Persönlichkeiten bei ihrem Tode unter großer Teilnahme der Bevölkerung vom Trauerhause zum Friedhof geleitet. Es war nicht selten, daß einem Sarg viele hundert Personen folgten. In späteren Jahren war der Zug durch die Stadt wegen des zunehmenden Straßenverkehrs nicht mehr möglich.

Die Bilderserie eines Trauerzuges durch die Stadt ist uns erhalten geblieben. Im November 1928 war Kürschnermeister Leo Grunau aus der Schloßstraße gestorben. Seine Kürschnerei bestand schon seit über 90 Jahren. Er hatte ein großes Begräbnis.

Voran schritt die Blaskapelle Krause und spielte langsam traurige Kirchenlieder.

Vier Pferde zogen den mit Kränzen bedeckten Sargwagen.

Es folgten die Witwe mit Pfarrer Pensky, Familienangehörige, Innungsbrüder, Vereinsmitglieder und all die vielen Mitbürger, die den Verstorbenen gut gekannt hatten.

Am Ende rollte eine Kutsche mit weiteren Kränzen und Blumen.

(Alle Fotos Else Baehr, geb. Nassner, Rastenburg).

Der Rastenburger Friedhof lag auf bewaldeter Höhe an der Sembeckstraße und der Lötzener Chaussee. Über viele Gräber hatte sich schon der Schatten des Vergessens gelegt, aber man fand auf den Grabsteinen auch Namen von Bürgern, die sich dereinst um die Stadt und ihre Bewohner verdient gemacht hatten. Und es gab etliche Erbgrabstätten von Familien, die seit mehreren Generationen am Ort lebten. Diese Familiengräber waren von kunstvoll geschmiedeten Eisenzäunen oder kantig gestutzen Lebensbaumhecken umgeben. In dem Geviert standen monumentale Grabmäler, polierte Grabsteine oder klassizistische Obelisken, manche von Urnen bekrönt. Alles lebensfern, würdevoll, beängstigend. (Foto oben).

Auf dem neuen Teil des Friedhofs zur Reschkestraße hin lagen die Toten enger zusammen in Reih und Glied. Die Hecken waren niedrig, die Grabsteine bescheidener. So kam der Blumenschmuck der Gräber in seiner bunten Vielfalt zur Geltung und besiegte die bedrückende Stimmung, die den Besucher beim Durchschreiten des alten Friedhofteils erfaßt hatte.

Im Mittelpunkt des katholischen Abschnitts stand dieses Kruzifix, an dessen Sockel immer frische Blumen lagen.

In den ersten Kriegsjahren war es in Einzelfällen gelungen, gefallene Soldaten in ihre Heimatstadt zu überführen. Leutnant Gerhard Jantzen war einer der wenigen, die in der Rastenburger Friedhofskapelle aufgebahrt worden sind. Nach der Aussegnung wurde der mit der Reichskriegsflagge bedeckte Sarg von sechs Unteroffizieren auf eine Geschützlafette gesetzt.

Der Trauerzug bewegte sich gemessenen Schrittes zum Heldenfriedhof. Zum militärischen Zeremoniell gehörte das Lied vom guten Kameraden, das die Militärkapelle spielte. Dann krachten drei Gewehrsalven über das Grab. *(Beide Fotos Ursula Kühn, geb. Fehr. 1941).*

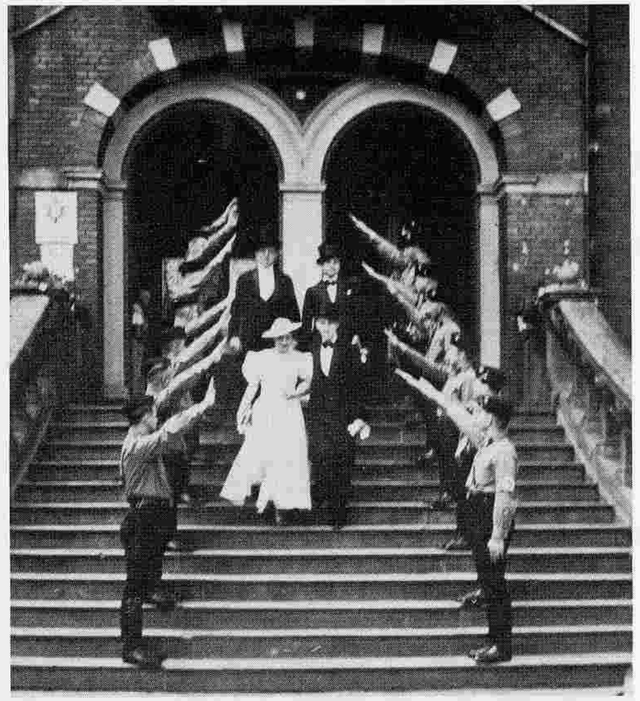
Gedenktafeln für die Gefallenen des Weltkrieges 1914/18 waren in jeder Kirche zu finden. Da war in Bronze gegossen oder in Stein gehauen zu lesen, die Männer seien den Heldentod für König und Vaterland gestorben. Die Tafeln wurden über alle Jahre hinweg mit Blumen und Kränzen geschmückt. Manche Kranzschleifen waren rot und trugen das schwarze Hakenkreuz auf weißem Rund — fast bescheiden. *(Foto Pfarrer Gottfried Moll, ev. Kirche Korschen).*

Später gab es neue Bronzeplatten mit den Namen derer, die in einem noch schrecklicheren Krieg für das Vaterland gefallen waren, aber nicht für einen König.

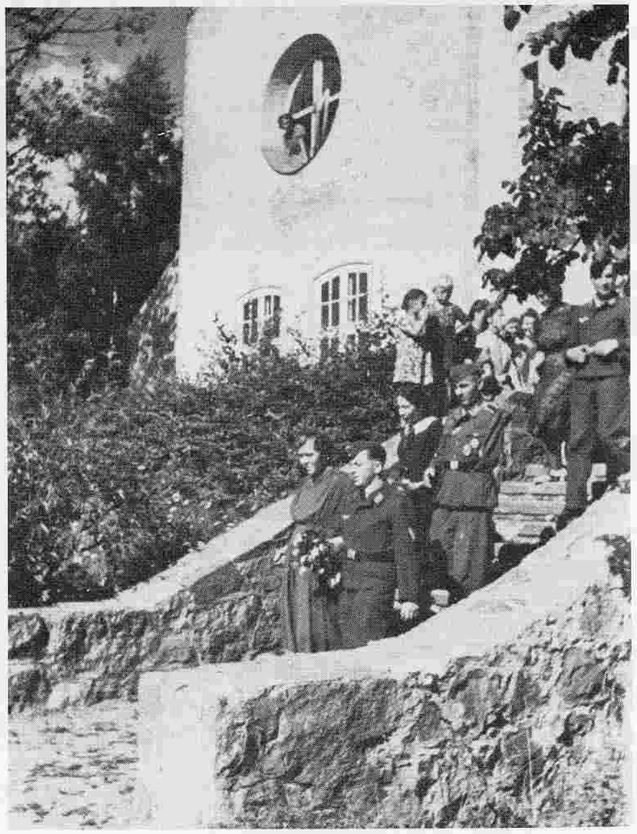
Trauungen waren in der um 1900 erbauten Karlshofer Kirche selten; denn sie war nicht Gotteshaus einer Pfarrgemeinde, sondern der Anstalten zur Pflege von Epileptikern und Erziehung von Fürsorgezöglingen. Die Erziehungsanstalt, Eichhof genannt, leitete Pfarrer Adolf Guddas, der 1929 hier getraut worden ist. Unter den Hochzeitsgästen waren etliche verwandte und befreundete Landwirte. Das war nicht verwunderlich, denn die Anstalten bewirtschafteten selbst eine Acker- und Weidefläche von 500 ha. *(Foto Monika Guddas, Annafeld).*

Es war zwar nicht die Regel, aber es hatte auch niemand etwas dagegen, daß nach 1933 der Bräutigam zur kirchlichen Trauung in seiner SA-Uniform erschien. Das frisch vermählte Ehepaar Burg, Langbrück, verschwägert mit der Hotelierfamilie Böttcher aus Rastenburg verläßt hier die Kirche in Rosengarten. *(Foto Carl Böttcher).*

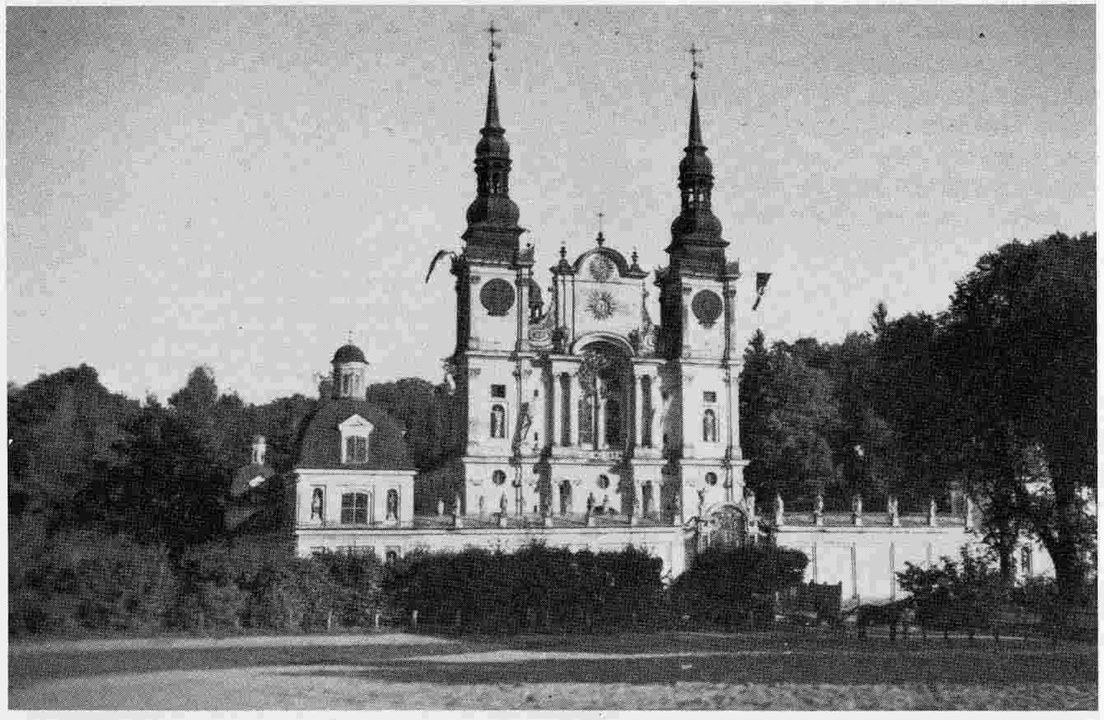
Die Zahl der kirchlichen Eheschließungen ging in den folgenden Jahren zurück, denn sie wurde von vielen jungen Brautpaaren als nicht mehr zeitgemäß empfunden. Man begnügte sich mit der standesamtlichen Trauung, scheute sich dann aber davor, den privaten, familiären Festakt zu einem politischen zu machen, und entschied sich für die traditionelle bürgerliche Hochzeitskleidung. Für die NSKK-Kameraden war es Ehrensache, für das junge Paar beim Verlassen des Rastenburger Rathauses mit erhobenen Armen ein Spalier zu bilden. So kam die politische Farbe doch ins Bild. *(Foto Carl Böttcher).*



Im Kriege blieb Liebespaaren zur glücklichen Zweisamkeit meist nur die Zeit des Urlaubs von der Front. Was tun, wenn das Glück Folgen hatte? Dieses Paar aus Klein-Neuhof mußte sich im nächsten Urlaub mit der Hochzeit beeilen, um schneller als der Nachwuchs zu sein. Der Unteroffizier hinter dem Bräutigam ist mit den Eisernen Kreuzen II. und I. Klasse ausgezeichnet worden, hat dafür aber den linken Arm eingebüßt. Militäruniformen beherrschten das Bild einer Hochzeit. *(Foto Kurt Zimmermann, Klein-Neuhof).*

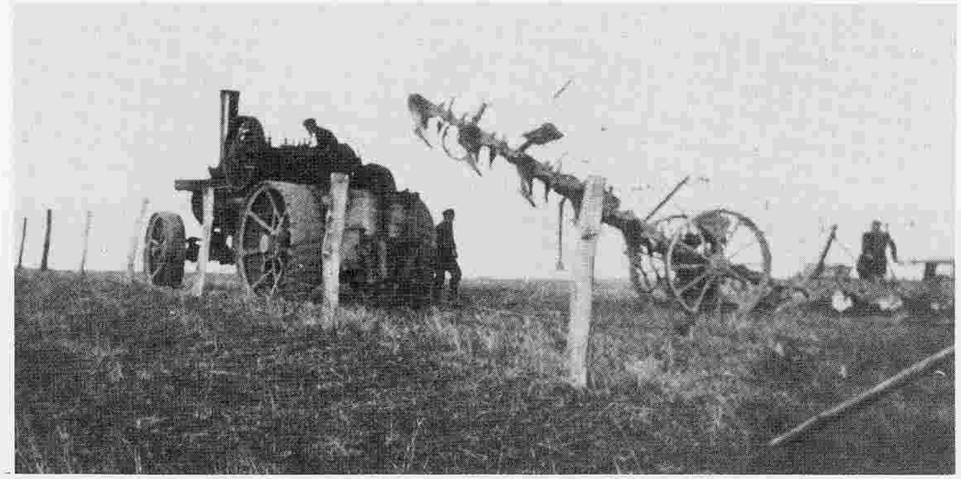


Zwischen dem ersten und dem letzten Hochzeitsbild liegt nur eine Zeitspanne von zwölf Jahren! Welche stürmischen Veränderungen haben sich darin vollzogen!



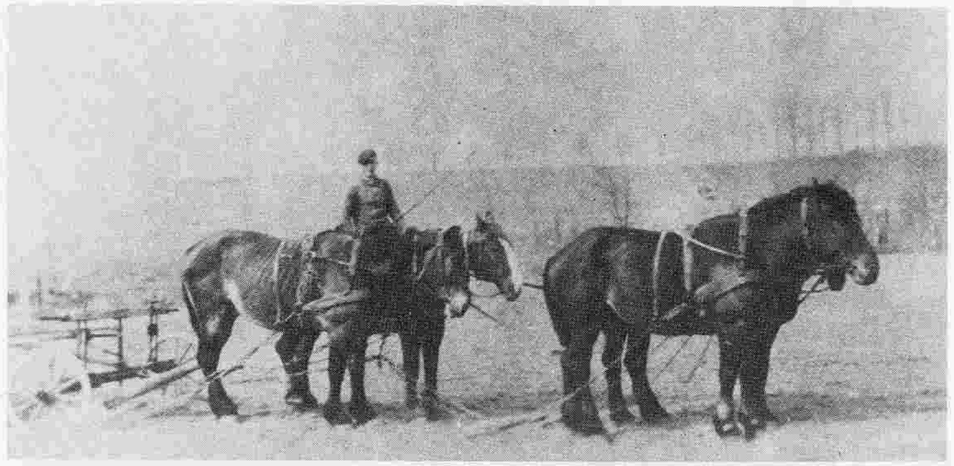
Die katholische barocke Wallfahrtskirche in Heiligelinde — einsam an Wald und See gelegen — war ein Ort religiöser Einkehr und Besinnung, kein Bollwerk gegen die neue politische Linie. Dem aufmerksamen Betrachter wird es nicht entgehen, daß vom rechten Turm die Hakenkreuzfahne weht. War das ein Zeichen der Zustimmung oder der Unterwerfung in Resignation? Oder handelte es sich um eine erzwungene ungeheuerliche Provokation? Wir werden es nicht mehr erfahren. Es mag sein, daß die Fahne der Hoffnung Ausdruck geben sollte, man werde sich mit den neuen Machthabern irgendwie arrangieren können. Seit dem Reichskonkordat von 1933 bestand zwischen dem Deutschen Reich und dem Heiligen Stuhl ein Vertrag über die Rechtsstellung der katholischen Kirche. Somit schien Friede zwischen Staat und Kirche zu herrschen. *(Foto Carl Böttcher).*

III
Von der Landwirtschaft



Dampfpflug im Einsatz auf Gut Dublienen. Eigner dieser kohlebefeuerten Kolosse war eine Genossenschaft mehrerer Güter. *(Foto Christian Stobbe).*

Mehrere miteinander verbundene Pflugscharen wurden an Stahlseilen zwischen zwei Zugmaschinen hin und her gezogen.
Dampfpflüge leisteten je Tag 15 ha. Arbeitszeit von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang in zwei Schichten. *(Foto Gisela Hilgendorff, Wehlack).*



Nach dem Abtrocknen der aufgebrochenen Ackerscholle folgte das Kultivieren, das Zerkleinern der großen Brocken durch schwere Eggen. Dann wurde mit einer drei bis vier Meter breiten Drillmaschine gesät. Dafür war in Wehlack ein Vierergespann erforderlich. *(Foto Erika Zäh-Grünke).*

Ähnliche Arbeiten waren nach dem Umpflügen der Stoppelfelder im Spätsommer zu verrichten. Allerdings war die Mühe bei trockenem Boden geringer. Die Eggen hingen an dem über den Boden schleifenden Querbaum. Auf dem Foto Fritz Kreiß als Junge und Landwirt Walter Pehlke, Klein-Kemlack. *(Foto Fritz Kreiß).*

(Foto Hans Motzkau, Schwarzstein)

Wenn der Winter sich zeitig verabschiedet hatte, konnte schon Ende März mit der Aussaat begonnen werden. Aber oft wurde die Geduld der Bauern auf eine harte Probe gestellt. Welche Freude, wenn endlich die Sämaschine über die Felder rumpelte!

(Foto Erika Behrend)

Nachtfröste bis in den Mai hinein machten immer wieder Kummer. Aber man wußte sich zu helfen: Kohlpflanzen wurden mit Zellophanhauben zugedeckt. Der Erfolg: Schon Mitte Juni konnten 1944 vom Behrendhof in Freudenberg zwei Güterwagen Weißkohl nach Königsberg geliefert werden.

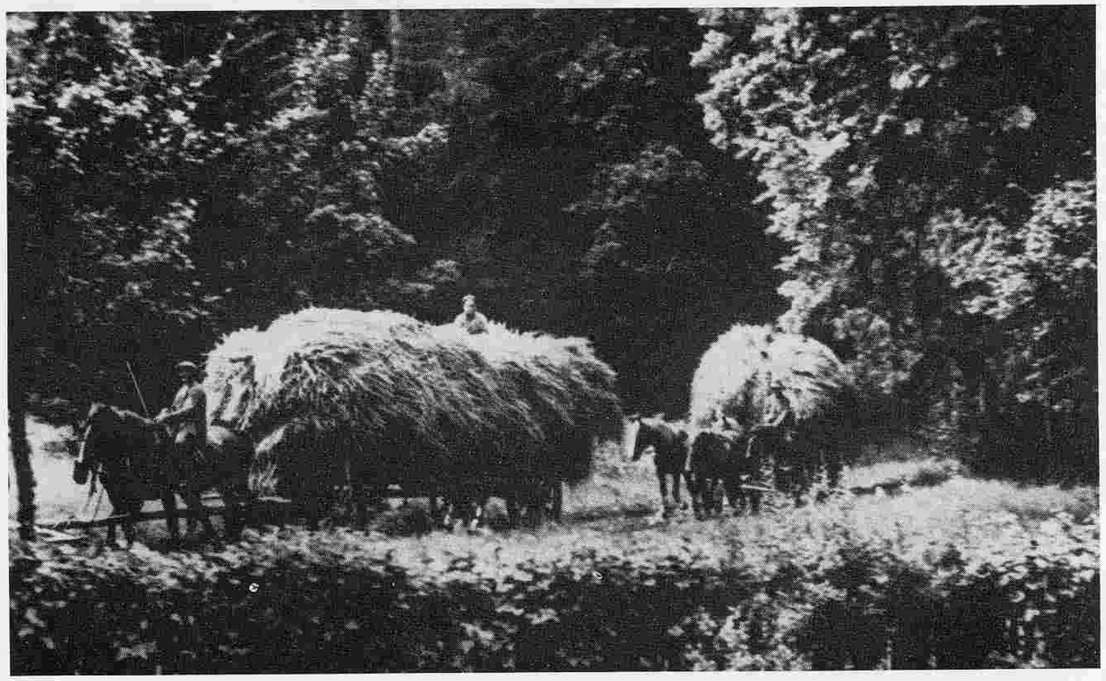
Zum Rübenhacken auf den ausgedehnten Feldern mußten alle ran, auch hier in Jäglack. Die Kinder haben gerade etwas zum Futtern gebracht. Wie man sieht, gab es hübsche Frauen dort.

(Foto Rudi Schmidt, Jäglack)

Zwischendurch mußte Gras geschnitten werden. Das Heu wurde als Wintervorrat für Pferde und Vieh gebraucht. Auf dem Grasmäher Emil Motzkau, langjähriger Bürgermeister von Schwarzstein. *(Foto Hanz Motzkau).*

Einen Leiterwagen richtig zu beladen, ist schwieriger, als man meint. Mit einer zweizinkigen Gabel, von der dem Ungeübten jeder Halm abrutschen würde, reicht ein Landarbeiter lose Büschel den Frauen zu, die den Wagen gleichmäßig und lagerhaft bepacken. Der Reiter sitzt nicht zu seinem Vergnügen auf einem der Zugpferde. Er muß achtsam von Haufen zu Haufen fahren; denn die Ladung schwankt, solange sie nicht durch den Wiesbaum gesichert ist. *(Foto Ursel Schubert, geb. Buhlert, Podlacken).*

Manchenorts benutzte man als vorderen und hinteren Wagenabschluß gespreizte Gatter wie bei diesem Fuhrwerk und zur Verbreiterung der Ladefläche seitlich montierte Längsbäume oberhalb der Leitern. Dieses Fuder ist bald beladen, aber es werden noch viele folgen müssen. *(Foto oben Erika Behrend, Freudenberg; Foto unten Gisela Hilgendorff, geb. von der Goltz, Wehlack)*

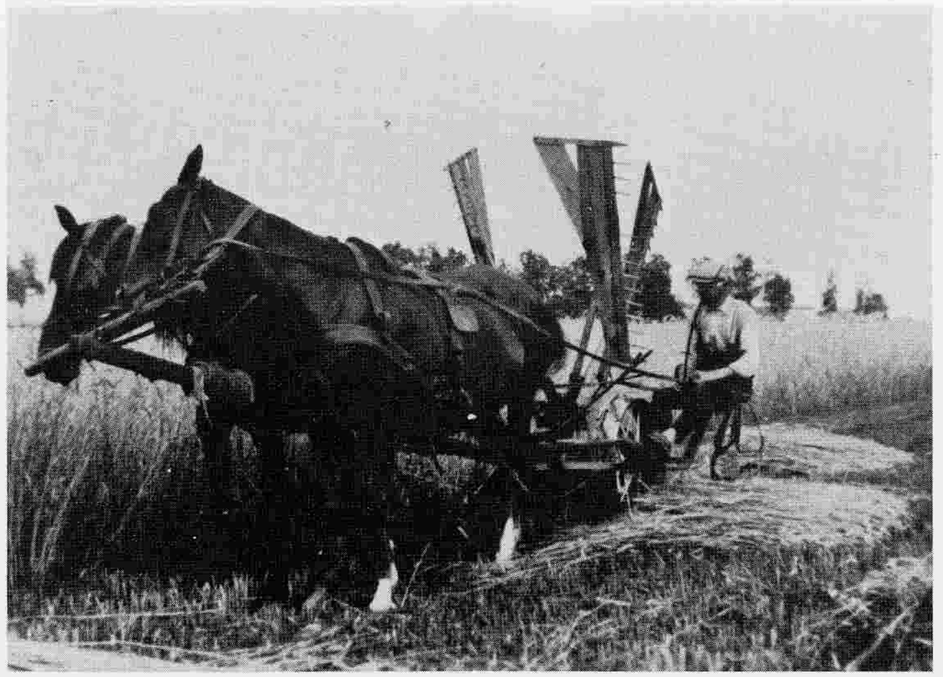


Klee-Ernte auf Gut Annafeld bei Korschen. Sehr arbeitsam sieht die Gruppe nicht aus; denn 1. muß man für ein Foto stillstehen, ...

... und 2. ist es gleich „Kleinmittag". Die Kinder mit Körben und Kannen sind schon da. *(Beide Fotos Monika Guddas 1932).*

Reife Gerste.
Auf hohen Halmen
schwanken schwere Ähren im Wind.
Im gelben Feld blaue und rote Tupfen
von Kornblumen und Mohn,
und weiße Wolken segeln im Azur des Himmels.

Lange konnte man sich nicht daran erfreuen; denn bald wedelten die Mähmaschinen um die Felder, und das reife Korn fiel in dicken Schwaden. Flügelmäher wie auf diesem und dem nächsten Bild legten ungebundene Garben ab. *(Beide Fotos Annemarie Weiß, geb. Kelch).*

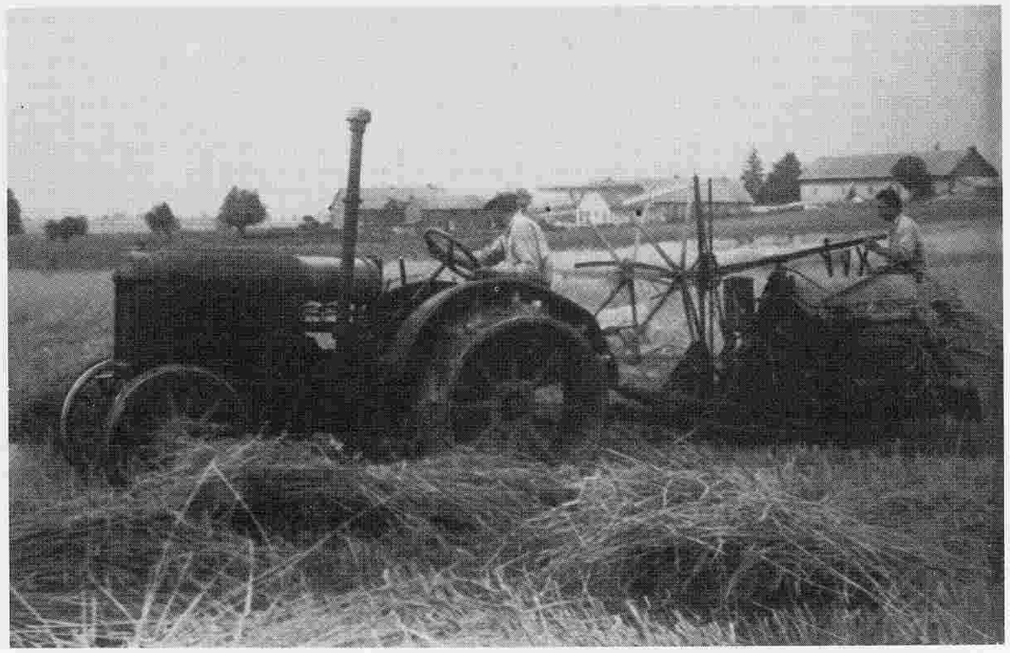


Getreideernte auf Gut Görlitz — ein Bild ländlicher Arbeitsromantik voller Zufriedenheit. *(Foto Karin zu Knyphausen, Görlitz).*

Überall um die Dörfer hatte Anfang August das Mähen der blonden Getreideflächen eingesetzt — meist bei strahlendem Sonnenschein, der Mensch und Tier arg zu schaffen machte. Aber es gab kein Verweilen, denn die Ernte mußte unter Dach und Fach — so rasch wie möglich. Dafür waren die leistungsfähigeren Mähbinder richtig, weil sie die gemähten Halme zu Garben binden konnten. Allerdings wurde zusätzlich ein Gespannführer benötigt. — Von der baumgesäumten Straße Barten — Drengfurt zweigt an der Mühle der Landweg nach Jäglack und Wolfshagen ab.

Darniederliegendes Getreide und das von kleineren Flächen wurde mit der Sense gemäht. Der Vormäher gab das Tempo für die Schnitter an, denen sogleich Frauen folgten, um Garben zu binden und zu Hocken aufzustellen. *(Foto mit Kämmerer Damrau und Binderin Minna Bergen von Leopold Boehm, Glaubitten).*

Welch ein Gegensatz! Um 1930 begann der Einsatz von Traktoren in der Landwirtschaft mit seinen leistungsmäßigen Vorteilen. Aber wie immer brachte der Fortschritt auch vielfältige Probleme mit sich. Mit Pferden wußte man umzugehen, nicht aber mit Motoren. *(Foto Erika Behrend, Freudenberg).*



Kinder brachten den Familienangehörigen auf dem Felde deftiges Essen und erfrischende Getränke zur Vesper. *(Foto Annemarie Janssen, geb. Schultz-Fademrecht, Lamgarben).*

Ruhepause bei der Roggenernte in Skandlack. Leider ging sie immer zu rasch vorüber. *(Foto Lotte Weiß, geb. Müller).*

Vesperszene aus Schwarzstein bei Landwirt Emil Motzkau (mit Hut). *(Foto Hans Motzkau).*

Nach schwerer Feldarbeit wurden die Pferde in die Schwemme geritten. Hans Motzkau hatte sich dafür eine seichte Stelle des Zeiser Sees ausgesucht.

Die Garben sind gebunden und zu Hocken aufgestellt. Sorgenvoll ging der Blick zum Himmel, zu den aufziehenden Wolken. Nur jetzt kein Regen! *(Foto Annemarie Weiß, geb. Kelch).*

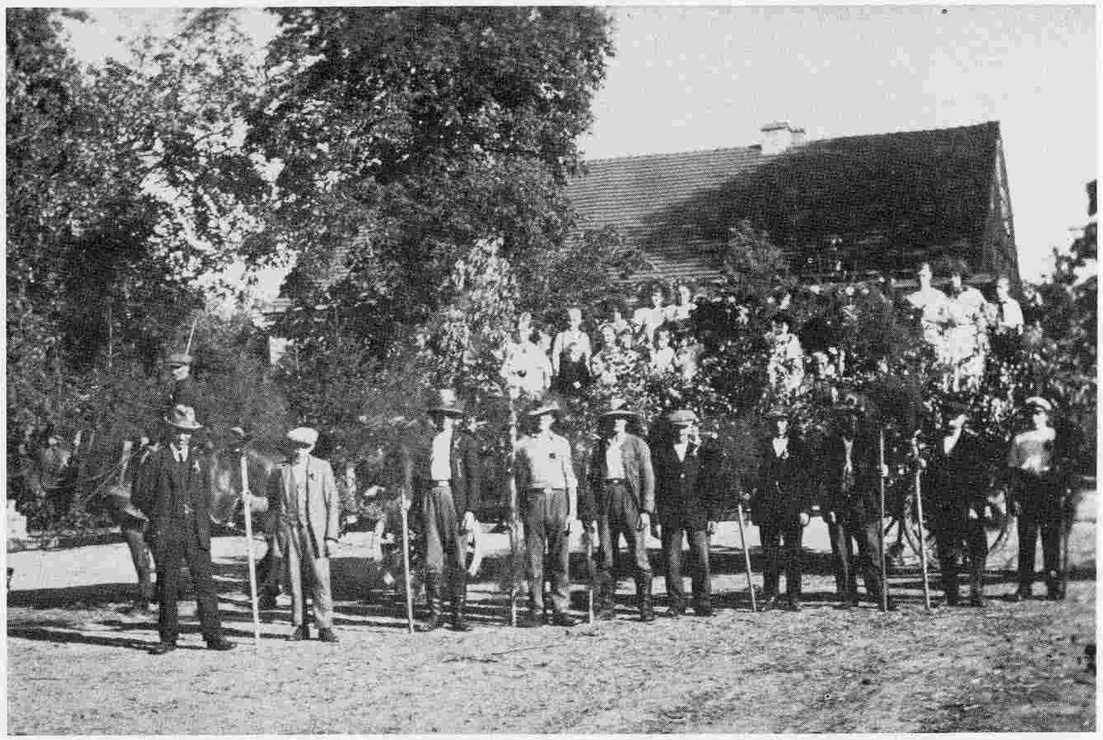
Einfahren eines reichen Erntesegens — Lohn aller Mühen. *(Foto Hella Pieper, geb. Modricker, Rastenburg).*

Die Landschaft hat sich verändert: Wo ährenschweres Getreide wogte, dehnen sich nun kahle Stoppelfelder. Übrig blieben zum Schluß die Strohzottel, die in den Chauseebäumen hingen, aufgegabelt von der lockeren Fracht durchfahrender Erntewagen. *(Foto Dorothee Neumann, geb. Scheffrahn, Unter-Plehnen).*

Beim Dreschen auf dem Felde ging alles viel rascher, weil die weiten Fahrten zum Hof entfielen. *(Foto Dorothee Neumann, geb. Scheffrahn, Unter-Plehnen).*

Bei unbeständigem Wetter mußte alles in die Scheunen hinein- und zum Dreschen wieder hinausgeschafft werden. Die Dreschmaschinen wurden wie hier in Wehlack noch bis in die 30er Jahre hinein durch Dampflokomobile angetrieben. Da war äußerste Vorsicht geboten, denn gelegentlicher Funkenflug aus deren Schornsteinen hatte schon zu Katastrophen geführt. Der spätere Einsatz von Dieselmotoren (Traktoren) brachte Abhilfe *(Foto Gisela Hilgendorff, geb. von der Goltz).*

Die Ernte ist eingebracht. Nun beginnt das Erntefest mit der Ankunft des geschmückten Festwagens auf dem Gutshof. *(Foto Monika Guddas, Annafeld 1934).*

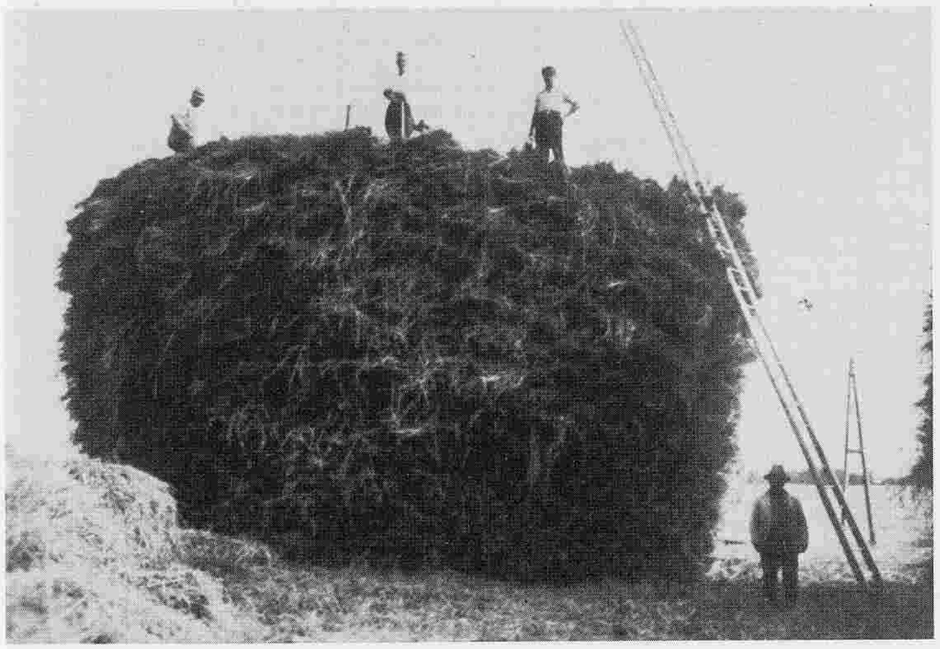


Das Erntedankfest war auch für die Kreisstadt ein besonderes Ereignis. Höhepunkt war ein Umzug des Landvolks mit Pferd und Wagen. Hier bewegt er sich gerade durch die Bahnhofsstraße. *(Beide Fotos von Susanne Rother, geb. Tuttas, Krausendorf).*

Die Frauenschaft ist auch dabei, hat aber offensichtlich Schwierigkeiten mit dem holperigen Pflaster. Aus den Fenstern hängen Fahnen — schwarz-weiß-rote, aber auch schon solche mit Hakenkreuzen. Links die Werkstätten von Schmiedemeister Rohdmann, rechts daneben die Großhandlung für Drogeriebedarf und Süßwaren Wilfert. Der Radfahrer steht vor der Zufahrt zum Friedhof.

Im Spätsommer wurde nochmals Gras gemäht, zum rascheren Trocknen nach einigen Tagen gewendet und schließlich um ein hölzernes Dreibein zu einem kegelförmigen Diemen aufgeschichtet. Das Gestell war fester Halt bei Wind.

Rund angelegte Getreideberge erhielten eine Kuppe und wurden mit Planen bedeckt. Diese Berge wurden erst im Winter gedroschen. Das Stroh brauchte man in den Ställen als Unterlage für Pferde und Vieh. Beim Ausmisten gelangte es auf den „aromatischen" Misthaufen und zuletzt als Naturdünger wieder auf die Felder. Ein Kreislauf. *(Beide Fotos Annemarie Janssen, geb. Schultz-Fademrecht).*



Durch Einsatz eines Förderbandes erreichen Stroh- oder Getreideberge wie dieser beachtliche Dimensionen. Die Männer vorn stehen auf einem Fuder. *(Foto G. Hilgendorff).*

Ohne Höhenförderer hätte Kämmerer Puschke (links) mehr Freiarbeiter benötigt, die Feldscheune am Wege nach Sußnik vollzupacken. *(Foto Herbert Puschke).*

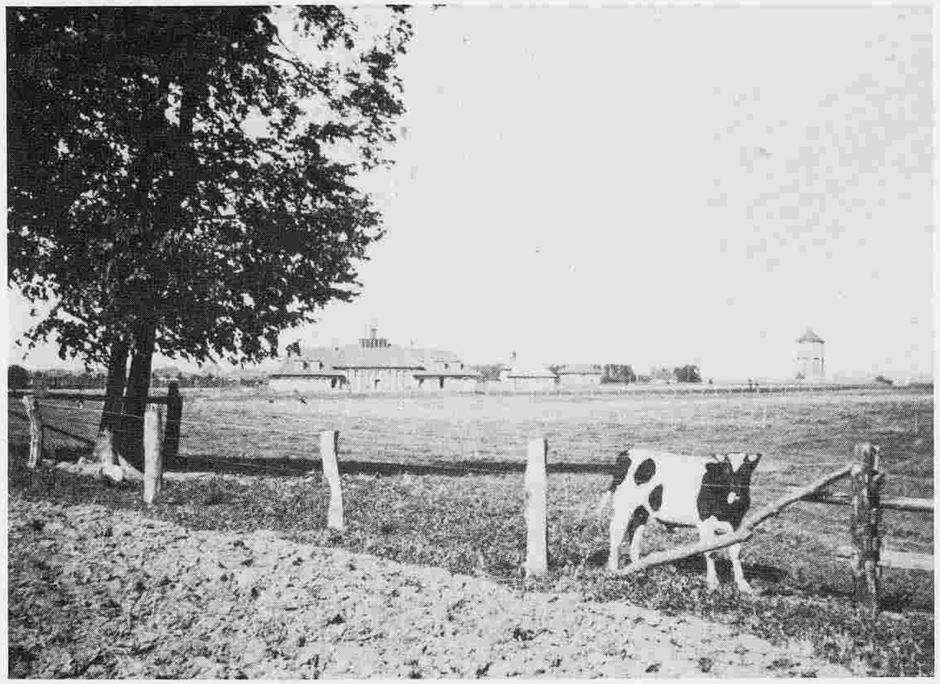
Wenn auch die Mütter auf dem Felde arbeiteten, waren oft die Kinder dabei. Sie wußten genau, wie Futterrüben aussahen und daß deren Kraut mit Haumessern abgeschlagen werden mußte. Auf dem Bild Zimmermanns, Wolka. Die Masten im Hintergrund markieren den Weg nach Prangenau, den Schulweg.

Ein großer Teil der Futterrüben wurde eingemietet, d. h. aufgehäuft und mit Stroh und Erde abgedeckt, so wie es hier auf Gut Wolka geschieht. Hinter der Hecke das Gutshaus. *(Beide Fotos von Ingeborg Görtz, geb. Heidemann).*

Im Herbst wurden die Kartoffeln mit der Haspel, einer Maschine mit rotierenden Forken, ausgeworfen. Das Einsammeln ging rasch, aber es war sehr anstrengend, die gewichtigen Körbe zu schleppen. Da tat ein Erfrischungstrunk gut. *(Foto Lotte Rebstock, geb. Degner, Wormen).*

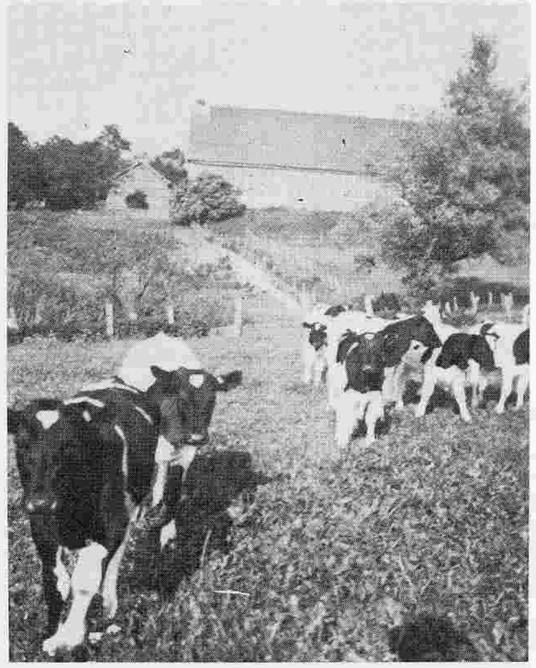
Auch wenn die Blätter gefallen waren, nahm die Feldarbeit kein Ende. Dann begann die Zuckerrübenkampagne, die bis zum Einsetzen des Frostes dauerte. Von den schweren Ackerwagen wurden die Wege zerpflügt. Die Transporte zur Zuckerfabrik Rastenburg wurden sehr mühsam. *(Foto Alfred Wesselowski).*

Neben dem Ackerbau hatte die Milchwirtschaft für die meisten landwirtschaftlichen Betriebe hohe Bedeutung. Schwarz-weiß gescheckte Rinder gehörten zum Landschaftsbild. Hier Weiden bei Korschen. Im Hintergrund die evangelische Kirche. Unten sieht man in der Ferne den Schlachthof und den Wasserturm. *(Beide Aufnahmen von Kurt Zachau, Korschen).* —
Die Ostpreußische Herdbuchgesellschaft war die größte Rinderzuchtvereinigung Europas. Der bekannteste Züchter von Zuchtbullen im Kreis war der Gutsherr von Kotittlack, Busse.



Viehhaltung

Es fällt nicht schwer, sich dieses Bild farbig vorzustellen: Wolkenloser blauer Himmel über dem dunklen Grün des Laubwaldes, schwarz-weiße Tupfen der Kühe auf gelb-grüner Weide und die bunten Kleider der Mädchen. So schön war es am Forsthaus in Wenden. *(Foto H. Pingler).*

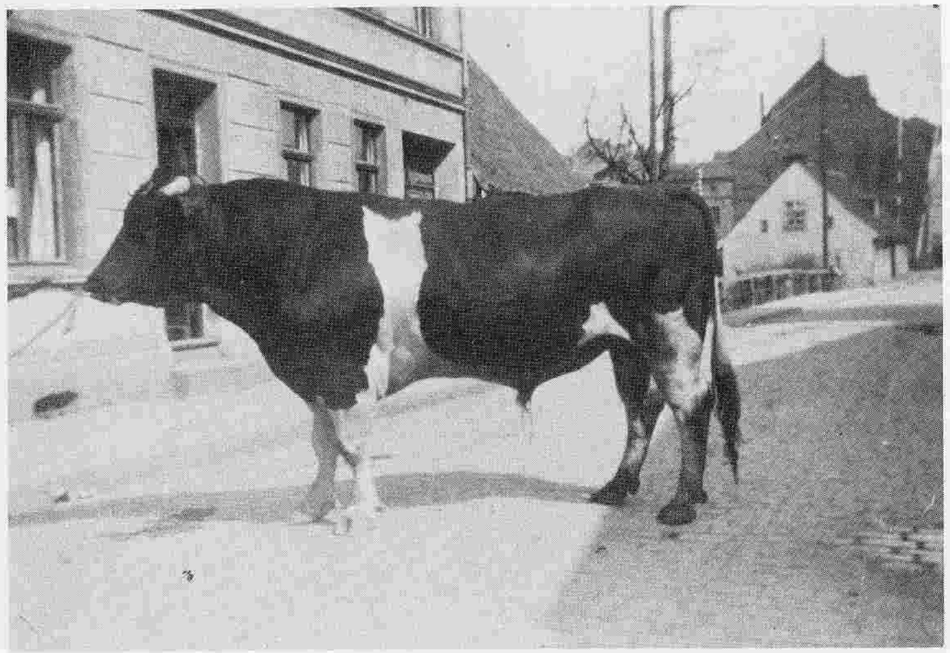


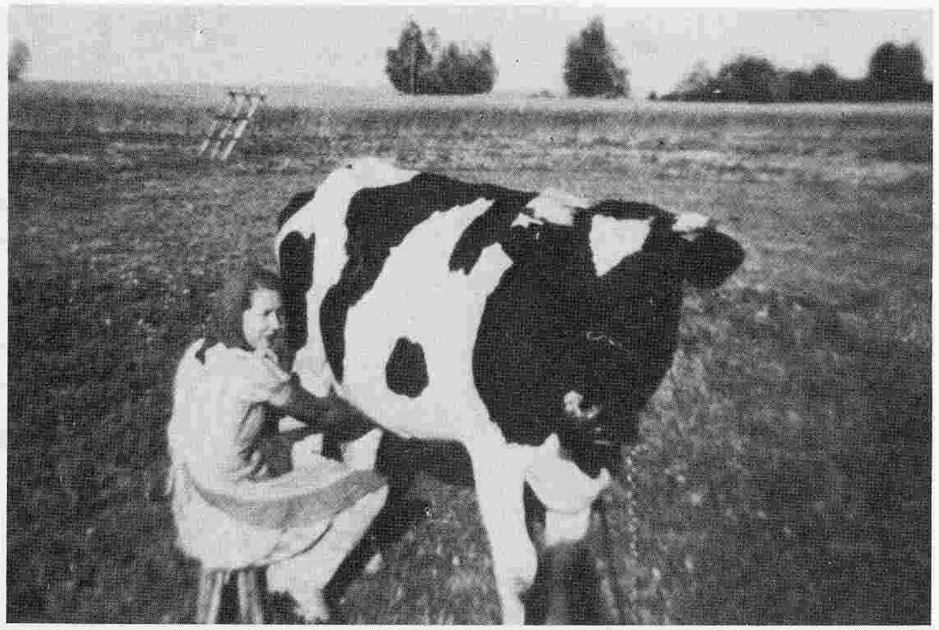
Sehenswerter Zuchterfolg: Eine prächtige Jungviehherde in der Nähe des Wehlacker Gutshofes.

Endlos breitet sich der grüne Weideteppich aus, nur durch die Herde belebt. Sie hat sich sicher wohl gefühlt. *(Beide Fotos von Gisela Hilgendorff, Wehlack).*

Tiere müssen täglich versorgt werden. Dazu gehört das Tränken, das hier auf dem Hofe am Brunnen vorgenommen wird. *(Foto von Irmgard Joost, geb. Dormeyer).*

Endstation eines 1000 kg schweren Bullen vor der Fleischerei Otto Ehmke in Rastenburg, Freiheit. *(Foto Heinz Kiaulehn).*



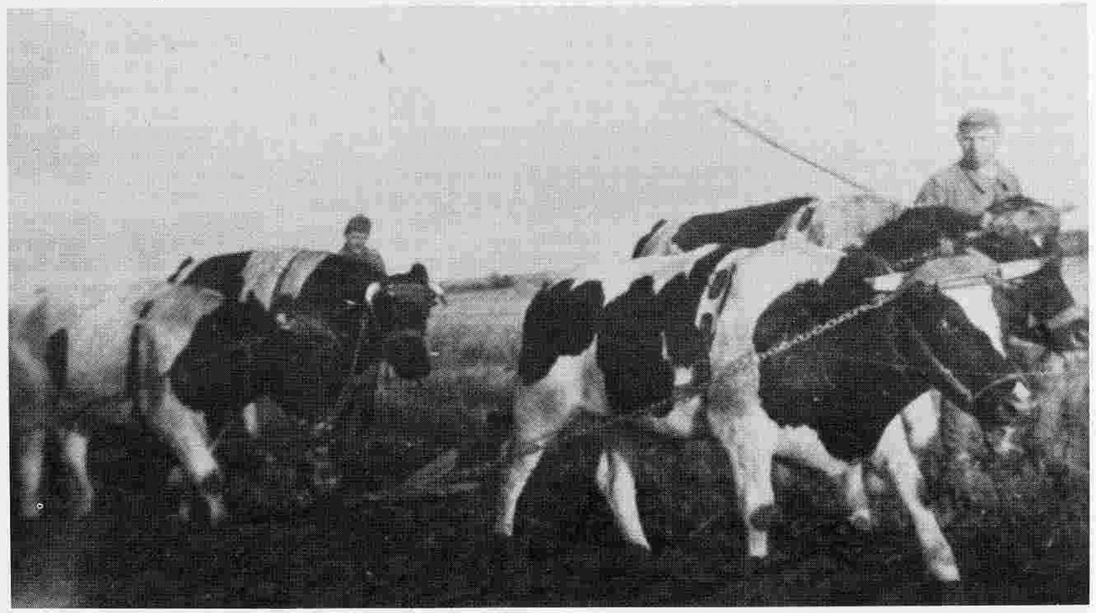


Kühe konnten ein längeres Leben erwarten, wenn sie genügend Milch gaben — so um 25 Liter je Tag. Gemolken wurde von Hand, wie es Elfriede Wegner, Wormen, zeigt. *(Foto Gerhard Wegner 1939).*

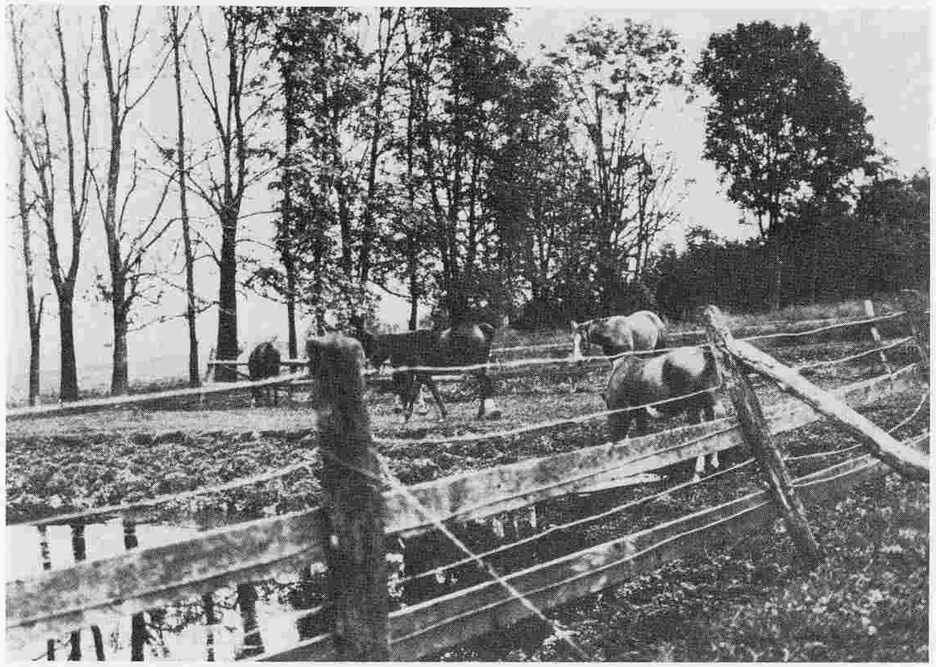
Die Milchkannen wurden allmorgendlich von den Höfen abgeholt und zur nächsten Molkerei geschafft. Selbst in Pomnik gab es eine. *(Foto Irmgard Joost, geb. Dormeyer).*

Damit der Milchstrom nicht versiegte, übernahm der Mensch die Nachwuchsplanung: Eine kräftige Herdbuchkuh ist für den Zuchtbullen vor den Stall geführt worden.

Russische Kriegsgefangene auf Gut Hinzenhof hatten ein Ochsengespann zur Feldarbeit abgerichtet, weil immer wieder Pferde zum Kriegseinsatz abgestellt werden mußten. In Ostpreußen arbeitete man nicht mit den langsamen Tieren, aber die fleißigen Russen schafften es, den Ochsen schnellere Gangart beizubringen. Viele Landwirte kamen und staunten. *(Beide Fotos Gisela Brzozowski, geb. Voelsch, Hinzenhof. 1944)*

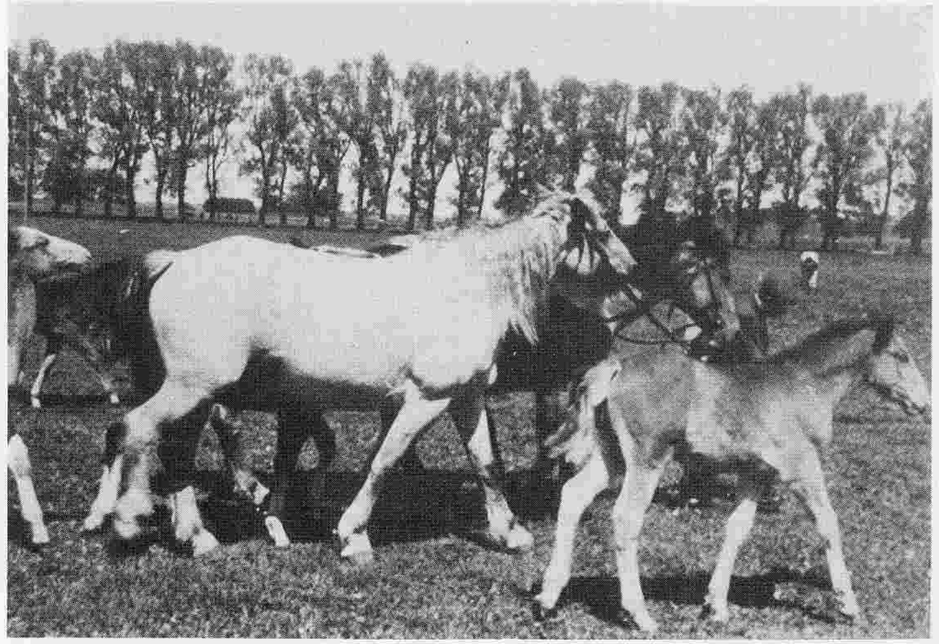


Pferdezucht



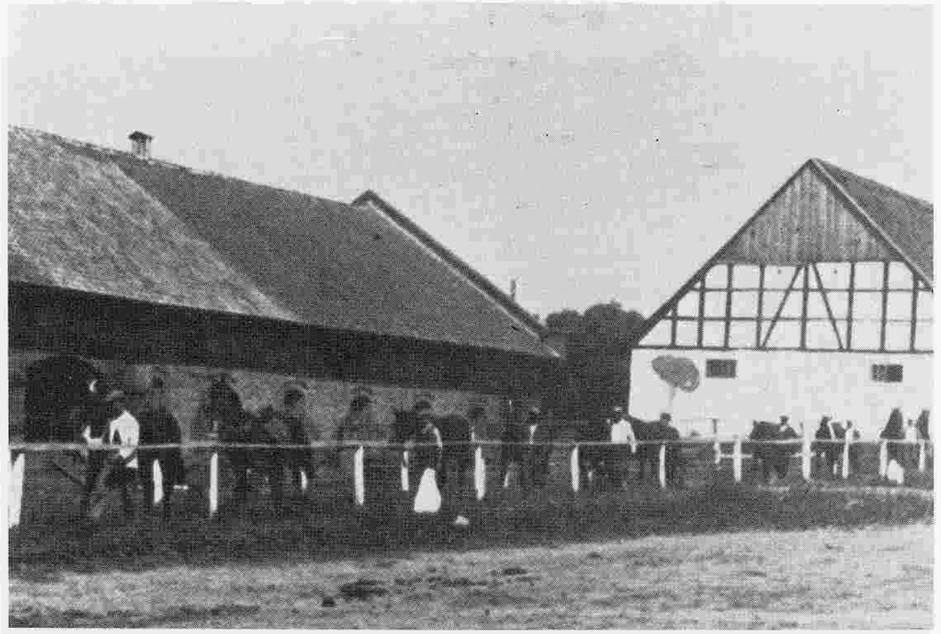
Was wäre Ostpreußen ohne seine Pferde gewesen? Sie waren die unermüdlichen Helfer der Landwirtschaft. Kleinbauern, Gutsbetriebe und Gestüte arbeiteten in der Pferdezucht zusammen. — Die Aufnahme zeigt eine Pferdekoppel auf Gut Wehlack. *(Foto G. Hilgendorff).*

Kaltblutstuten mit ihren Fohlen auf den Guberwiesen bei der Allee zwischen Dublienen und Lumienen. *(Foto Christian Stobbe).*



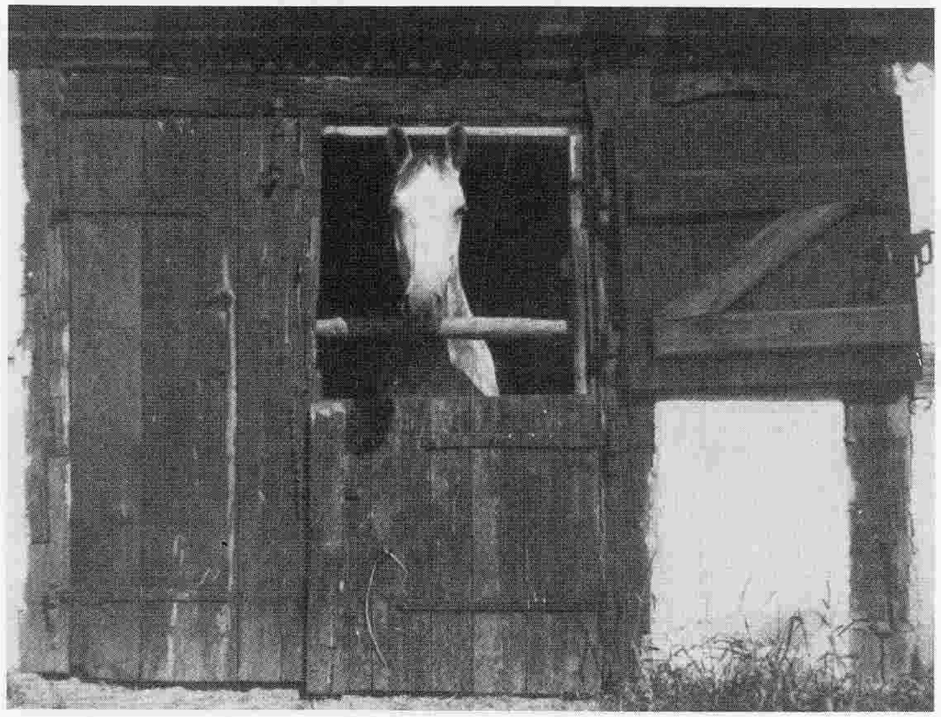
Das Fohlen mit der lustigen runden Blesse ist erst ein paar Tage auf der Hinzenhofer Welt, aber schon sicher auf den Beinen. Instinktiv folgt es der Stute auf Schritt und Tritt, und es hat ständig Durst. Im Hintergrund Gut und Dorf Hinzenhof. *(Beide Fotos Gisela Brzozowski, geb. Voelsch. 1944)*

1938 gab es im Kreis Rastenburg 13 000 Pferde und 36 600 Rinder. Der von Jahr zu Jahr wachsende Bestand erklärt, daß 27% der gesamten landwirtschaftlich genutzten Fläche (70 000 ha) Wiesen und Weiden waren.

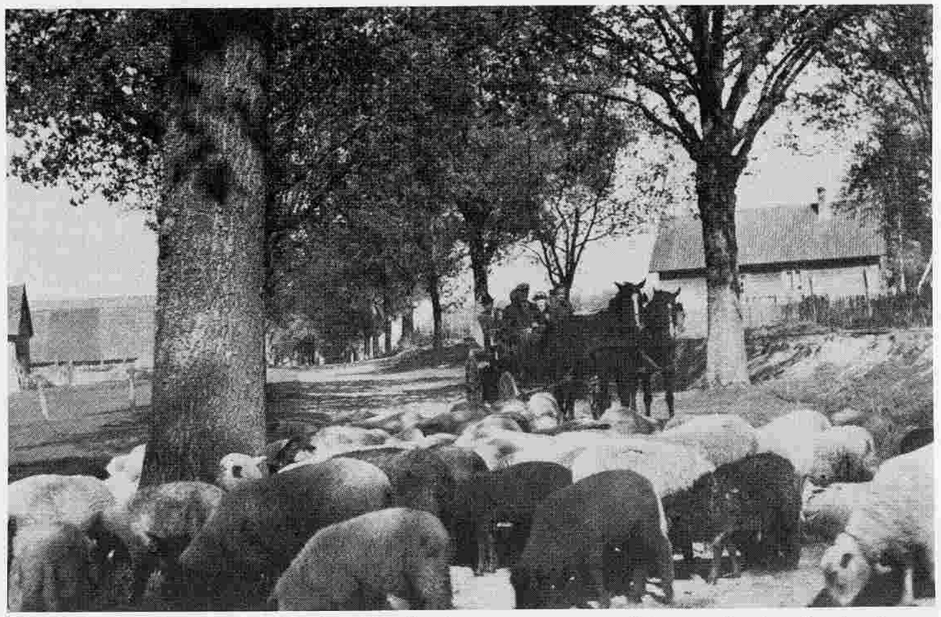


Ein Tag, der viel Vorbereitung erforderte: Vorführung der Remonten (Jungpferde) aus eigener Aufzucht in Lamgarben. *(Foto Ilse Hilgendorff).*

Die nach dem Gestüt Trakehnen benannte Pferdezucht war weltbekannt. In Dublienen war man stolz, die Stute „Polnisch Blut" aus dortiger Abstammung zu besitzen. *(Foto Christian Stobbe).*



Kleinviehzucht

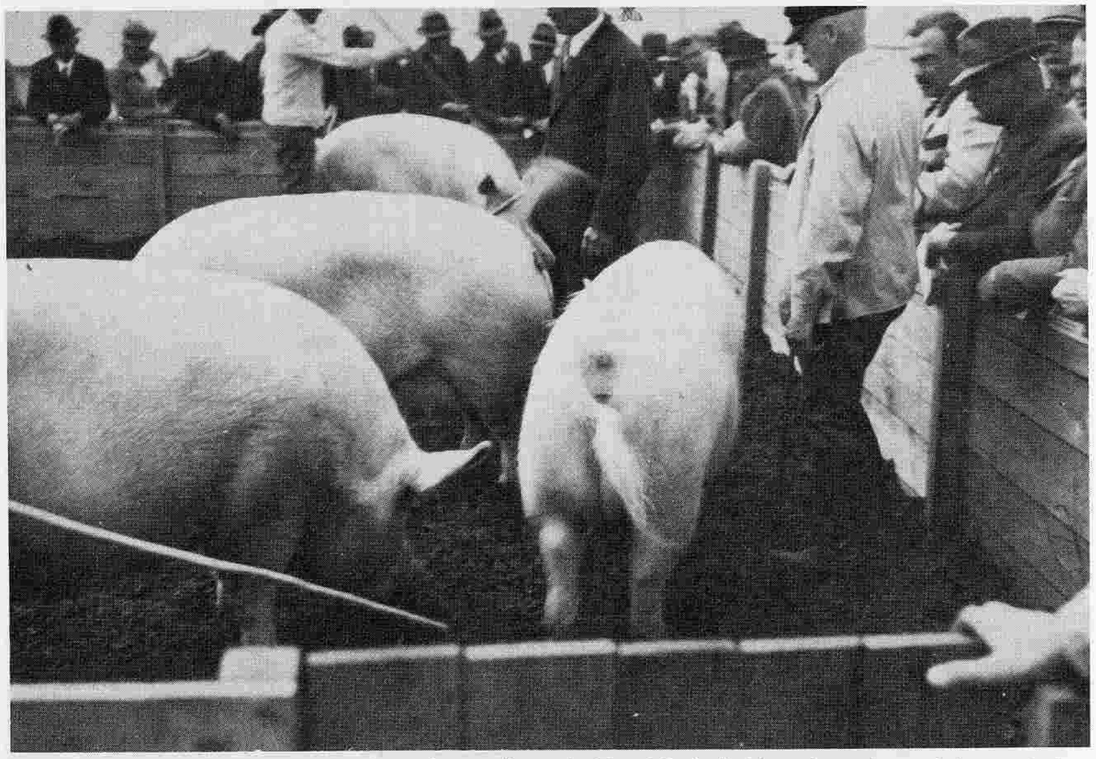


Die Schafzucht war im Kreise Rastenburg nur von untergeordneter Bedeutung. Doch diese Kutsche mit Sonntagsausflüglern wird auf dem von Bäumen gesäumten Fahrweg bei Leunenburg von einer Schafherde aufgehalten. *(Foto Kurt Zachau 1941).*

Die Schwestern Guddas-Patzig auf Gut Annafeld und Hans-Harald Gemmel, Sohn des Rastenburger Geistlichen, freuen sich über die kleinen Lämmer der Zuchtschafe. *(Foto Monika Guddas 1931).*

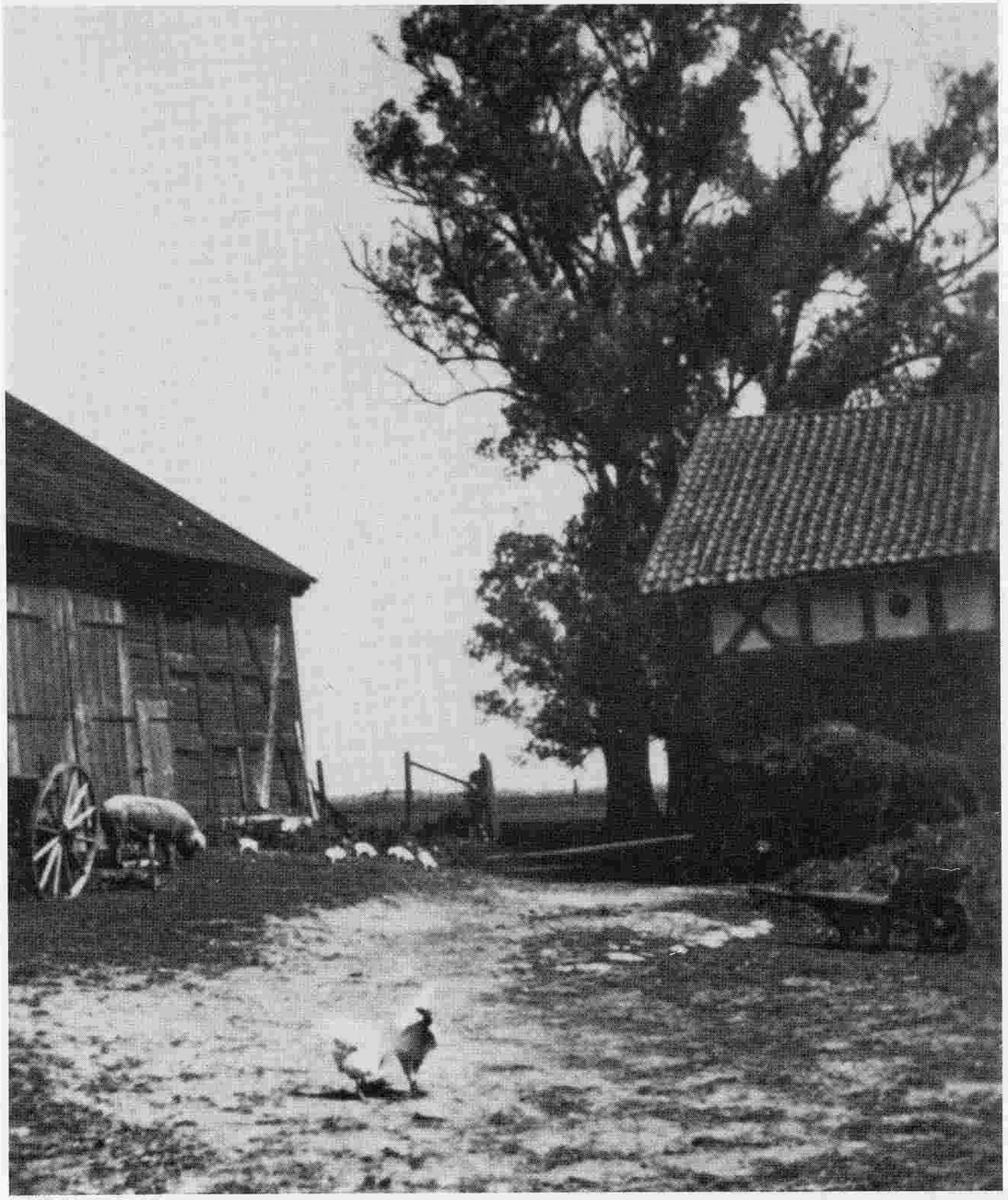
In Ostpreußen war Schweinefleisch sehr beliebt; man brauchte schließlich Speck und Schinken, Würste und ein schmackhaftes Stück Fleisch in der Pfanne. Schweine wurden aber nicht ausschließlich im Stall eingepfercht, sondern hatten auch ihren Auslauf im Freien, bewacht vom Schweinehirten mit Hund. *(Foto Erika Behrend, Freudenberg).*

Die Tür zum Schweinestall in Wehlack wird geöffnet, und sogleich stürzen die Läufer (Jungschweine) herbei, denn die Futtertröge sind gefüllt. *(Foto Gisela Hilgendorff, geb. von der Goltz, Wehlack).*

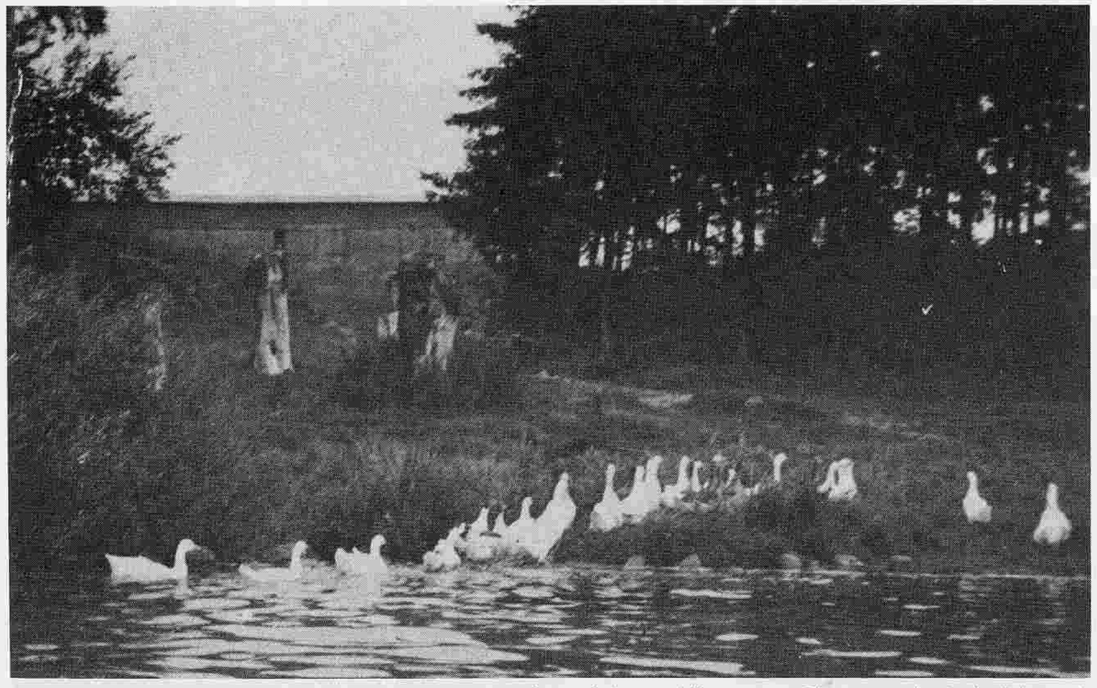


Zuchtsauen aus Prassen auf einer Ausstellung in Frankfurt dicht umlagert von interessierten Landwirten. Im Ring in dunkler Kleidung Mortimer Graf zu Eulenburg, Leunenburg-Prassen. *(Foto von diesem, 1938).*

Auf dem Hofe



Hofidyll des Stadtgutes Langenberg bei Rastenburg mit Scheune und Stall unter schattenspendenden alten Bäumen, mit Misthaufen und Dungkarre, grunzender Sau mit Ferkeln und gackernden Hühnern — bäuerliche Alltagswelt, in der Zufriedenheit zu Hause war.
Das Gut umfaßte 79 ha und gehörte von 1913 bis 1933 der bekannten Familie Hundrieser. *(Foto Dorothee Hornung, geb. Küster).*



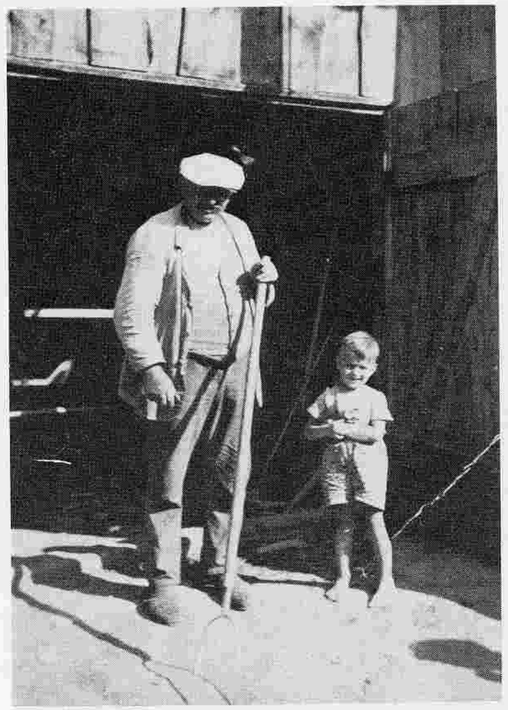
Um den Heimweg der Gänse braucht man sich nicht zu kümmern. Sie watscheln bald nach Sonnenuntergang von allein vom Teich zum Hof. *(Foto Lotte Weiß, geb. Müller, Skandlack)*

Einen knusprigen, saftigen Gänsebraten aß man zu ganz besonderen Anlässen, bei Familienfeiern, zum Reformationsfest, Weihnachten oder am Neujahrstag. Nur gut, daß viele Hausfrauen nicht wußten, durch welche Tortur ihre Gans so fett geworden war. Wochenlang hatte man sie genudelt, ihr gewaltsam Klöße aus Gerstenmehl in den Schlund gestopft — zwischen den Knien der Bäuerin eingeklemmt. *(Foto Gertrud Dietrich, geb. Tiedtke, Schwarzstein).*

Hühner gab es nicht nur auf dem Lande. Auch in der Stadt krähten morgens die Hähne. Es gab sogar bäuerliche Anwesen in Rastenburg wie das hier abgebildete von Martin Modricker, dem Baumeister und Sägewerkbetreiber. *(Foto Hella Pieper, geb. Modricker)*

Am Stadtrand siedelten Handwerker mit landwirtschaftlichem Nebenerwerb. Sie hielten Ziegen und Schweine und bauten Kartoffeln und Gemüse an. Die Bindung an die Landwirtschaft war bei den Bürgern keineswegs erloschen.

Übrigens wurden 1938 im Kreis 178 500 Hühner, Enten und Gänse gezählt.



Kinder waren überall dabei, und der Opa beantwortete geduldig jede Frage. *(Foto Hans Motzkau, Schwarzstein).*

Geflügelzucht war Sache der Frauen. Auf den Hühnerhöfen waren das weiße Leghorn, bunte Italiener und braune Rhodeländer am häufigsten anzutreffen. Sie legten zwar nicht jeden Tag ein Ei, aber 250 im Jahr allemal. — Das Mädchen mit der Körnerschüssel mußte wie alle im Kriege ein Pflichtjahr in der Landwirtschaft verbringen. *(Foto Irmgard Joost, geb. Dormeyer, Barten).*

Auch die größeren Jungen machten sich auf den Bauernhöfen nützlich — besonders in den Ferien.
„Bermuda-Shorts" waren damals schon beliebt. *(Foto Hans Motzkau, Schwarzstein, 1935).*

Vorbereitungen für die Küche wurden gern auf der Bank vor dem Hause erledigt — nicht nur wie hier bei Motzkaus in Schwarzstein. *(Foto Hans Motzkau).*

Am Waschtag mußte das Wetter schön sein. Dann konnte man draußen hantieren und hatte reichlich Platz für Bottiche und Wannen. Findige Leute besaßen eine mechanische Waschmaschine, in der die Lauge mit Pumpbewegungen an einem langen Hebel hin und her durch die Wäsche gepreßt wurde. *(Foto Lotte Rebstock, geb. Degner, Wormen).*

Obst- und Gemüsegärten bedurften ständiger Pflege, wenn gute Erträge erzielt werden sollten. Mit dem Baumschnitt fing es an, und bei Trockenheit mußte tüchtig gewässert werden. Mit Wassertonne, Handwagen, Kraft und Schweiß wurde das in Podlacken geschafft. *(Foto Ursel Schubert, geb. Buhlert).*

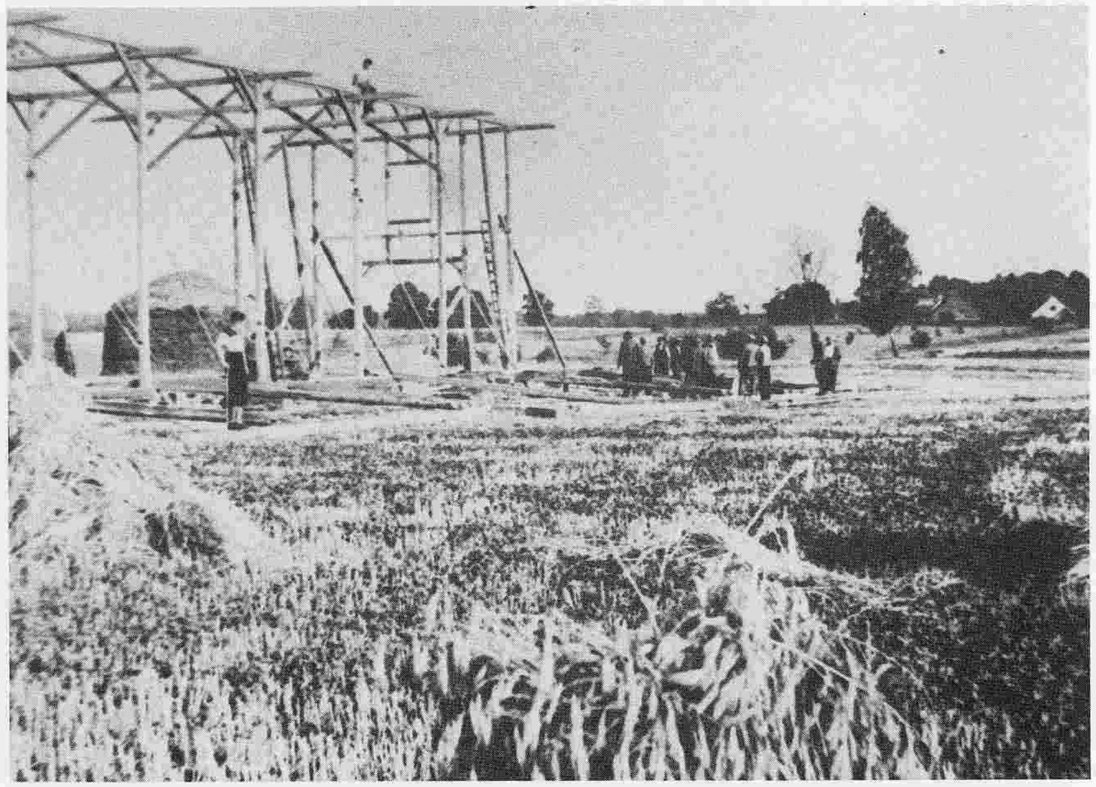
Familie Grünke bei der Apfelernte im Wehlacker Schulgarten. Die Äpfel in Ostpreußen waren nicht ebenmäßig und makellos, aber saftig und von köstlichem Aroma. Es gab Pflaumen in Fülle und kleine, gelbbraune „Kruschkes", deren süßer Saft über die Finger rann, wenn man hineinbiß. *(Foto Erika Zäh-Grünke, Wehlack).*

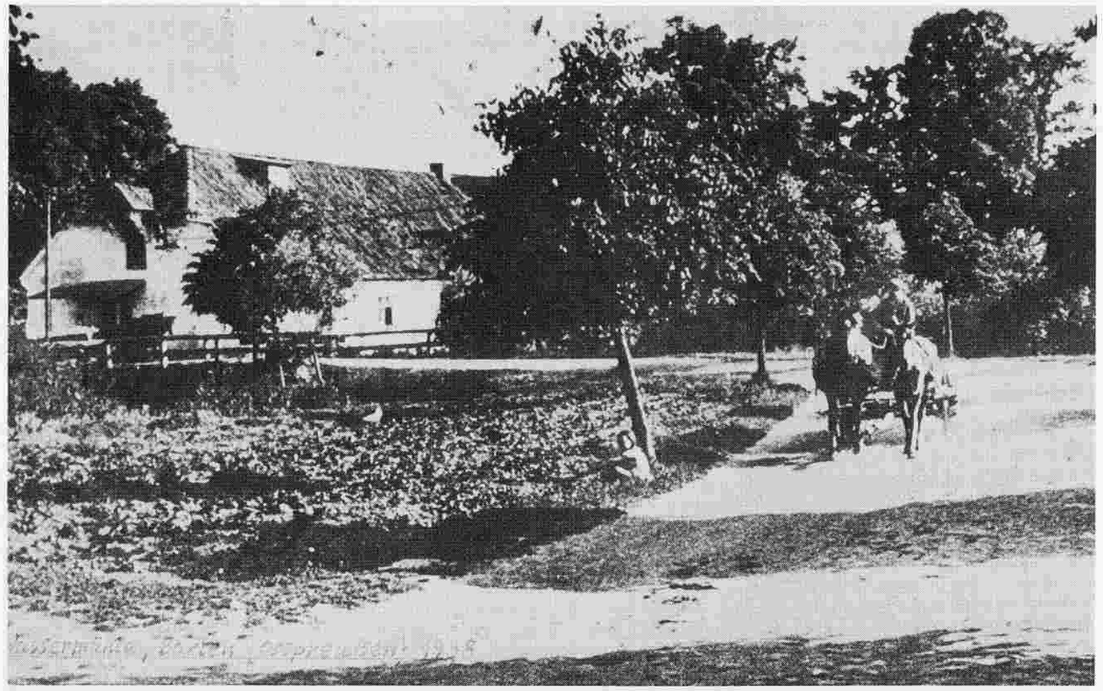
Was geschieht hier? Die Frauen lassen sich die neue Fruchtpresse zum Mosten vorführen. Die Nachbarschaft ist auch interessiert. *(Foto Gertrud Dietrich, geb. Tiedtke, Schwarzstein).*

Die Gutsherrin wählte oft persönlich das Mittagsgemüse im Garten aus. Rohkost und dicke Milch waren in Dublienen eine Selbstverständlichkeit. *(Foto Christian Stobbe).*

Im Winter war die Arbeit auf den Höfen wohl gemächlicher und währte nicht so lange, aber da waren die Gerätschaften für das kommende Jahr zu reparieren oder aus den geschlagenen Bäumen Balken zu schneiden. In Wehlack wurde ein regelrechtes Sägewerk betrieben — natürlich mit der überall verwendbaren Lokomobile. Das Ergebnis war überraschend gut, wie man an den geradlinigen, scharfkantigen Bauhölzern sehen kann. *(Foto Gisela Hilgendorff, geb. von der Goltz, Wehlack).*

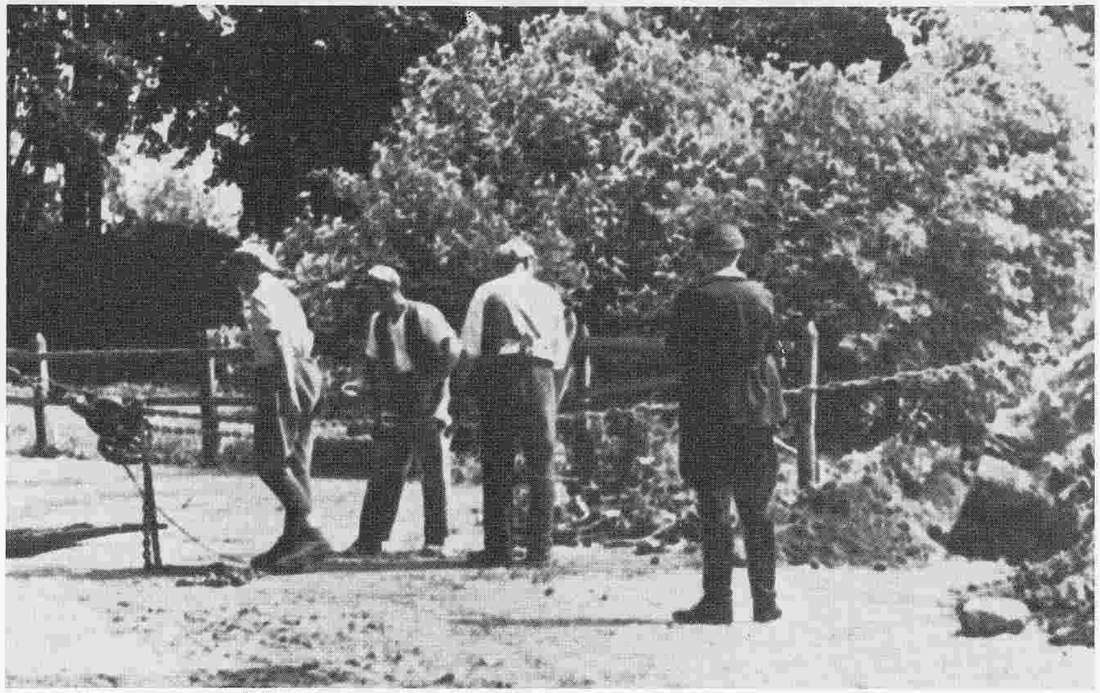
Die größeren Güter verfügten über erfahrene Handwerker, die alle Gebäude in Ordnung hielten und es auch verstanden, fachgerecht eine Feldscheune wie diese in Stettenbruch abzubinden und zu richten. Die mit Planen abgedeckten Getreideberge im Hintergrund verdeutlichen, daß der vorhandene Stauraum bereits besetzt ist. Frau Margarethe Himer am Stock schaut kritisch zu. *(Foto Harald Himer, Stettenbruch 1939).*





Das Fuhrwerk kommt von der Wassermühle Barten, die 1413 erbaut und über einen Graben vom Liebeflüßchen gespeist wurde. Sie war nach technischer Neuausrüstung immer noch gut genug, den Bauern Mehl für den eigenen Bedarf zu mahlen. *(Foto Fritz Olschewski).*

Gutsarbeiter roden mit Hilfe eines Flaschenzuges die Stuben gefällter Bäume in Lamgarben. *(Foto Annemarie Janssen, geb. Schultz-Fademrecht, Lamgarben).*



Hochzeiten auf dem Lande waren ein Freudenfest für das ganze Dorf. Berichte, es sei ohne Unterlaß gegessen und fürchterlich getrunken worden, sind nur geringfügig übertrieben. Auch derbe Späße gehörten zur ostpreußischen Lebensart.

Das Erinnerungsfoto an eine Hochzeit auf Vorwerk Annahöhe des Gutes Glittehnen — zwischen Karschau und Paaris gelegen — beweist, daß drei Generationen einer Familie mit ihren Nebenlinien leicht über 40 Personen umfassen konnten. *(Foto Heinz Kennel).*

Auf Gut Wolka war der 1. Mai ein Tag fröhlicher Gemeinsamkeit für alle, die dort tätig waren. Am Gutshaus wurde der Maibaum aufgestellt, und es gab Kaffee, Kuchen und Freibier. Musikanten spielten auf zum Tanz auf dem Rasen. Gutsherr Ruhdel (am linken Bildrand) machte den Ehrentanz mit der ältesten Rentnerin. Das war vor 1933 so. Danach erhielt der Maifeiertag wie überall mehr politische Inhalte. In ähnlicher Weise wurden auf anderen Gütern Sommerfeste begangen, oder der Erntedanktag wurde zu einem gemeinsamen Vergnügen. Eine starre Regel gab es nicht. 1938 wurde Wolka (202 ha) auf Erlaß des Oberpräsidenten in Spittel umbenannt, aber im Volksmund blieb der alte Name bestehen. Auch einige Provinzstädte erhielten neue Namen:

Schloßberg für Pillkallen
Eydtkau für Eydtkuhnen
Ebenrode für Stallupönen
Angerapp für Darkehmen

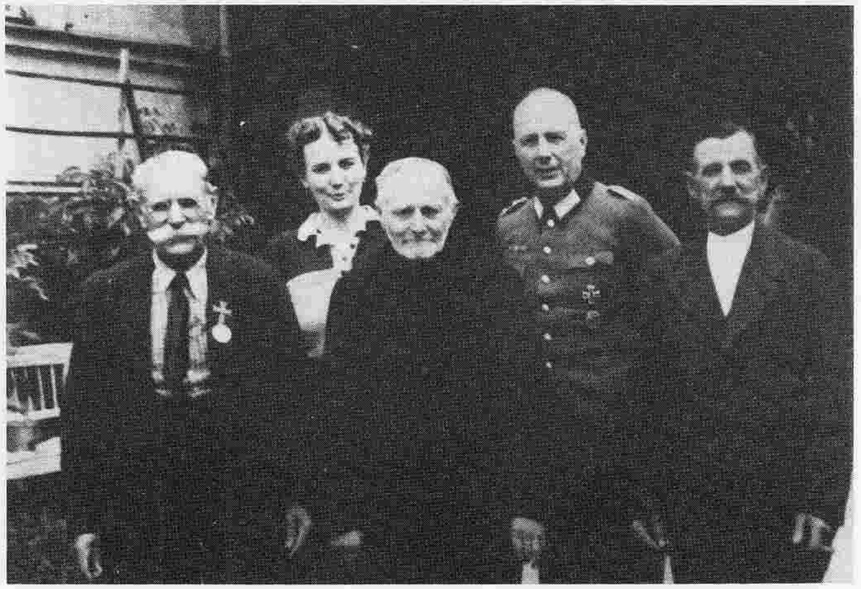
Die bekannteste Umbenennung liegt weiter zurück. Bei der Volksabstimmung am 11.7.1920 über das Schicksal des südlichen Ostpreußens hatte der Kreis Oletzko das beste Ergebnis erzielt: Alle Bewohner wollten Deutsche bleiben; nur zwei hatten für Polen gestimmt. Begeistert wurde gesungen: „Margrabowa heißt jetzt Treuburg; Margrabowa gibt's nicht mehr ..." Heute wird die Stadt Olecko genannt. *(Foto Ingeborg Görtz, geb. Heidemann).*

Sie brauchen nicht mehr zu arbeiten. Ein Kastenwagen wird die beiden Frauen und ihre Habseligkeiten ins „Hospital" nach Wenden bringen, wo die Gutsrentner ihren Alterssitz erhielten. Sicherlich war trotz Freude auf wohlverdiente Ruhe Wehmut dabei.

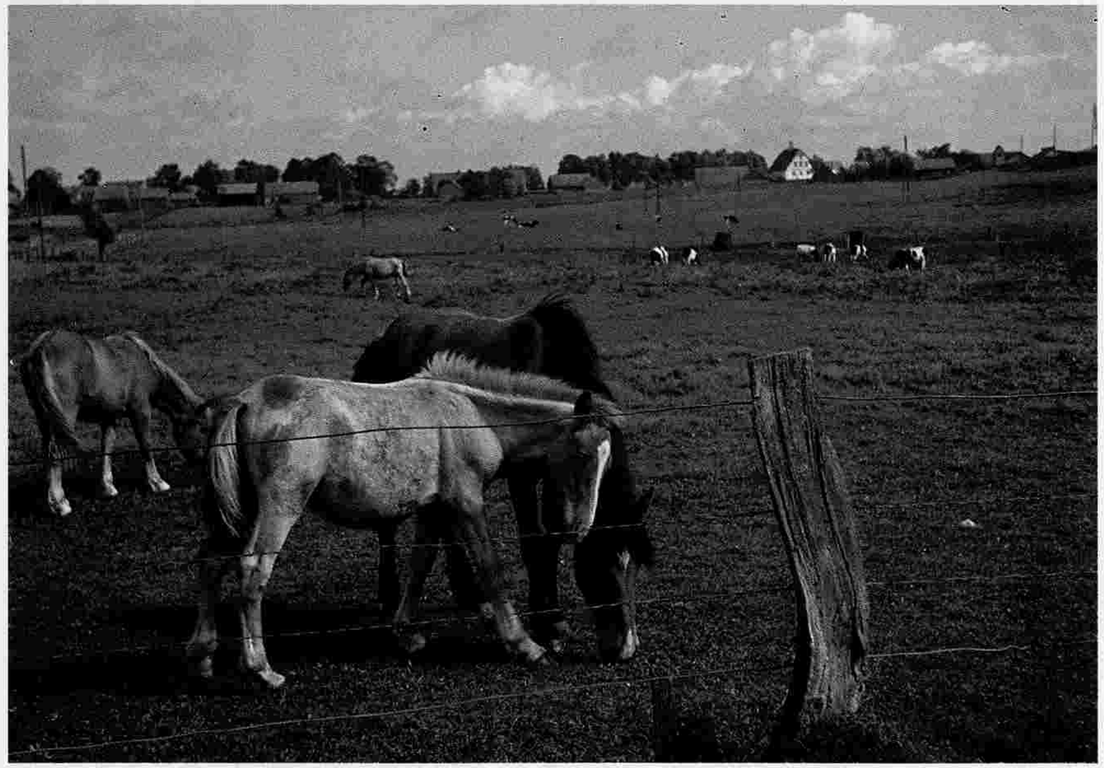
Die Gemeindeschwester betreute nicht nur die Alten im Ludwigsbau, dem Hospital, sondern auch Wöchnerinnen und Kranke auf den Gütern und Bauernhöfen. Für die weiten Wege standen ihr Pferd und Wagen zu ständiger Verfügung. Zu einer eigenen Familie blieb keine Zeit. *(Beide Fotos Gisela Hilgendorff, Wehlack).*

Allgemein blieben die Alten im Familienkreise und in ihrer gewohnten Umgebung wie dieses von der Enkelin betreute Paar in Neu-Rosenthal. In diesem Bauerndorf gab es noch Strohdächer. — Bauern, die ihren Hof an die junge Generation übergeben hatten, erhielten ihr „Altenteil", das ihnen Wohnung, Lebensunterhalt und Rente sicherte. *(Foto Manfred Batschke).*

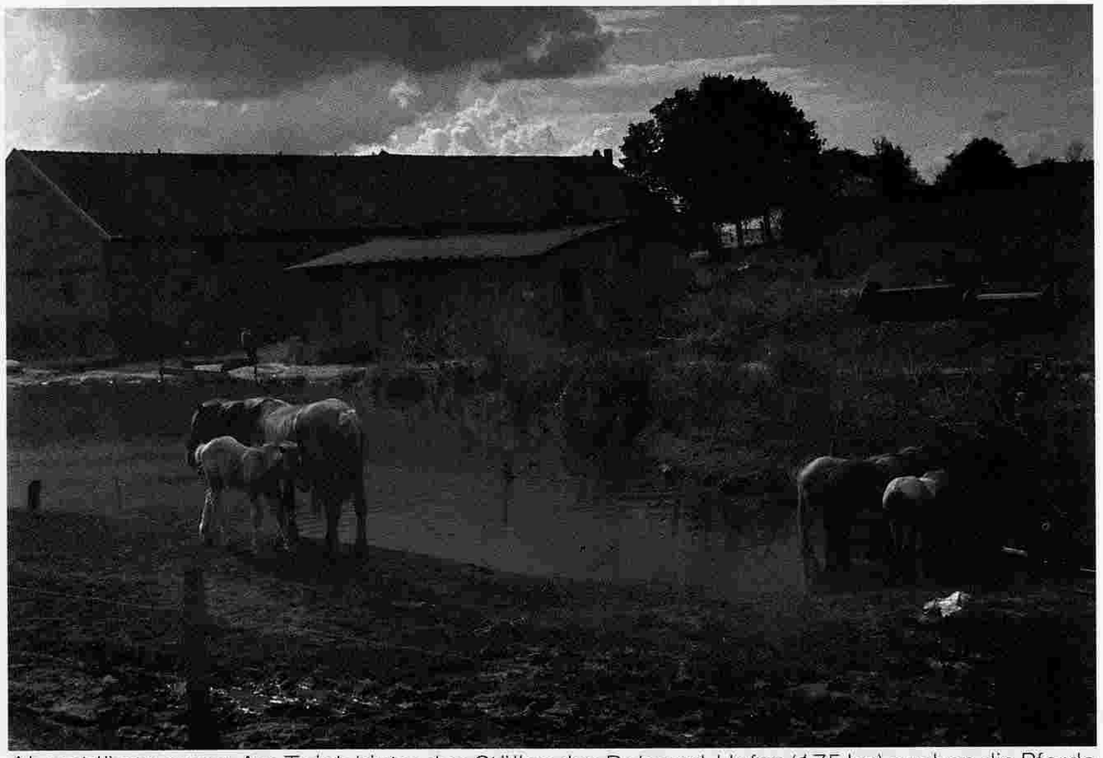
In Stettenbruch wurden die ältesten Gutsarbeiter zum Geburtstag der Gutsherrin eingeladen. Einer trägt stolz die Treuemedaille für 50jährige Zugehörigkeit zum Gutsbetrieb. *(Foto Harald Himer, Stettenbruch. 1938).*



Ab 1930 etwa kannte man schon farbige Diapositive. Freilich waren deren Farben nicht so satt und strahlend, wie wir es von heutigen Fotos erwarten. Dennoch sind die Aufnahmen von Erika Behrend aus Freudenberg besonders wertvoll, weil es vielleicht die einzigen erhaltenen Farbaufnahmen aus damaliger Zeit sind.



Blick über die Weiden nach Freudenberg. Oft stolzierten zwischen Pferden und Kühen mehrer Störche herum und suchten an feuchteren Stellen nach Fröschen. Im Hintergrund sind von links die Grundstücke Krieger, Will, Safran und David zu erkennen, dann die mächtige Baumgruppe um die alte Schule. Dort stand an der Mauer der Taufstein der vor Jahrhunderten abgebrannten Kirche. In Bildmitte Dorfschmiede und Krug, rechts das neue, weiße Schulgebäude, der Transformator für die Freileitungen zur Stromversorgung und das Anwesen Domnick.



Abenddämmerung. Am Teich hinter den Ställen des Behrend-Hofes (175 ha) suchen die Pferde Kühlung nach einem heißen Junitag.

Stolzer Truthahn mit gespreiztem Schwanzgefieder. Man sagte: „Er plustert sich" und übertrug den Ausdruck auch auf das Imponiergehabe „aufgeplusterter" Leute. Familie Behrend experimentierte gern in der Geflügelzucht. So gab es bei ihnen Perlhühner und besonders große Orpingtonhühner, deren Eier im Durchschnitt 80 g wogen. Das hatte man auf dem Wettlegehof Metgethen festgestellt. Dorthin schickten die Züchter alljährlich einige Exemplare ihrer Hühnerrassen zur Legekontrolle. Außerdem wurden in Freudenberg Alesbury- und Pekingenten gekreuzt mit dem Ergebnis, schon nach 6 Wochen schlachtreife Tiere mit 2 kg Rumpfgewicht zu haben.

Diese Bilder von Gut Glaubitten sollte man lange anschauen, um die Atmosphäre eines ostpreußischen Hofes in sich aufnehmen zu können. Der war nicht nur Wirtschaftsbetrieb, sondern von Generationen mühsam mit Fleiß geschaffene Heimat — auch für die Familien der vielen Gutsarbeiter. Jeder von ihnen handelte verantwortungsbewußt aus eigenem Pflichtgefühl, fügte sich in als selbstverständlich empfundene Ordnungen und Regeln, war arbeitsam ohne Hektik und lebte mit Gott, Natur und Tier in harmonischem Einklang. Sicher gab es auch drückende Sorgen, aber nimmermehr wollte man anderenorts leben. Hier war das Zuhause, hier gehörte man hin.
Es ist, als höre man die Lerchen trällern und die Tauben gurren, rieche die schwitzenden Pferde, die zur Schwemme wollen. Man blinzelt zu den blendend weiß gekalkten Fachwerkbauten in der Abendsonne. War das wirklich 1931? Es könnte gestern gewesen sein.
Vor dem Pferdestall links ist ein „Roßwerk" zu erkennen, eine früher gebräuchliche, von im Kreise laufenden Pferden bewegte Antriebsmechanik aus Zahnrädern, Schnecken und Gestängen für einfache Maschinen.

Die Dachziegel des alten Kornspeichers sind bemoost. Über die aufgeständerten Außenstiegen wurden von starken Männern unzählige prall gefüllte Säcke geschleppt. Die Erträge vieler Ernten haben in dem bodenständigen Bau dank der gestaffelten Lüftungsgaupen trocken gelagert. Wieder blüht der Flieder, und das Fuhrwerk wartet immer noch.
(Beide Fotos Leopold Boehm. 1931).

Um sich einen Begriff von der landwirtschaftlichen Leistungskraft des Kreises Rastenburg machen zu können, seien die durchschnittlichen Getreideerträge aus den Jahren 1933 bis 1936 genannt:

Winterroggen	8775 ha x 1,93 t/ha =	16 940 t
Sommergerste	6100 ha x 2,11 t/ha =	12 880 t
Winterweizen	4840 ha x 1,94 t/ha =	9 390 t
Gemenge	4400 ha x 1,99 t/ha =	8 750 t
Hafer	2800 ha x 1,94 t/ha =	5 440 t
		53 400 t
		= 534 000 dz

Die gesamte Kornmenge füllte weit über eine halbe Million Zweizentnersäcke!

Feldwege waren ein beliebter Erlebnisbereich für Kinder. An den Rändern der Getreidefelder gab es immer etwas zu entdecken: Hasen, Mäuse und Maulwürfe, Hamster, allerlei Vögel, Schnecken mit braunen, gelben oder gestreiften Häuschen und krabbelndes Käfervolk, Heuschrecken und gaukelnde Schmetterlinge. Überall raschelte, wedelte, flatterte es, es zirpte und summte und piepste, zwitscherte, gurrte und pfiff.
Wer sich ganz ruhig verhielt und sich behutsam näherte, dem öffnete sich die bunte Vielfalt der Schöpfung. Und am Wegesrain wuchsen roter Klatschmohn, blaue Kornblumen und weiße Margueriten für einen Blumenstrauß zu Mutters Freude.
Dieser Weg führte nach Gut und Vorwerk Adl. Plienkeim.

Feldweg vom Köskeimer Weg zum Stadtgut Langenberg, dessen Dächer hinter dem Getreidefeld hervorschauen. *(Foto Dorothee Hornung, geb. Küster. 1934).*

Bienenzucht

Zu einem Bienenvolk gehören 40 000 bis 70 000 Bienen um eine Königin, die täglich über 1000 Eier legt, und einige hundert Drohnen, die nach dem Hochzeitsflug aus dem Stock vertrieben werden.

Aus dem Blütennektar bereiten die Arbeiterinnen in ihrem Honigmagen den aus ca. 75 Prozent Zucker bestehenden Honig, den sie in 6-eckigen Waben speichern. Honig und Blütenstaub dienen als Nahrung und Wintervorrat, der für Mensch und Tier schon immer begehrte Beute gewesen ist. Wildlebende Bienen bauen ihre Waben in Baumlöcher. Aus der Idee, die Staatenbildung der Bienen durch Anlage von Baumhöhlen anzuregen, entstand die Imkerei. Der Ritterorden förderte die Bienenzucht und legte sogenannte Beutnerdörfer an, in denen nur Imker wohnten; denn Honig war zu jener Zeit das einzige Süßmittel. Das blieb so, bis um 1575 die ersten Rohrzucker-Raffinerien in deutschen Landen entstanden. Die erste Rübenzuckerfabrik wurde um 1800 in Schlesien gebaut.

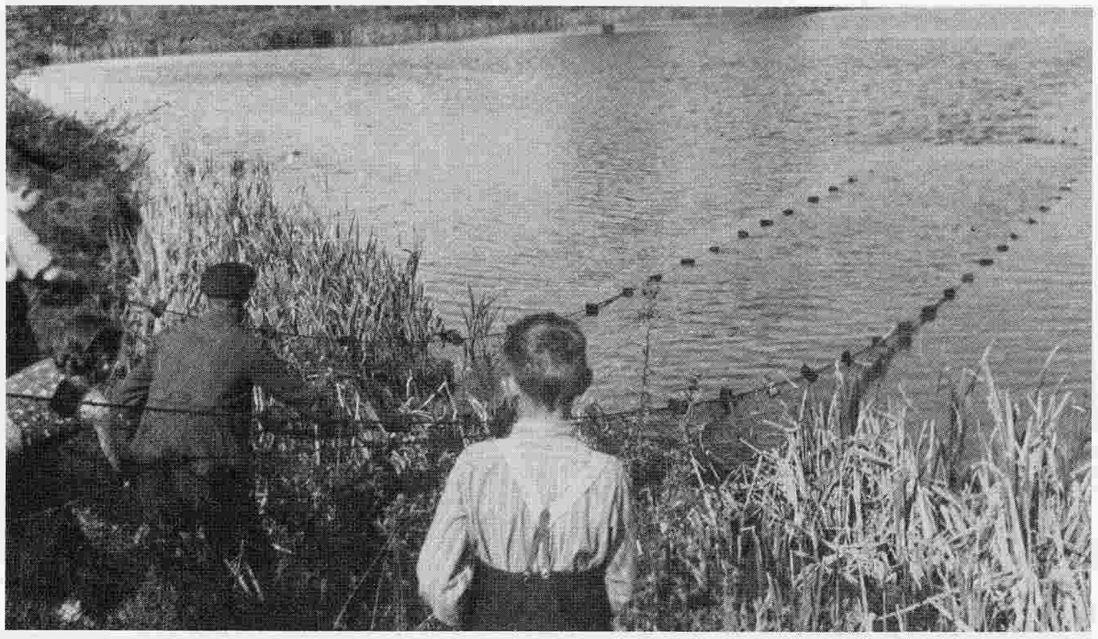
Große Arbeitserleichterung brachte die Einführung der Bienenkörbe. Heute benutzt man Kästen mit auswechselbaren Rahmen für die Waben, aus denen der Honig mit Hilfe einer Zentrifuge herausgeschleudert wird.
Diese Arbeit geschah in einem Zelt, um nicht von Bienen belästigt zu werden. Das in Freudenberg aufgenommene Foto zeigt Erika Behrend mit ihrer Nichte in der Mittagspause vor dem Zelt, in dem man hinten rechts die Zentrifuge erkennen kann.

Die Ostpr. Imkerschule wurde um 1923 gegründet und zunächst von Imkermeister Klatt, später von Dr. Pfannenmüller geleitet. Aufgaben waren Schulung von Imkern, insbesodere auf dem Gebiet der Seuchenbekämpfung,
Durchführung von Ferienkursen und Versuchen mit Bienen, schließlich Beschaffung preiswerter Beuten und Geräte. — Bienenzucht wurde im Kreise in erheblichem Maße betrieben, hauptsächlich von den Landlehrern, die Stände mit 50 bis 80 Völkern besaßen. Gezüchtet wurden die schwarmlustige, sammelfreudige ostpr. Biene, neue Arten und von Großimkern auch Königinnen. *(Aufnahme Brunhilde Labinsch-Diester, Korschen).*

Bienenhaus auf dem Behrend-Hof in Freudenberg. Hier wurden geduldig Versuche zur Duftlenkung der Bienen unternommen.

Im Kreise Rastenburg gibt es etliche Hochmoore, so die „Große Gans" bei Meisterfelde und z. T. noch größere bei Drengfurt, Plienkeim, Neu-Rosenthal, Scharfs, Bäslackshof und Prangenau. Zur Torfgewinnung mußte der Grundwasserspiegel abgesenkt werden. Dafür konnte man Traktor und Schöpfband einsetzen. Der geförderte Torf wurde gepreßt, geschnitten, auf Bretter geschichtet und mit Loren auf eine Wiese zum Trocknen gebracht.

So war in Freudenberg im Laufe vieler Jahre ein Teich von über 1 ha Größe entstanden, in den Fischlaich von Schleien und Karpfen gesetzt wurde. Nach einigen Jahren hatte man das Vergnügen der Eisfischerei. Dazu wurden Löcher in das Eis geschlagen und Netze von Loch zu Loch gezogen. *(Beide Fotos Erika Behrend, Freudenberg).*



Im Sommer wurde ein großes Schleppnetz von Land aus durch den ganzen Teich gezogen. Da mußte man kräftig zupacken. Die Spannung auf das Fangergebnis wuchs mit jedem Meter eingeholter Netzlänge. Nur noch ein Stückchen, und die zappelnden, glitschigen Fische können aus dem Netz gegriffen werden. *(Beide Fotos Erika Behrend, Freudenberg).*

Jagd

Gutsherren und Bauern hatten auch das Jagdrecht auf ihrem Besitz und nutzten das natürlich aus. Oft zogen sie allein aus, um Ausschau nach einem Sonntagsbraten zu halten. Dann waren da nur ihre Gedanken, der Hund und die Stille, und es kam gar nicht so sehr darauf an, ob ein erfolgreicher Schuß gelang. Das sieht man Max Stobbe, dem Besitzer von Gut Dublienen, an. Gelassen steht er auf der Guberbrücke bei Vorwerk Lumienen. Auch die bereiften Bäume der Allee sind erstarrt.

Die Stobbe-Brüder, alle mit Hut, haben sich offensichtlich viel vorgenommen und Kinder der Instleute als Treiber und Träger engagiert. An der Stange soll nachher eine reiche Jagdbeute baumeln. *(Beide Fotos Christian Stobbe, Dublienen).*

Bei einer Fuchsjagd in der Marschallsheide bei Leitnerswalde haben die Förster je einen Reineke zur Strecke gebracht. *(Foto H. Pingler 1931).*

Ein Hauptmann der Infanterie hat 1935 den vermutlich letzten Wolf erlegt, respektvoll bestaunt von der versammelten Mannschaft. *(Foto Carl Böttcher, Rastenburg).*

Blick vom „Großen Hochsitz" am Rande des Görlitzer Waldes in Richtung Gemarkung Pohiebels an der Straße Rastenburg-Lötzen, wie er sich den Jägern und den Förstern Kohlke und Koch zeigte. In Bildmitte die Fasanerie zwischen Pohiebels und Tauchelsee.

Die Rebhuhnjagd südlich von Gut Pohiebels hat sich für Friedrich Drost wahrlich gelohnt. *(Fotos Hans Drost, Rastenburg).*

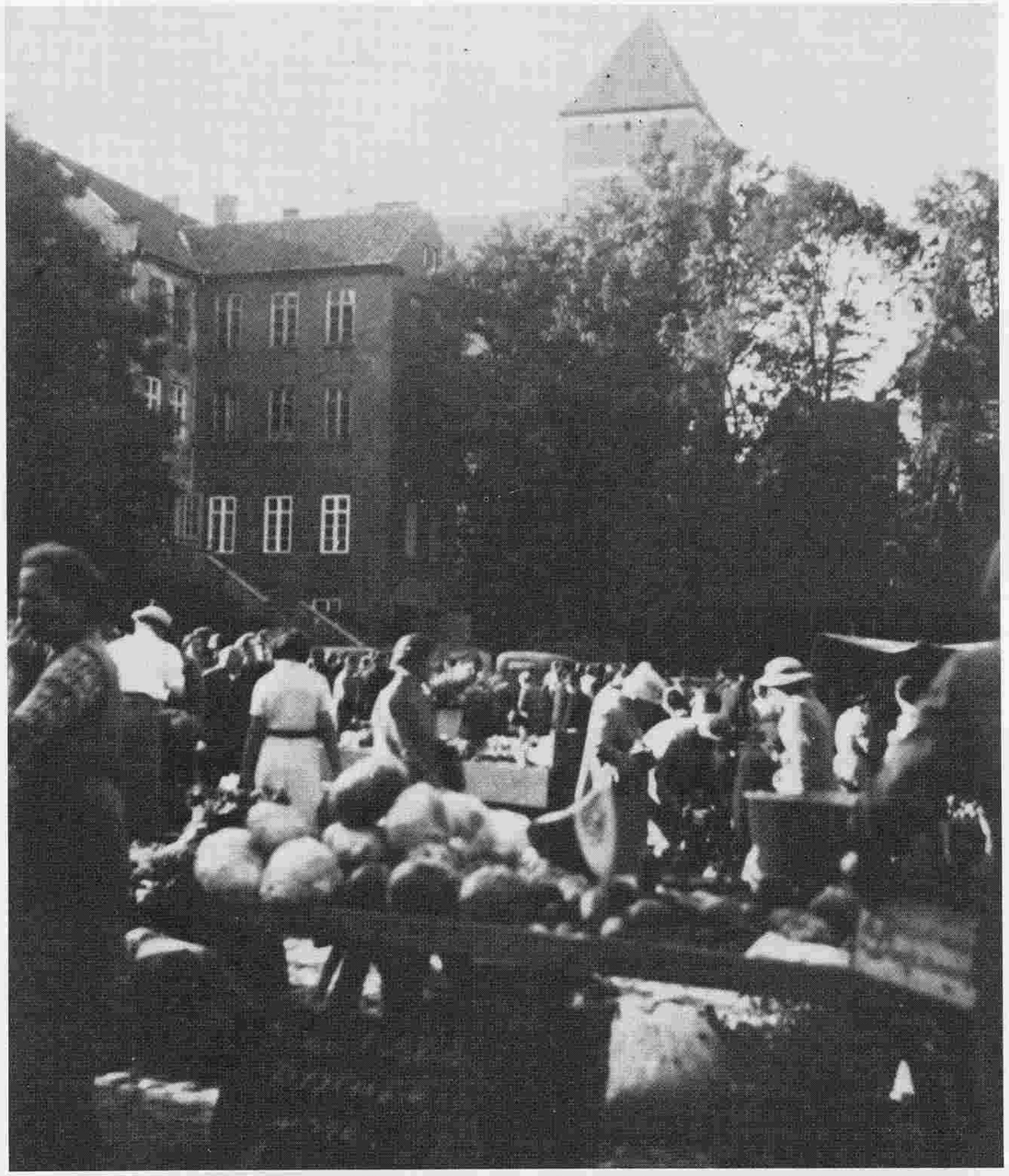
Rothirsch, Keiler und Spießbock — nach Waidmannsart geschmückt mit Eichenzweigen in den Schußwunden — als prächtige Jagdbeute der stolzen Schützen Friedrich Drost und Willi Opalka. Es war sicherlich kein Vergnügen, die gewichtigen Stücke herbeizuschleppen.
Willi Opalka war Rentmeister bei der Stadthauptkasse, außerdem Gründer und langjähriger Vorsitzender des Kleinkaliber-Schießvereins Rastenburg. *(Foto Hans Drost, Rastenburg 1938).*

Für Städter war lediglich wichtig, was nach den Jagden bei Friedrich Rohmann in der Königsberger Straße, bei Bruno Nagel in der Hindenburgstraße oder anderen Lebensmittelgeschäften an Wild angeboten wurde. Man hatte reiche Auswahl: Hirschkeule, Rehrücken, Hase oder Fasan, Wildenten, Rebhühner oder Tauben. Ostpreußen war ein wildreiches Land. *(Foto Frank Lothar Krawolitzki, Rastenburg 1936).*

Alle wichtigen Wege führten nach Rastenburg. Immer hatten die Bauern etwas hinzuschaffen oder abzuholen. Sie belieferten Molkerei, Schlachthof, Zuckerfabrik, Bahnstation und Markt, mußten Werkstätten anfahren und Baustoffe, Werkzeuge, Haushaltswaren und Kleidung einkaufen. Das Straßenbild wurde von den Pferdefuhrwerken der Bauern beherrscht. Ein Blick in die Angerburger Straße macht das sehr deutlich. *(Foto Alfred Wesselowski).*

Auch im Spätherbst, wenn die Nässe von den kahlen Bäumen tropfte, war es nicht anders. Dann rollten pausenlos die Rübenwagen zur Zuckerfabrik. Ein rückkehrender Kastenwagen hat sich die lange Steigung der Hindenburgstraße hinaufgequält und befindet sich nun vor den Kasernen, die im Dunst verschwimmen. *(Foto Alfred Wesselowski).*

Auf dem Markt gibt es immer die frischeste Ware. Wegen des Direktverkaufs ist sie auch billiger. Gerade die kleineren Bauern belieferten gerne den Markt; denn dort gab es Bargeld.
An der Stadtmauer am Lindenmarkt standen feste Verkaufsstände der Fleischer und Fischer. In den flachen Auslagekästen sah man zwischen zerbröckeltem Eis Karauschen, Plötzen, Ellritzen, Rotaugen, Brassen und dann und wann auch einzelne Hechte, haufenweise kleine Stinte aus Nikolaiken, fette Aale, Krebse und platte Ostseeflundern.
Zum Einkaufen benutzten die Hausfrauen Körbe aus Weidengeflecht. Die Kundin im Vordergrund ist wohl die Frau eines Handwerksmeisters, die einen „Stift" (Lehrling) zum Korbtragen mitgenommen hat. Ihre Kleidung deutet auf die zwanziger Jahre hin. *(Foto Hella Pieper, geb. Modricker).*



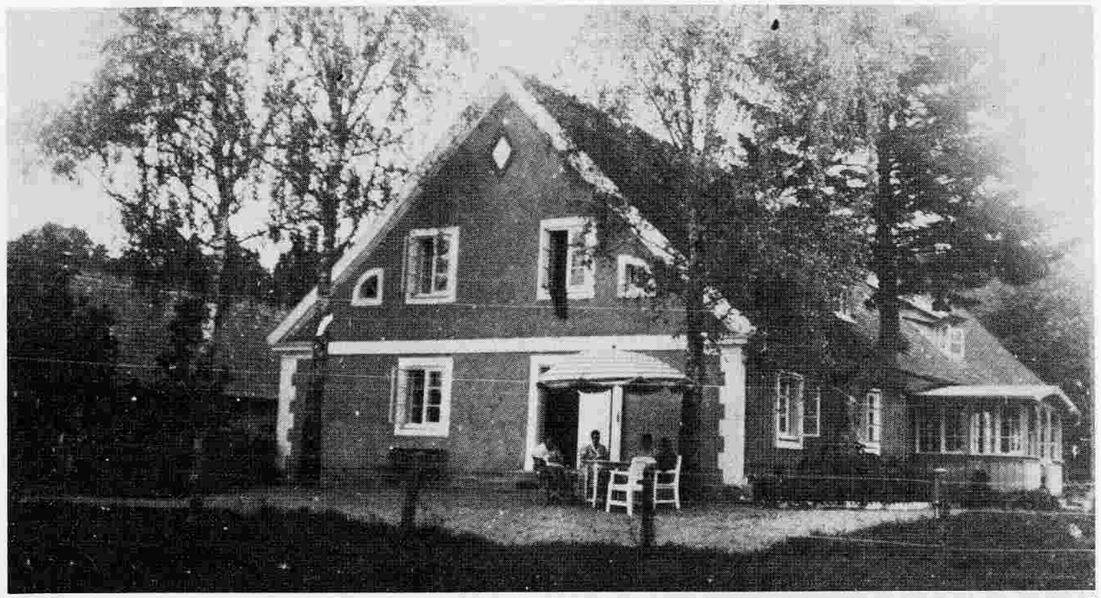
Diese Aufnahme von dem geschäftigen Treiben auf dem Lindenmarkt ist mit Sicherheit nach 1933 entstanden; denn an dem Gemüsestand im Vordergrund erkennt man eine Tafel mit der Aufschrift: „Deutsche Erzeugnisse". Ziel der neuen Wirtschaftspolitik war es, auch die Volksernährung möglichst unabhängig von Importen zu machen. — Das hohe Gebäude vor der Georgskirche ist das alte Gymnasium, die frühere Herzog-Albrecht-Schule. *(Foto Susanne Rother, geb. Tuttas, Krausendorf).*

Zu den bereits genannten Nahtstellen zwischen Stadt und Land gehörten ganz gewiß das Gestüt, die Veterinäre, Ärzte und das Krankenhaus, in besonderem Maße die Behörden, die Banken und nicht zuletzt die Schulen. Stadt und Land waren eine enge Gemeinschaft.

Förstereien

Die Försterei Wenden lag einige Kilometer vom Dorf entfernt im Laubwald zwischen Fünfhuben und Stettenbruch. Ein wenig Landwirtschaft gehörte dazu; denn für eine größere Familie reichten die Einkünfte aus dem Forstdienst nicht aus. *(Foto H. Pingler).*

In der benachbarten Försterei von Klein Blaustein war seit 1880 die Försterfamilie Hinz zu Hause, anfangs Albert, dann dessen Sohn Erwin. Auch Sohn Horst wurde Förster, und Tochter Waltraut heiratete natürlich einen Grünrock. Wer im Wald aufgewachsen ist, für den ist ein Leben andernorts wohl kaum vorstellbar. *(Foto Christa Möller, geb. Koller, Fürstenau 1940).*



Die Försterei Marschallsheide befand sich weitab aller Ortschaften im schmalen Nordostzipfel des Kreisgebietes, das hier den Nordenburger See berührte und die Nachbarkreise Gerdauen und Angerburg. Das langgestreckte Haus mit dem grellweiß gerahmten Giebel stand auf einer Lichtung im tiefen Nadelwald. Unter der Birke am Eingang saßen die Frauen mit dem Strickzeug im Schoß gern beisammen und besprachen die familiären Angelegenheiten. Andere Themen berührten sie nicht sehr. *(Foto Gisela Hilgendorff, geb. von der Goltz, Wehlack).*

Bis zur Revierförsterei Leitnerswalde der Gemeinde Wolfshagen führte der Weg — vorüber an der Försterei Nordenort — über 5 Kilometer nur durch Wald. Unterwegs begegnete man höchst selten einem Menschen. Deshalb wurde jeder Besucher in Leitnerswalde durch lautes Gebell des Münsterländer Jagdhundes angekündigt. Sein bevorzugter Platz war die offene Vorlaube, die immer mit gepflegten Blumenkästen geschmückt war. *(Foto H. Pingler 1931).*

Offensichtlich herrschte in Leitnerswalde kein Frauenmangel. Es wird auch winters warm dort gewesen sein. *(Foto H. Pingler 1931).*

Das alte Butterfaß brauchte man auch im abgelegenen Forsthaus nicht mehr. Allenfalls wurde zum Vergnügen „gebuttert" oder wenn man durch hohen Schnee von allen Verbindungen abgeschnitten war. *(Foto H. Pingler 1930).*

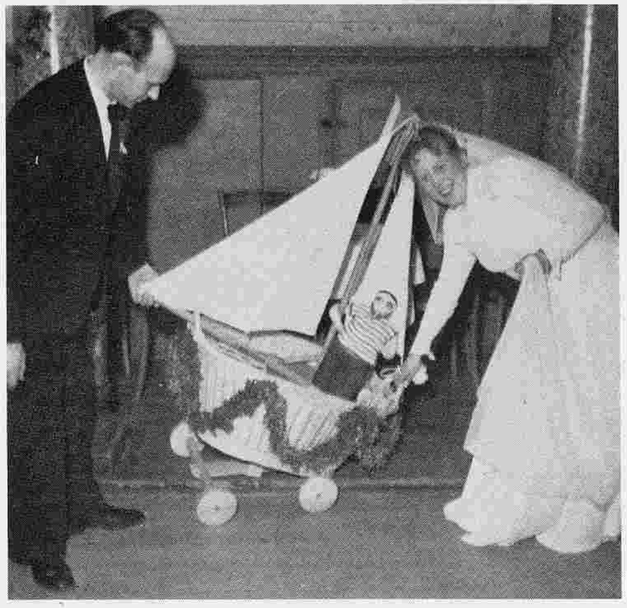
Zu den Aufgaben des Försters gehört die regelmäßige Kontrolle des gesamten Forstreviers — mitunter willkommene Gelegenheit zu einer Kutschfahrt für die ganze Familie. *(Foto H. Pingler).*

Der „Kascholl", ein kleiner See nahe dem Forsthaus Marschallsheide, bot Freunden der Waldeinsamkeit Erholung und Erfrischung beim Bade. *(Foto Erika Behrend, Freudenberg)*

Als der Deutsche Ritterorden die Besiedlung des Ostens leitete, waren große Teile des Landes von Wald bedeckt. Die „Wildnis" erstreckte sich über das gesamte masurische Seengebiet. Rastenburg war als am weitesten nach Südosten vorgeschobene Stadt 200 Jahre lang Hauptstadt der Wildnis. Der Orden gab den Gemeinden Teile des Waldbesitzes zum Gemeinschaftseigentum. Der schier unerschöpfliche Holzvorrat in einem nur spärlich bevölkerten Land erklärt die Tatsache, daß erst im 19. Jahrhundert die Notwendigkeit einer geregelten Forstwirtschaft erkannt worden ist. Es wurden überall Revierförstereien für den praktischen Dienst in den Staats-, Gemeinde- und Privatforsten eingerichtet. Im Kreis Rastenburg gab es keine Staatsforsten. Die Förster standen in Diensten der Stadt (1200 ha Wald), des Kreises (650 ha) und vieler privater Eigentümer. Über den größten Waldbesitz verfügten Albrecht Graf zu Stolberg-Wernigerode mit fast 1600 ha in der Marschallsheide und im Wendener Wald, die von der Groebenschen Familienstiftung in Langheim mit 1100 ha und Alexander Graf von Schwerin mit 700 ha im nördlichen Kreisgebiet, ferner Wolf Dietrich Frhr. von Schenk zu Tautenburg mit 530 ha in Groß-Partsch.

IV
Der Freizeitbereich

Das Familienleben ist abhängig vom allgemeinen Zeitgeist, von übernommenen Erziehungsgrundsätzen, vom Berufs- und Bildungsstand, der Religionszugehörigkeit, vom sog. Volkscharakter und auch vom Wohnort, ob man in der Stadt oder auf dem Lande lebt. Aus all diesen Gründen wird das Familienleben nicht überall nach gleichen Gepflogenheiten ablaufen. Aber es gab in Ostpreußen einige fast allgemeingültige Grundauffassungen über Ehe und Familie.



Familienleben

Lange Verlobungszeiten waren selten, weil von jungen Frauen erwartet wurde, daß sie jungfräulich in die Ehe traten.
Das Bartener Hochzeitspaar erhielt von Freunden ein Körbchen unter Segeln mit einem putzigen Seemann. Sie meinten, der Ehemann werde das Schiff sicher durch alle Stürme dirigieren. Vielleicht wünschten sie auch, daß bald ein kleiner Klabautermann im Ehehafen landen sollte.

Nun, der stellte sich auch bald ein, und man sieht der strahlenden Mutter das Glück darüber an. Die Mehrheit der Frauen empfand es als ihre natürliche Bestimmung, Hausfrau und Mutter zu sein. Sie gaben ihren Familien das angenehme Zuhause. Die Männer hatten alle Entscheidungsbefugnisse, und darüber wurde nicht diskutiert. Im Kriege begann zwangsläufig die Emanzipation der Frauen auf allen Gebieten. Ohne das Selbstbewußtsein der Frauen hätte sich in jenen Zeiten in der Heimat nichts mehr bewegt. *(Beide Fotos Irmgart Joost, geb. Dormeyer, Barten).*

Sie haben schon einen Teil ihrer Träume verwirklicht: Einen zuverlässigen Ehepartner gefunden, mit der Gärtnerei in der Rheiner Straße neben der Mühle Scholonka eine Existenz geschaffen und ihren Lebensbund durch Sohn und Töchterchen zu einer Familie erweitert. *(Foto Bruno Hantke, das ist der Junge auf dem Bild, 1934).*
Auf Gut Wehlack bekamen die Kinder einstmals als Weihnachtsgeschenk Pony und Wagen. Durch Freude und Spiel wurden die Kleinen an die Verantwortung für Tier und Gerät herangeführt. *(Foto Gisela Hilgendorff, geb. von der Goltz, Wehlack).*

oben links: Zuneigung zu den „Herrschaftskindern" hatte selbst das Personal. Der Gärtner auf Gut Görlitz war keine Ausnahme. *(Foto Karin zu Knyphausen).*

Größte Freude für die Alten waren die Enkel und Urenkel. Die gefalteten Hände der Urgroßmutter umschließen das Kind wie einen kostbaren Besitz, und ihr versonnener Gesichtsausdruck läßt vermuten, daß sie die Erinnerung sucht an ihr eigenes Mutterglück vor so rasch verflogenen Jahren. *(Foto Carl Böttcher 1935).*

oben rechts: Fast alle Frauen sind Blumenfreunde und sorgen im Hause für gefüllte Vasen. Auf dem Lande war das einfach: Ein Garten mit bunten Blumen und duftenden Ziersträuchern war immer am Hause. Hier sieht man sogar Weinstöcke am Spalier. *(Foto Gertrud Dietrich, geb. Tiedtke, Schwarzstein).*

Im Frühling lockten die Wälder mit ihrer Blumenpracht, den Maiglöckchen, Veilchen, Anemonen, Leberblümchen und Himmelschlüsseln. Räuber gab es nicht im Walde, aber schmucke Förster. Manches Volkslied berichtet von dem Waidmann, der sich ein Mädchen fing und als Weib heimführte. *(Foto im Wendener Wald von H. Pingler).*

Natürlich waren die Mütter dabei, wenn ihre Töchter eine Bootsfahrt auf dem Moysee unternahmen. Der Ruderer durfte vor den vielen Schönen immerhin seine Kraft beweisen. Liebende hatten es nicht leicht; wenn sie mal allein waren, ließen sich die eisernen Grundsätze kaum überwinden. Gemurrt hat mancher — und kam doch wieder. *(Foto H. Pingler).*

Frauen, die einen großen Haushalt führen mußten, weil die gehobene Stellung ihres Mannes es erforderte oder das Geschäft oder der Betrieb, wären ohne ihre „Dienstmädchen", wie Hausangestellte damals genannt wurden, niemals zu Rande gekommen. Besonders dann nicht, wenn die Familie mehrere Kinder hatte. Die Technisierung der Haushalte war noch unzureichend, alle Arbeiten mußten von Hand verrichtet werden.

Besonders hart war die große Wäsche, die mehrere Tage dauerte. Die am Vortage eingeweichten Wäschestücke wurden zwischen den Handballen durchgerieben oder über ein Wellenbrett gerubbelt. Stundenlanges Stehen in gebückter Haltung war auch kein Vergnügen. Die kleine Tochter des Hauses war eher hinderlich bei der Arbeit, aber eine „Hausperle" ließ sich dadurch keineswegs verdrießen. *(Foto Inge Wulf, geb. Brettschneider).*

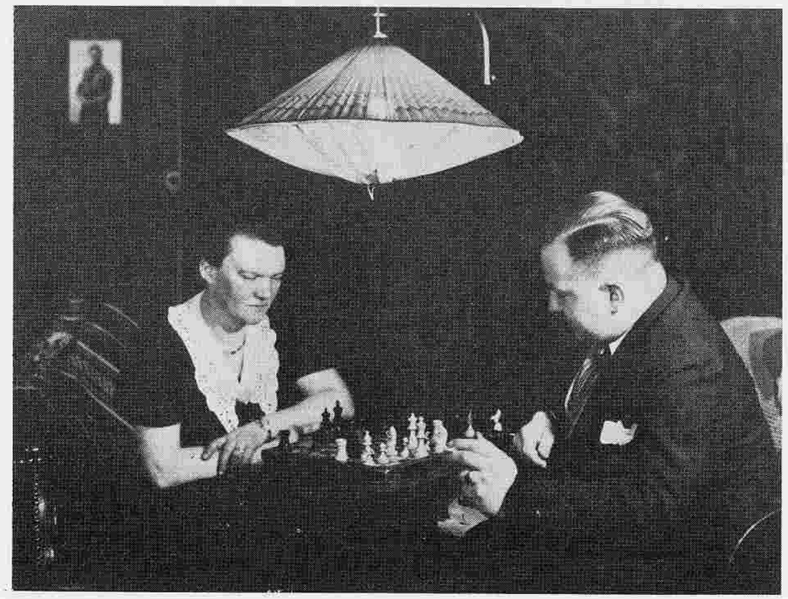
Ein Dienstmädchen arbeitete von früh bis spät und hatte nur am Sonntagnachmittag „Ausgang". Es wohnte bei der Familie bei voller Verpflegung, erhielt darüber hinaus aber nur geringes Entgelt. Dennoch teilte es mit „seiner" Familie Freud' und Leid, obwohl immer eine gewisse Distanz zur „gnädigen Frau" bestand.

Hausarbeit muß nicht unbedingt langweilig sein. Man kann dabei Radiomusik hören, und wenn die noch dazu aus den neumodischen Kopfhörern kommt, kann selbst Gemüseputzen zum Erlebnis werden. In der Drogisten-Familie der Stern-Drogerie hat man diese Erfahrung bereits 1928 gemacht.

In der Wanne zu plantschen, ist Kindern ein Vergnügen — auch wenn die Wanne nicht eingekachelt ist und schon einige Emailschäden aufweist. In Ostpreußen war man nicht allzu pingelig. — Bei Familien mit vielen Kindern mußten jeweils zwei zusammen in die Wanne. Die größten wurde zuletzt abgeschrubbt. *(Beide Fotos Inge Wulf, geb. Brettschneider)*

Geschäftsleute hatten nicht immer Zeit zu einem gemeinsamen Spiel mit den Kindern, aber am Sonntag gewiß. Es war besonders aufregend, wenn die Eltern ein paar blanke Groschen Spielgeld austeilten. *(Beide Fotos Inge Wulf, geb. Brettschneider).*

Schach unter Eheleuten wurde in Ostpreußen gern gespielt. Weiß steht zwar besser, aber Schwarz attakiert mutiger. Hitler kiebitzt von der Wand aus. Sein Bild hing in fast jeder Wohnung. Zu lange waren die Deutschen nach dem Ersten Weltkrieg vom Ausland gedemütigt und wirtschaftlich ruiniert worden. Von den Siegern war nichts Gutes zu erwarten. Sie hatten Ostpreußen vom Reich getrennt. Hitler war eine Hoffnung.

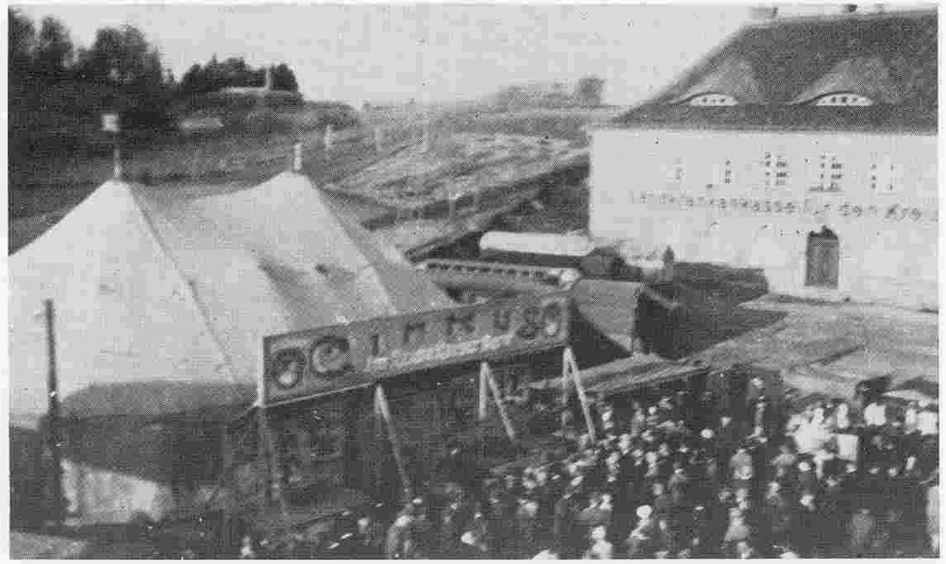


Wenn der Haushalt erledigt war und die Kinder im Bett lagen, hatten Geschäftsfrauen noch die täglich anfallenden Schreibarbeiten zu verrichten: Kassenabrechnung, Buchführung, Warenbestellung, Terminnotizen. Aber sie klagten nicht, wenn die familiären Verhältnisse in Ordnung waren und sie sich auf ihren Ehepartner verlassen konnten. Ehescheidungen waren relativ selten. *(Foto Inge Wulf, geb. Brettschneider).*

Kinder wurden von den Müttern mit Geduld liebevoll geleitet, Väter waren Respektspersonen, für Kinder seltener erreichbar. Man bedenke: Die reguläre Arbeitszeit betrug 60 Wochenstunden! Heranwachsende vertrauten sich selten den Eltern an. Sie mußten mit ihren Problemen allein fertig werden. Sexuelle Aufklärung war nicht üblich. Darüber sprach man nicht.

Sonntage gehörten immer der Familie. Dadurch hoben sie sich von den Arbeitstagen deutlich ab. Sonntags wurden Ausflüge unternommen, oder man spazierte zumindest mit seinen Lieben durch das Gubertal. *(Foto Herta Barth, geb. Rolinke) 1933.*

Familien, die seit Generationen in Rastenburg lebten, verzichteten nicht auf die sonntägliche Kaffeetafel bei den Eltern und Großeltern. Die Aufnahme ist kurz hinter dem Bahnübergang der Freiheit entstanden. Rechts die Tischlerei Liedtke. *(Foto Gerti Böttcher, geb. Ehmke).*



Riesige Freude bereitete den Kindern ein Zirkusbesuch mit Vater. Hier ist es nur ein kleines Unternehmen, aber auf dem Königsplatz hatten auch Krone, Althoff, Sarasani, Belli und andere ihre gewaltigen Zelte aufgeschlagen. Im Zirkuszoo konnte man Tiere aller Kontinente bestaunen. *(Foto Karlludwig Wannovius um 1930).*

Die Omas gingen lieber zum Kaffeekränzchen in Seddigs Garten und verputzten Obstkuchen mit Sahne. Auf die schlanke Linie kam es nicht mehr so an. In dem Gartenlokal fanden viele Vereinsfeste statt. *(Foto Kurt Boeffel).*

Ein goldenes Hochzeitspaar. Dem beleibten Herrn hat das Paschatum offensichtlich gutgetan. Er hat sich zeitlebens von seiner gütigen Frau bemuttern lassen und immer alles besser gewußt. Aber sie ist mit ihm ausgekommen, weil er Humor hatte, und die Kinder haben das Jubelpaar wie auf einem blumengeschmückten Herrscherthron aufgenommen. *(Foto Carl Böttcher 1931).*

Ostpreußen waren sehr gesellig und feierten gern mit guten Freunden. Dabei wurde zünftig geprostet, wobei das einheimische Bier nicht fehlen durfte. Man erkennt links Friseurmeister August Jagusch, in der Mitte Geburtstagskind Heinz Kiaulehn mit Frau und Schwägerin. *(Foto Carl Böttcher).*

Hier geht es noch hoch her, obwohl es bereits nach 2 Uhr ist. Aber in der Sylvesternacht darf selbst ein Frühaufsteher wie Bäckermeister Schwarz auf der Freiheit (ganz links mit Frau und Sohn) aus seinen Gewohnheiten ausbrechen. Der Laden bleibt geschlossen! *(Foto Dietmar Offer, Krausendorf 1932).*

Es gab kein Fest, das so liebevoll vorbereitet und so mit tiefer Glückseligkeit in der Geborgenheit der Familie gefeiert wurde, wie Weihnachten. Der Krieg erwürgte dieses Fest allmählich mit kalten Händen. Ab 1942 erhielten auch die Familienväter keinen Weihnachtsurlaub mehr, die Frauen blieben allein mit ihren Kindern. Die Kerzen brannten, aber die Gedanken waren bei den Männern an der Front. *(Foto Irmgard Joost, geb. Dormeyer, Barten).*

Kinderspiele

Die Spiele der Kinder auf dem Lande unterschieden sich von denen der Stadtkinder erheblich, hatten sie doch größere Freiräume und Möglichkeiten. Spielerisch machten sie sich mit ihrer Umgebung vertraut. Im Gegensatz zu Stadtkindern spielten sie im Hause selten.

Die kleinen Besucherinnen aus Kemlack fühlen sich auf hohem Pferderücken gar nicht ängstlich und finden es auf Gut Dublienen wunderschön. *(Foto Christian Stobbe, Dublienen).*

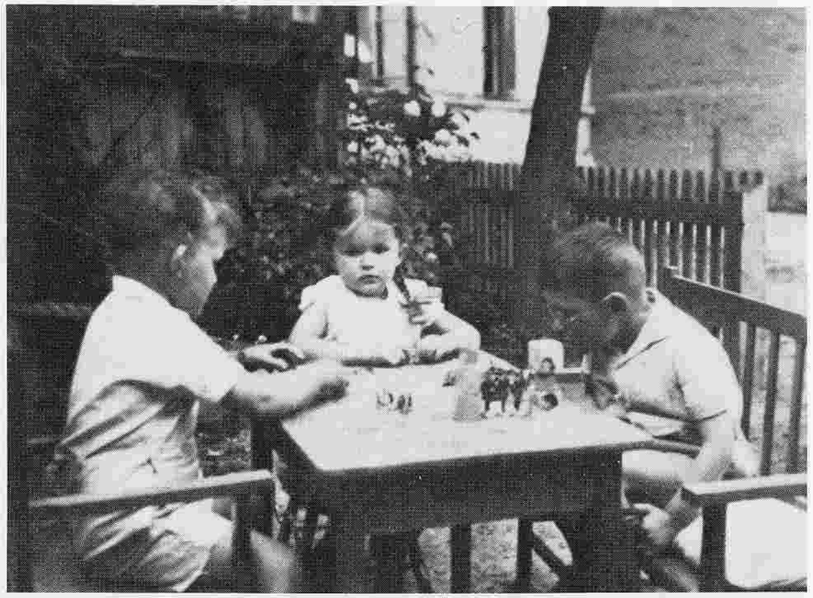
Kinder des Gutes Görlitz wollten unbedingt mitfahren, um Brennholz zu holen. Es stört sie gar nicht, daß sie unbequem sitzen. *(Foto Karin zu Knyphausen).*

Der zum Gut Dublienen gehörende Torfbruch bei Borschehnen war ein rechter Abenteuerspielplatz mit Buschwerk zum Verstecken und Bäumen zum Klettern. Verpflegung wurde den Kindern mitgegeben. Nirgendwo schmeckte es ihnen besser. Selbst der letzte Rest wurde aus dem Topf gekratzt.

Sicher hatte es harmlos mit einem Ballspiel begonnen, dann hatte es eine Rauferei gegeben, und schließlich seiften sich die Knaben gegenseitig mit Pampel ein. Von diesem Heidenvergnügen an der Guber haben die Mohren bestimmt noch lange geschwärmt. *(Beide Fotos Christian Stobbe, Dublienen).*

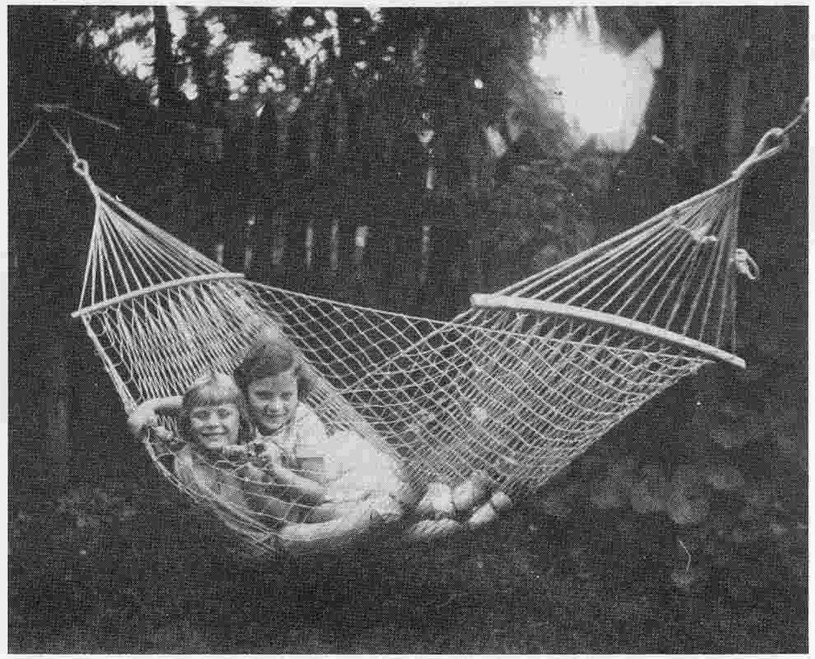
Geschicklichkeitsspiele haben mehr oder minder sportliche Merkmale und setzen mitunter die Benutzung eines Gerätes voraus. Beliebt war der Tennisring, den man so fangen mußte, daß er über einen erhobenen Arm rutschte. Mädchen waren wegen ihrer ständigen Ballübungen fangsicherer.

Das Tamburin ist eine Handtrommel, mit der die Spieler einen kleinen Ball hin und her prellten. Dabei wurde gezählt, wie oft der Ball von einem Tamburin zum anderen gesprungen war, bevor er zu Boden fiel. *(Beide Fotos Erika Behrend, Freudenberg).*



Stadtkinder betätigten sich gern als kleine Baumeister oder Konstrukteure mit Stein- und Metallbaukästen. Am vielseitigsten war der „Anker Steinbaukasten" von Otto Lilienthal, dem ersten Segelflieger. Begehrt waren auch Spielsoldaten, Kanonen, Panzer und Burgen. Am Kindertisch im Garten waren die Kleinen konzentriert bei der Sache.

So brav wie diese beiden in der Hängematte waren die Mädchen wahrlich nicht immer. Sie tollten mit den Knaben herum bei Greif-, Versteck- und Hüpfspielen. Einziger Unterschied: Mädchen waren nicht so rauflustig. *(Beide Fotos Inge Wulf, geb. Brettschneider).*



Alle Mädchen — ob auf dem Lande oder in der Stadt — bekamen Puppen, Puppenwagen und Puppenstube geschenkt. Sie sollten sich spielerisch an ihre späteren Aufgaben gewöhnen. Die meisten liebten auch ihr Püppchen wie der kleine Blondkopf auf dem Rasen, der schon Zärtlichkeit für das anhängliche Kätzchen besitzt. *(Foto Erika Behrend, Freudenberg).*

Spiele lösen bei Kindern Lern- und Erfahrungsprozesse aus. Der Einfluß der Spielmethoden ist daher erheblich. Stadtkinder besaßen in der Regel mehr Spielsachen, konnten sich auch allein damit beschäftigen und waren in ihrer Spielweise meist kreativer als die Kinder auf dem Lande. Diese hingegen entwickelten durch Naturverbundenheit und umweltbezogenes Spielen bald größere Selbständigkeit.

Von den überall verbreiteten Geschicklichkeitsspielen waren gleichermaßen bei Jungen und Mädchen beliebt das Murmeln (kleine Tonkügelchen werden in eine Mulde gekullert), das Kreiseln mit Hilfe einer Peitsche, das Reifentrudeln, das Jo-Jo, das bei unterstützender Handbewegung an einer Schnur hinunter- und wieder heraufläuft, und die vielen Arten der Hüpfspiele auf einem Bein in vorgezeichneten Spielfeldern.

Vielleicht ist der Spieltrieb der Menschen Anlaß für ihre sportähnlichen Freizeitbetätigungen gewesen, mit denen sie sich neue Erlebnisbereiche erschließen konnten. Besonders auf dem Lande, wo es kaum Sportanlagen gab, wurde ohne Vereinsbindung nur aus dem eigenen Bedürfnis heraus Sport betrieben. Es war naheliegend, dafür die natürlichen Gegebenheiten der Landschaft mit ihren Seen, Teichen und Flüßchen für Wasser- und Eissport zu nutzen.

Selbstverständlich konnte fast jeder auf dem Lande reiten. Aber wer besaß schon ein eigenes Reitpferd? Überall traf man jedoch auf Radfahrer, vereinzelt und in Gruppen, die in den Ferien Rundfahrten durch Masuren unternahmen. Neben jedem Feld- und Waldweg schlängelten sich festgefahrene schmale Radwege dahin. Solche Wege entlangzurollen, war eine Wonne.

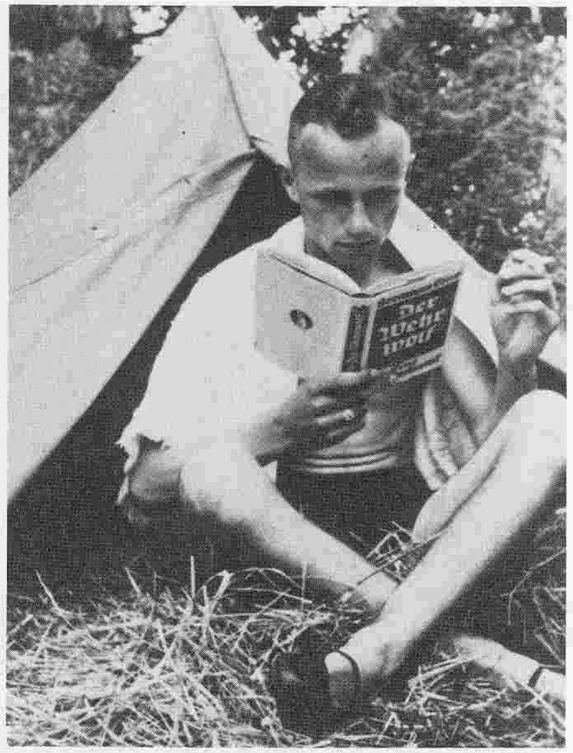
Der sogenannte Liebestrand, weil das Liebeflüßchen dort seinen Anfang hat, gehörte zu den beliebtesten Badeplätzen des Kreises. Dorthin zum Schülzer See brauchten die Drengfurter mit dem Fahrrad 15 Minuten. Man sieht, welch reger Betrieb an heißen Sommertagen herrschte. *(Foto Elise Glaubitt).*

Kleine, verschwiegene Badestellen kannte ein jeder. Einen Badeanzug braucht man dort nicht. Auch in der Deine, die aus dem Heiligelinder See kommt, konnte man herrlich schwimmen. Die Jugend der kleinen Ortschaft Deinau hat es täglich genossen. *(Foto Fritz Hellmer 1930).*

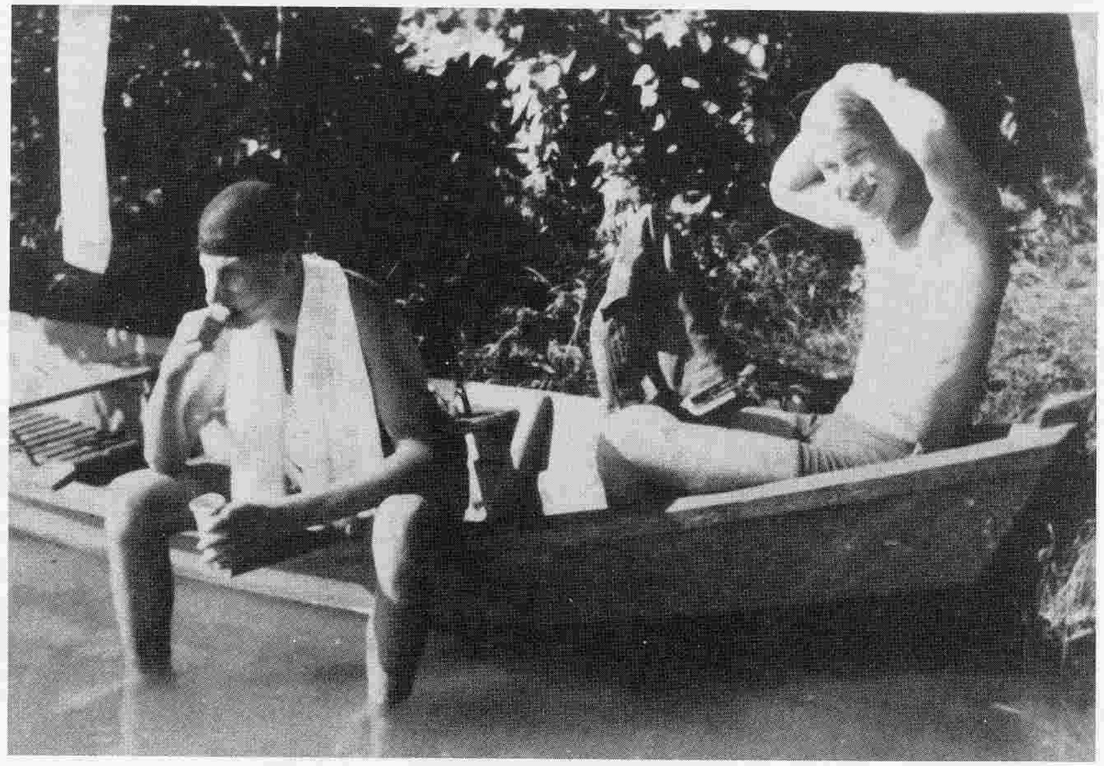
An den Seen wuchs viel Gesträuch, so daß es keine Mühe machte, ein den Blicken anderer Badegäste entzogenes Plätzchen für ein Sonnenbad zu zweit zu finden. *(Foto Carl Böttcher).*

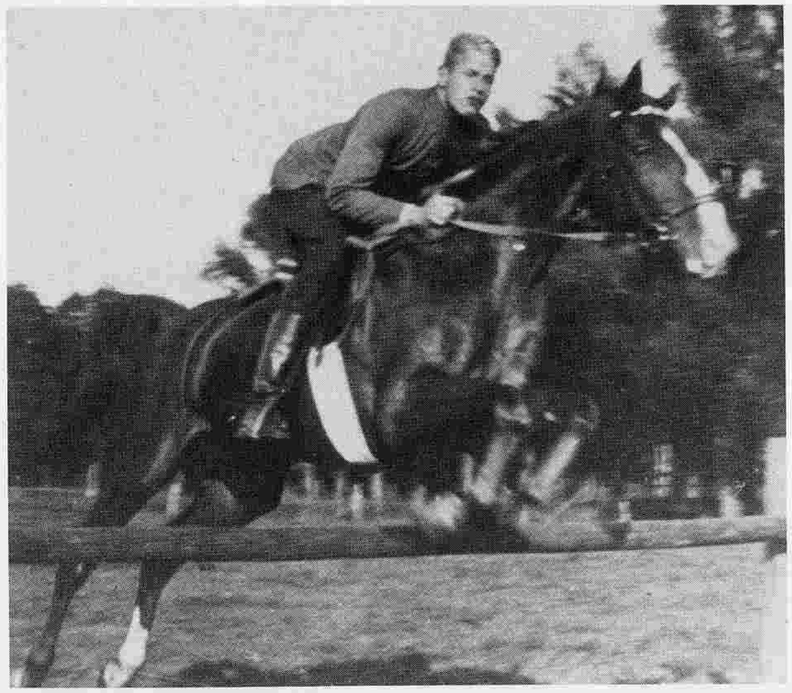
An den Seen wurde gern gezeltet. Interessant, was der junge „Eremit" da liest. „Der Wehrwolf" gehörte damals zur Pflichtlektüre der Primaner.

Der Wehrwolf spielte gegen Kriegsende noch eine gewisse Rolle. So nannten sich versprengte Soldaten, die nach der Besetzung deutschen Landes auf eigene Faust weiter Krieg führten.



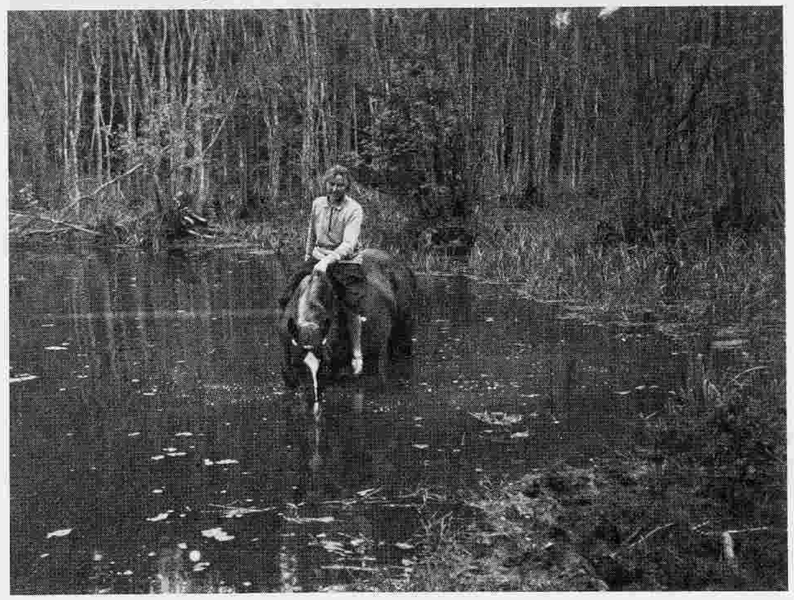
Morgenstunde am See. Das Wasser war so rein, daß es zum Zähneputzen benutzt werden konnte. *(Beide Fotos Christian Stobbe).*



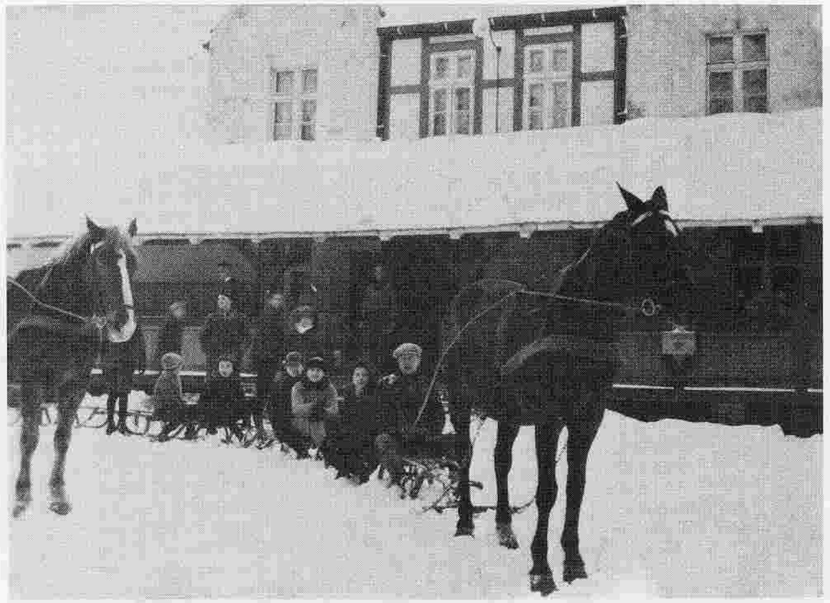


Auf den Gütern war tägliches Dressurreiten obligatorisch; denn Reitpferde brauchen Bewegung. Springübungen über einfache Hindernisse waren mehr nach dem Herzen junger Männer. *(Foto Christian Stobbe, Dublienen).*

Auch Damen ritten gern, wenn es auch nur zur Schwemme ging. Dazu brauchten sie nicht unbedingt Reitdress und Sattel. Hier im Wendener Wald gab es ohnehin keine Zuschauer. *(Foto H. Pingler).*



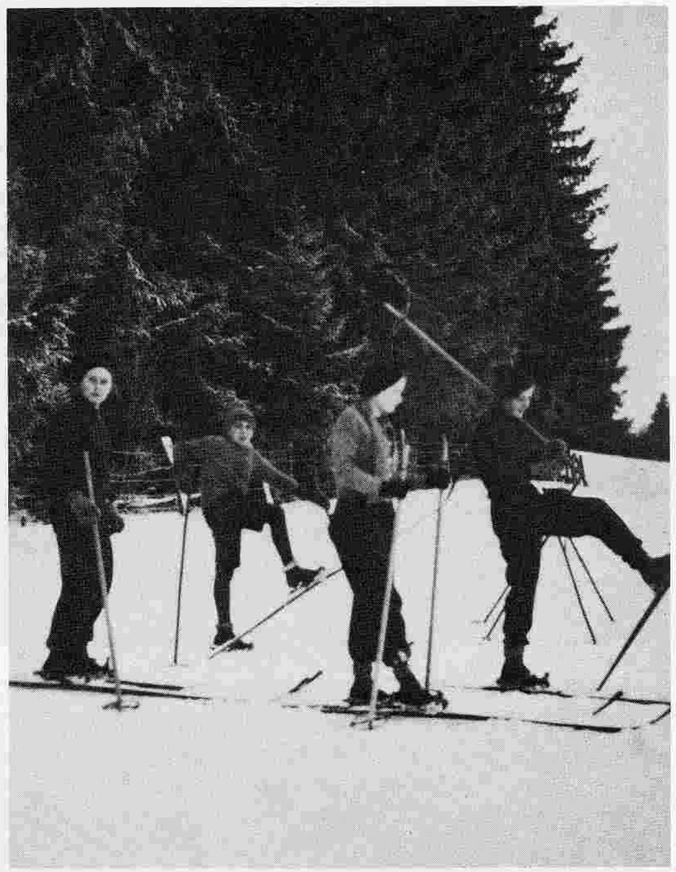
Ein Riesenspaß waren für Schüler der Herzog-Albrecht-Schule Fahrten in den Görlitzer Wald mit Rodelschlitten, die von Pferden gezogen wurden. Bis zu 10 Schlitten wurden aneinandergebunden, und ab ging es im Trab. Auf glatten Strecken schleuderten die Schlangen, hinten am stärksten. Dann purzelte mal einer vom Schlitten und mußte unter schadenfrohem Gejohle hinterherspurten. Im Kurhaus Görlitz gab es heißen Kakao zum Aufwärmen. *(Beide Fotos Fritz Tillmann, 1932).*



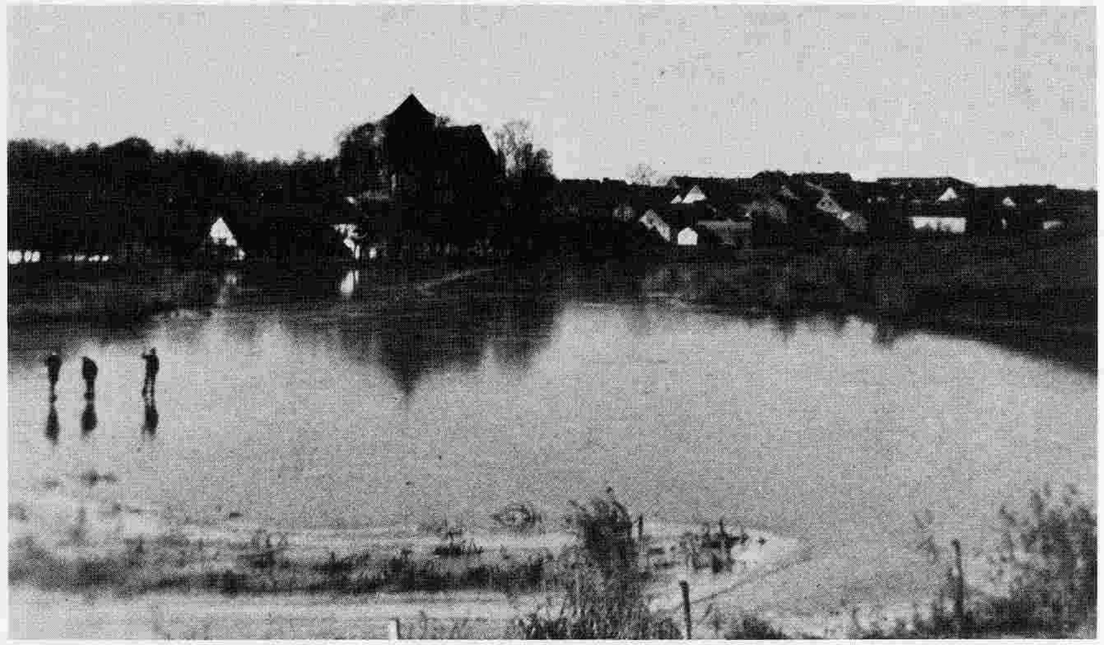
Diese Freundesgruppe versuchte, mit Schlitten und Pferd den Tolksdorfer Wald zu durchqueren. Es war ein schwieriges Unternehmen; denn der Schnee lag recht hoch. Links die beliebte Untergauführerin des BDM. *(Foto Christian Stobbe).*

Skilauf wurde allmählich zum Volkssport; denn es gab viel Schnee in Ostpreußen, und die Winter dauerten lange. Skiwanderungen konnten schon an der Haustür beginnen. *(Foto H. Pingler, 1931).*

Skiläuferinnen am Waldrand der Görlitz. Die damalige Ausrüstung war noch bescheiden: Schwere Eschenbretter, Riemenbindung, knöchelhohe Schnürschuhe, Stöcke mit großen Tellern. Handwerklich begabte Jungen bastelten sich kurze Rutscher und sausten damit die Hänge hinab. Noch waghalsiger waren die Burschen, die mit stumpfen Schlittschuhen vereiste Rodelbahnen hinunterflitzten. *(Foto Carl Böttcher, 1934).*



Eislauf war zweifellos der beliebteste Wintersport. Auf dem harten Eise vieler Teiche und überschwemmter Wiesen tummelte sich das junge Volk und hielt sich eine Übungsfläche schneefrei. Sobald einige Knaben beisammen waren, spielten sie mit Begeisterung Eishockey. Das große Vorbild war der Rastenburger SV.
(Foto Christian Stobbe, 1940).

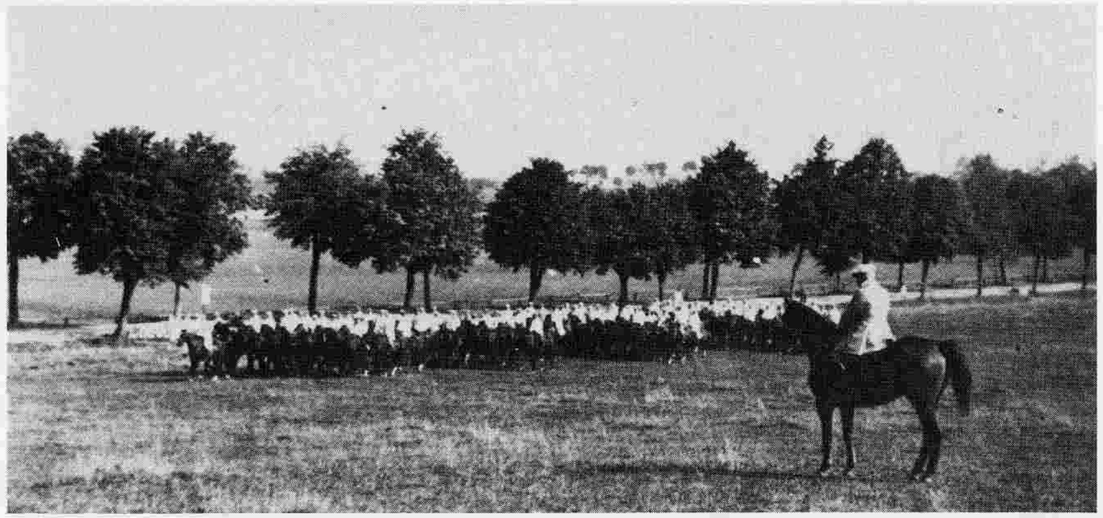


Die spiegelglatten Eisflächen des Bartener Mühlenteichs übten auf die Kinder des Städtchens starke Anziehungskraft aus. Täglich prüften sie, ob die Eisdecke schon tragfähig war. Noch sind die Buben vorsichtig. *(Foto Annemarie Weiß, geb. Kelch).*

Auf dem Krausendorfer Teich beim Krug Aschmann haben die Winterspiele für die Kinder bereits begonnen. *(Foto Dietmar Offer, 1942).*

Die Entfaltung eines regen Vereinslebens ist erst dann möglich, wenn die Menschen über ein Mindestmaß an Freizeit verfügen. Das war aber keineswegs immer der Fall; denn Freizeit ist eine Errungenschaft neuerer Zeit. Arbeit gab es in dem dünn bevölkerten Ostpreußen mehr als genug, das Einkommen war bescheiden, und sehr viele Familien waren kinderreich. Also wurde gearbeitet, solange man konnte und wollte. Erklärlich also, daß die meisten Vereine erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstanden sind.
Das Vereinswesen richtet sich außerdem nach den Wünschen und Bedürfnissen der Einwohnerschaft. Kulturpflege ließ sich wegen fehlender finanzieller Mittel nur in geringem Maße durchführen und mußte in kommunalen Händen bleiben. Aber wenigstens in der Musikdarbietung ließ sich etwas tun. Es kam die große Zeit der Gesangvereine, die es sich um Ziel gesetzt hatten, das „vaterländische Liedgut" zu bewahren. Der Männergesangverein „Melodia" in Rastenburg, der vermutlich seit 1850 bestand, war wohl der größte und bekannteste seiner Art im Kreis und hat sogar Opern vorgetragen. Aber auch in Drengfurt und Korschen gab es Männergesangvereine, die wie der „Madrigalchor" und der Konzertverein in Rastenburg für ihr Publikum hin und wieder Konzerte namhafter Künstler veranstalteten.

Der Männergesangverein Drengfurt auf einer kleinen Bühne. *(Foto Alfred Bendzuck, Drengfurt).* Der Siegeszug von Radio und Schallplatte tat den Gesangvereinen keinen Abbruch. Das Singen von Volks- und Heimatliedern wurde nach 1933 sogar gefördert.



Den Reitervereinen gehörten fast ausschließlich die Landwirte des Kreises an; denn schließlich mußten die Mitglieder ein Pferd besitzen. Veranstaltet wurden Reit- und Fahrturniere, bei denen die Fahrkünste mit mehrspännigen Kutschen bewertet wurden. Für Paraden wurde das Reiten in großer Formation geübt wie hier vor Landwirt Wiehler, Kotittlack. *(Foto Ursel Schubert, geb. Buhlert, Podlacken).*

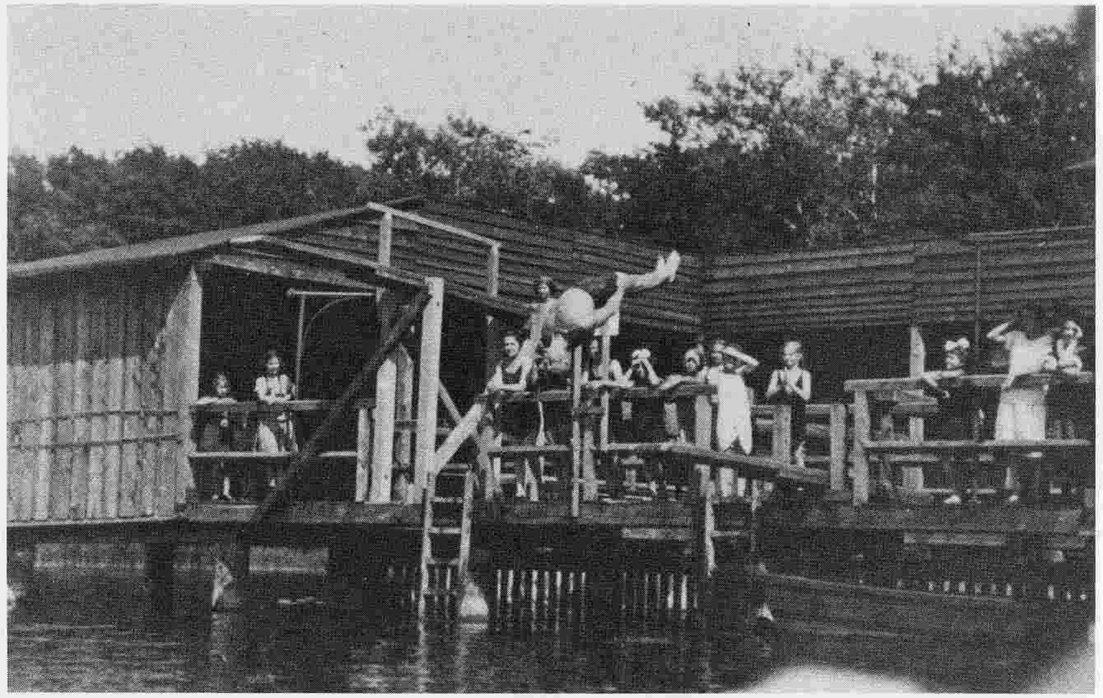
Junge Städter konnten im Landgestüt Reitunterricht nehmen. Später stellte sich auch die Reiter-SA zur Verfügung. *(Foto Herbert Wirsching ca. 1930).*

Eine Vereinigung besonderer Prägung war die Unter-Wehrkreisgemeinschaft (UWG), eine halbmilitärische Einrichtung mit gewisser Anziehungskraft auf harte Männer. Anstrengende Gepäckmärsche bei jedem Wetter, Nachtquartiere in Scheunen und selbstgefertigten Laubhütten waren nichts für Muttersöhnchen. Exerziert wurde in der Reithalle des Landgestüts. Die Wehrkreisgemeinschaften waren vom „Stahlhelm" (Oberst Seldte, von Hugenberg, von Papen) aufgezogen worden.
Auf dem Bild: Marsch durch die Marschalsheide mit Hauptmann a. D. Kecker.

Es gibt Erbsensuppe mit Speck auf Gut Wickerau. Den Knaben und Mädchen der Gutsleute schmeckt sie auch. *(Beide Fotos Ostern 1932 von Carl Böttcher).*

Was die Reitervereine für das Land, war der Motorradclub für die Stadt. Seine Mitglieder stammten aus allen sozialen Schichten. Beliebt waren gemeinsame Fahrten kreuz und quer durch Ostpreußen und Geländefahrten auf schmalen Trampelpfaden. Gebräuchlich waren Maschinen von Zündapp, Triumph, DKW und BMW. — Im Gasthaus „Lindenthal" in Heiligelinde haben sich die Fahrer gerade erfrischt.

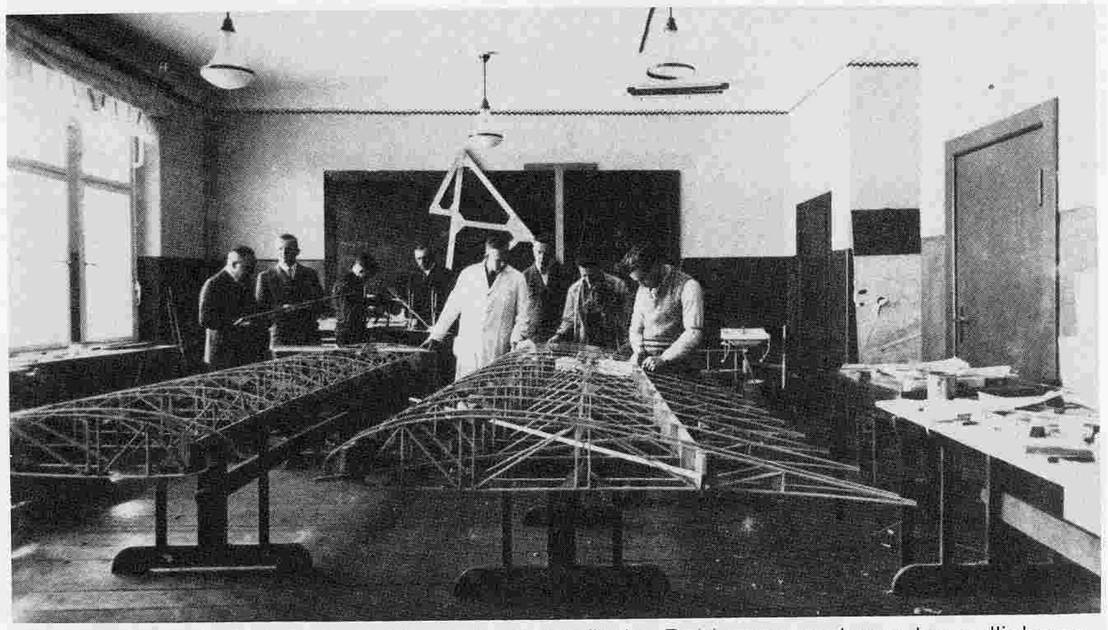
Hier posiert der Motorradclub am Heiligelinder See. — Übrigens hatten die Maschinen Einzylinder-Zweitaktmotoren, Kickstarter, Schalt- und Gas-Drehgriffe, Kettengetriebe, Spiralfederung zwischen Lenker und Rad. *(Beide Fotos ca. 1930 von Ursula Wünsche, geb. Schönauer).*



Der Oberteich, von den Ordensrittern künstlich angelegt, war mit seinen weitläufigen Anlagen ein innerstädtisches Freizeitgelände, das ausgiebig genutzt wurde. Das Schwimmbad, damals „Badeanstalt" genannt, war ein im Wasser stehender Pfahlbau. Ein Steg führte zu dem u-förmigen Holzbau, der sich zum Teich öffnete. Die kleine abgegrenzte Wasserfläche inmitten der Anlage war Tummelplatz der Nichtschwimmer und Übungsbecken für Anfänger, die von Bademeister Tetzlaf an die „Angel" genommen wurden. Es herrschte immer reger Betrieb — vormittags durch die Sportschwimmer der Reichwehr-Garnison und manche Schulklasse, nachmittags durch Familien und Kinder, und gegen Abend trainierten die Schwimmer des Rastenburger Turnvereins und des Vereins für Leibesübungen (VfL).

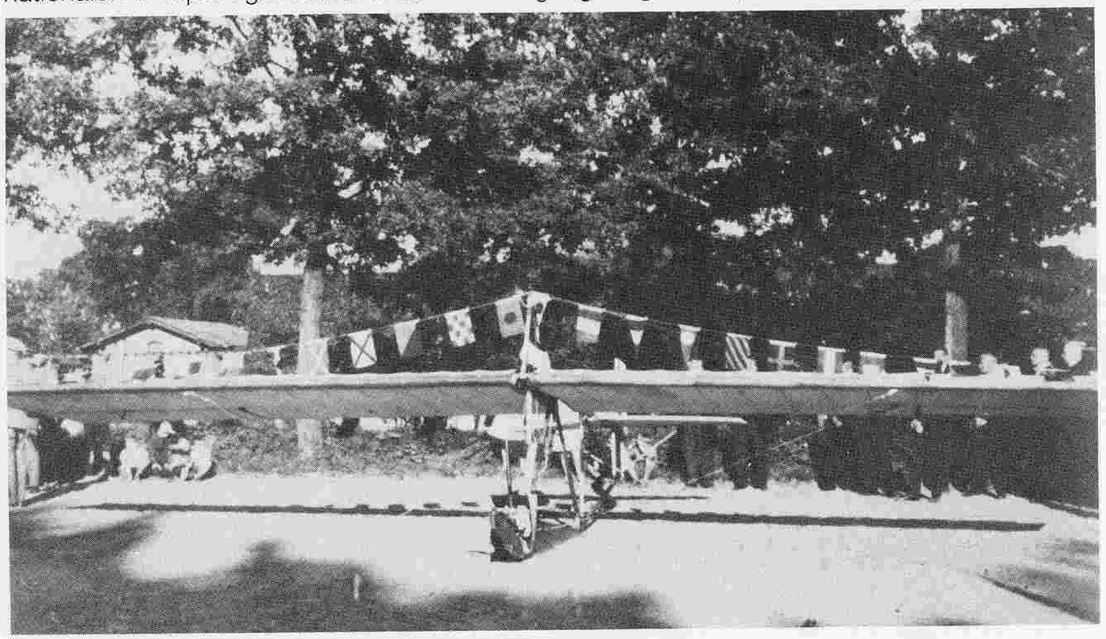
Als 1934 jenseits der Ludwig-Diehl-Straße auf der Anhöhe das neue städtische Schwimmbad mit Umwälzanlage eröffnet werden konnte, wurde die alte Badeanstalt abgebrochen. Die Qualität des Teichwassers hatte durch vermehrte Bildung von Algen und Entenflott zu sehr gelitten.

Das Bild zeigt einen Kunstspringer beim gestreckten Salto rückwärts in vollendeter Körperhaltung. *(Foto Kurt Boeffel).*



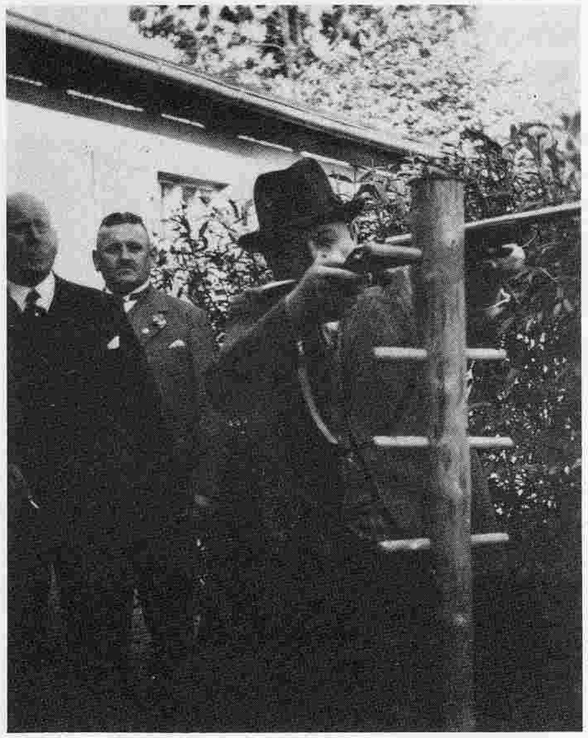
1931 wurde der Luftfahrt-Verein Rastenburg gegründet. Bald waren mehrere Jugendliche gewonnen, die mit großem Eifer unter Leitung von Gewerbelehrern in der städtischen Berufsschule ein vereinseigenes Segelflugzeug bauten. Im weißen Kittel der stellvertretende Direktor Gigge. *(Foto Renate Dirks, geb. Gigge).*

Das vollendete Werk, ein Hanggleiter, wurde auf dem Hof des Landgestüts getauft und mit internationalen Wimpeln geschmückt zur Besichtigung aufgestellt. *(Foto Karlludwig Wannovius).*



Die Flugausbildung erfolgte in Sensburg oder an den Segelflugschulen an der Samlandküste und der Kuhrischen Nehrung, wo sich der kühle Seewind über den sonnenheißen Dünen erwärmte und für ideale Flugbedingungen sorgte.
Der Pilot ist startklar — rechte Hand am Steuerknüppel. Vorn an der Gleitkufe ist der Haken mit dem eingeklinkten Zugseil der Motorwinde zu erkennen. Der Seilring rutschte nach Erreichen einer bestimmten Flughöhe zwangsläufig aus dem Haken. *(Foto 1935 Christian Stobbe).*

Die Schützengilde war wohl der älteste Verein im Kreis, und er hat bis weit in das 17. Jahrhundert hinein gewisse Privilegien erhalten, sicherlich um die Wehrkraft der Stadt zu fördern. In den ältesten Statuten wurde u. a. bestimmt, daß niemand andere verhöhnen dürfe, keinem die Kleider zerreißen oder begießen solle. Jeder habe auf den Tag das Biergeld zu zahlen, dürfe den Boten der Älterleute (Vorstand) nicht übel behandeln und die Älterleute nicht erzürnen. Bei Grablegungen sollten alle zugegen sein und alle zur Seelmesse für verstorbene Brüder und Schwestern gehen. Einmal im Jahr dürften Brüder und Schwestern miteinander trinken, aber sie müßten „bescheiden mit dem Leibe" sein. Wenn die Bruderschaft vermögend sei, solle sie einen Altar stiften.
Schützenhaus und Schießstand befanden sich seit 1909 im Schützengarten östlich des Krankenhauses. Dort ist 1935 die Aufnahme von Gastwirten beim Schießen entstanden. *(Foto Carl Böttcher).*



Die von „Turnvater" Jahn († 1852) leidenschaftlich vertretene Idee einer nationalen Erziehung mit Hilfe des Turnens führte zur Gründung der Deutschen Turnerschaft, der sich auch der Turnverein Rastenburg von 1865 anschloß. Die erste Turnhalle wurde am Lindenmarkt erbaut, dann kamen die Hallen des Gymnasiums, der Hippelschule und des Oberlyzeums hinzu. Schulen und Vereine ergänzten sich in der sportlichen Jugendbetreuung. 1939 stellten die Rastenburger vier Sieger bei den ostpreußischen Gauwettkämpfen. — Oben die Mädchen des Turnvereins in der Turnhalle der Hippelschule. *(Foto Herbert Brosch, sitzend 2. von rechts).*

Fußballmannschaft des Gymnasial-Sportbundes Herzog Albrecht mit Turnlehrer Klein. *(Foto Kurt Boeffel).*

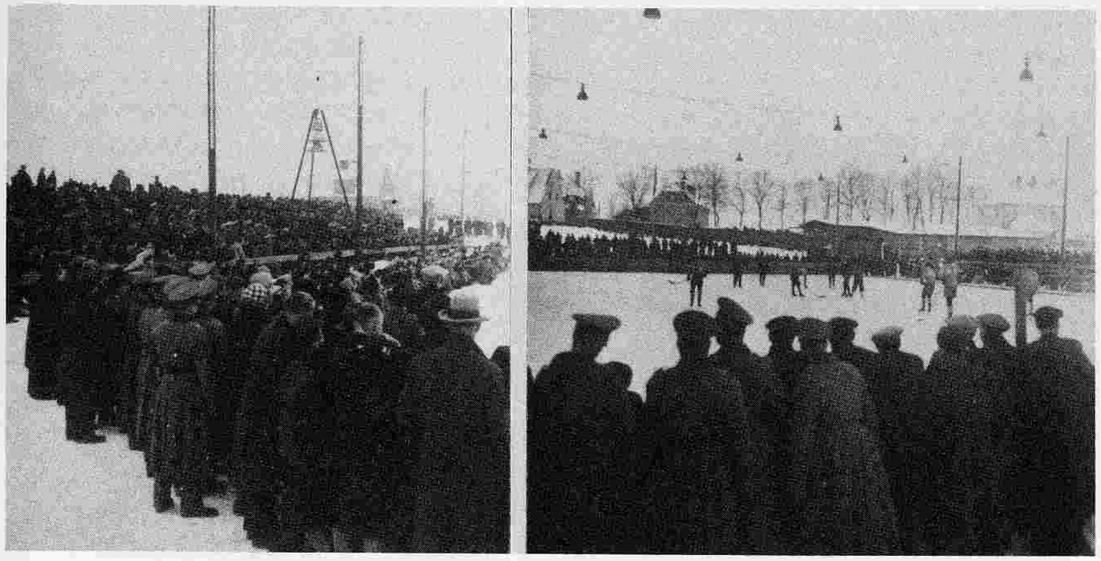
Der Verein für Leibesübungen (VfL) hatte sich vom Rastenburger Sportverein (RSV) abgespalten. Er brachte es in der Leichtathletik zu achtbaren Erfolgen und stellte mit dem Zehnkämpfer Marquardt sogar den Baltenmeister. Training und Wettkämpfe wurden auf dem Jahnplatz neben dem Schützengarten ausgetragen, mitunter auch auf dem Sportplatz der Grenadierkaserne wie 1932, als die Damen des VfL (in weißen Hemden) gegen einen auswärtigen Verein antraten. Fast alle Wettkämpferinnen besaßen das Deutsche Sportabzeichen.
Bild oben: Mannschaften und Betreuer.
Bild unten: Keine üble Sprungtechnik, aber die Markierung der Absprungmarke mit weißen Zetteln zeigt, daß die Sporteinrichtungen noch sehr provisorisch waren. *(Beide Fotos Gerti Böttcher, geb. Ehmke).*

Der VfL besaß eine ausgezeichnete Eishockey-Mannschaft, die sich 1933 neben dem RSV für die Kämpfe um die deutsche Meisterschaft qualifizieren konnte. Das bepflasterte Gesicht des einen Spielers beweist, daß schon damals hart um den Sieg gestritten wurde. *(Foto Kurt Boeffel).*

Aufstellung der VfL-Mitglieder zum Maiumzug 1933 auf dem Gestütshof. Die Vereinsfahnen sind mit Hakenkreuzwimpeln garniert. Auch der Sport geriet in den Sog der Politik. *(Foto Carl Böttcher).*

Den 1908 gegründeten Rastenburger Sportverein (RSV) kannte bei uns jedes Kind. Er war nach 1929 zehnmal Ostpreußenmeister und wurde 1935 deutscher Vizemeister im Eishockey. Seine Jugendmannschaft errang 1937 bis 1941 den deutschen Meistertitel. Der RSVer Schibukat kämpfte bei den Olympischen Spielen 1936 in Berlin in der Nationalmannschaft. 1934 fusionierte der VfL mit dem RSV. Auf dem Bild sehen wir die Eishockey-Mannschaft nach dem 3:1-Sieg über den Berliner SC. *(Foto Alfred Dittbern 1936).*

Trainings- und Wettkampfplatz der Eishockeyspieler war viele Jahre hindurch der Oberteich. Dann erhielt der RSV eine Spritzeisbahn mit Beleuchtungs- und Lautsprecheranlage und Tribünen. Viele tausend Zuschauer feuerten ihre Mannschaft an. Selbst die Kanadier konnten in Rastenburg nicht gewinnen. *(Foto Alfred Wesselowski 1936).*



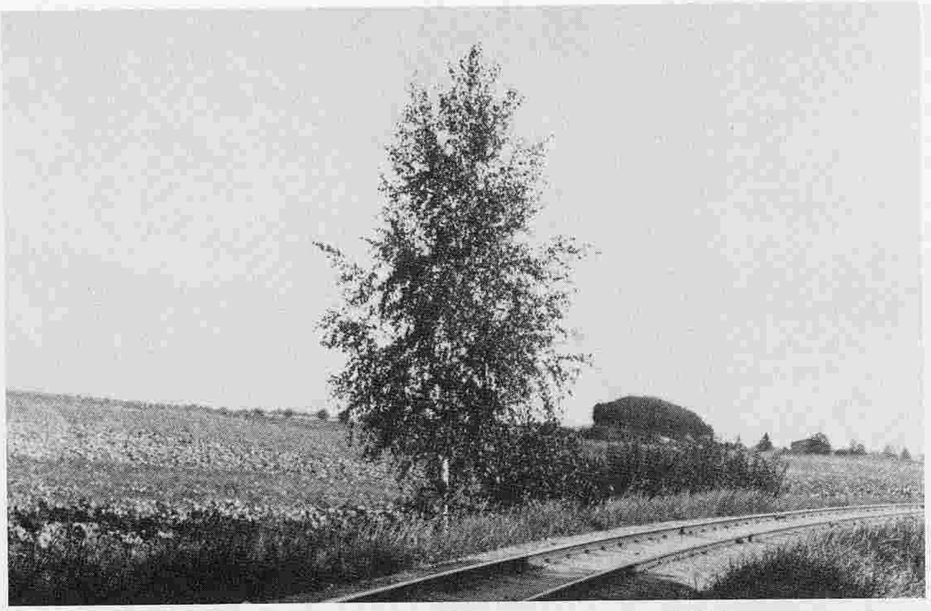
Die Anlage geeigneter Sportstätten war in den Jahren nach 1920 vorrangige Aufgabe der Vereine und der Stadt. Initiativen des RSV führten zum Bau einer Sporthalle mit sanitären Einrichtungen, Saal mit Bühne und Gastronomie durch Baumeister Krczyweck. Außerdem wurde ein Fußballplatz angelegt. Später kam das Stadion mit Rasenspielfeld, 400-m-Laufbahn, Sprunganlagen und Erdtribünen hinzu. 1937 stand dem RSV ein einzigartiges Sportzentrum zur Verfügung, in dem auch die Vereine des Kreises ihre Wettkämpfe austragen konnten.
Zum Einweihungssportfest hatten sich mehrere tausend Zuschauer eingefunden. Am Start waren Spitzensportler aus Ost- und Westpreußen und aus Militärsportvereinen. Die Olympiasieger im Hammerwerfen Hein (Gold) und Blask (Silber) waren auch dabei. — Der Militärsportverein Hindenburg aus Rastenburg war übrigens in den 30er Jahren ostpreußischer Handballmeister.

Der Stadionsprecher informierte die Zuschauer laufend über Startteilnehmer und Wettkampfergebnisse. Die mobile Lautsprecheranlage konnte nach einer Veranstaltung rasch abgebaut werden. *(Beide Fotos Alfred Wesselowski).*

Auf dem „Waldemar-Scheffler-Platz" wurden jedes Jahr die Reichsjugendwettkämpfe ausgetragen, die anfangs von den Schulen ausgerichtet wurden, ab 1936 von der Hitler-Jugend. Alle Mädchen und Jungen mußten ihre Leistungen im Sprint, Weitsprung und Schlagballweitwurf nachweisen. Für Durchschnittsleistungen gab es je Übung 60 Punkte. Wer sie übertraf, erhielt die „Siegernadel". Vom 14. Lebensjahr ab wurde mit der Keule geworfen, einem Gerät, das wie eine Stielhandgranate aussah.

Als über 3000 Staffelläufer die olympische Flamme 1936 von Griechenland nach Berlin trugen, liefen auch durch alle deutschen Lande Fackelträger dorthin. Die Laufstrecke führte über Barten und Rastenburg. Bei Wehlack gelang diese eindrucksvolle Aufnahme. *(Foto Gisela Hilgendorff, geb. von der Goltz).*
Von Carl Diem, dem Organisator der olympischen Spiele in Berlin, stammt die Idee des Fackellaufs, der seither zum festen Bestandteil des olympischen Eröffnungszeremoniells gehört.

Es gab noch eine Vielzahl anderer Vereine — z. B. den „Tennisclub Blau-Weiß" mit den Plätzen am Schützengarten, den „Anglerclub Glückauf", der den Oberteich gepachtet hatte, und den im Kreis verbreiteten Bienenzuchtverein. Besondere Erwähnung verdient der Verschönerungsverein, dem die Stadt die Gestaltung des Wilhelmsplatzes und der Anlagen vor der Ordensburg und dem Kreishaus verdankt, aber auch die Uferpromenade am Oberteich, den Stadtpark und die Bepflanzungen und Promenaden im Gubertal und der Martinsschlucht. Vergessen sei nicht der Verkehrsverein Rastenburg, dem es gelungen war, der Stadt ausgezeichnete Bahnverbindungen zu sichern.



Wie wir in dem folgenden Kapitel erfahren, waren die 1898 erbauten Kleinbahnen tägliches Verkehrsmittel vieler Fahrschüler. Wenn die Bahn nach Rhein den Bürgersdorfer Wald verlassen hatte, erblickte man eine merkwürdige, bewaldete Höhe, die der Volksmund „Puschelkopp" nannte. Hier soll sich der sagenhafte Bär des Rastenburger Stadtwappens zwischen drei Tannen verklemmt haben. *(Foto Gisela Brzozowski, geb. Voelsch)*

Einen Blick auf die ausgedehnten Gleisanlagen des Reichsbahnhofes hatte man bei der Fahrt über die Kleinbahnbrücke. Das die fünf Parallelspuren querende Gleis führt zur Zuckerfabrik. *(Foto Diethelm Wulf)*

V
Jugenderziehung

Schulwesen

Die schulischen Bildungsmöglichkeiten in Rastenburg waren wegen ihrer Vielfalt vorbildlich. Neben den Volksschulen für Mädchen und Jungen gab es die weiterhin Oberlyzeum und Gymnasium genannten allgemeinbildenden Oberschulen und beruflichen Vorbereitungs- und Fortbildungsschulen wie die Berufsschule, Haushaltungsschule, Handelsschule, Höhere Handelsschule, die Landwirtschaftsschule und die Heeresfachschule.
Die drei Bildungswege hatten folgenden Verlauf:

— 8 Jahre Volksschule, anschließend 3 Jahre Berufsschule, welche die praktische Berufsausbildung begleitete,
— oder 4 Jahre Grundschule (Volksschule) und 5 Jahre Realschule (Oberschule) bis zur mittleren Reife
— oder 4 Jahre Grundschule und 8 Jahre Oberschule bis zum Abitur, das allein zum Universitätsstudium berechtigte.

Die Umwandlung der neunklassigen Gymnasien und Oberlyzeen in 8klassige Oberschulen geschah 1938.

Für die sechsjährigen Schulanfänger war der erste Schultag ein freudiges, für manche aber ein schmerzliches Erlebnis; bedeutete er doch den stundenweisen Abschied vom Elternhaus. Um diesen zu versüßen, erhielten die meisten Kinder von ihren Eltern eine bunte Schultüte, gefüllt mit Naschereien.
(Foto Inge Wulf, geb. Brettschneider).

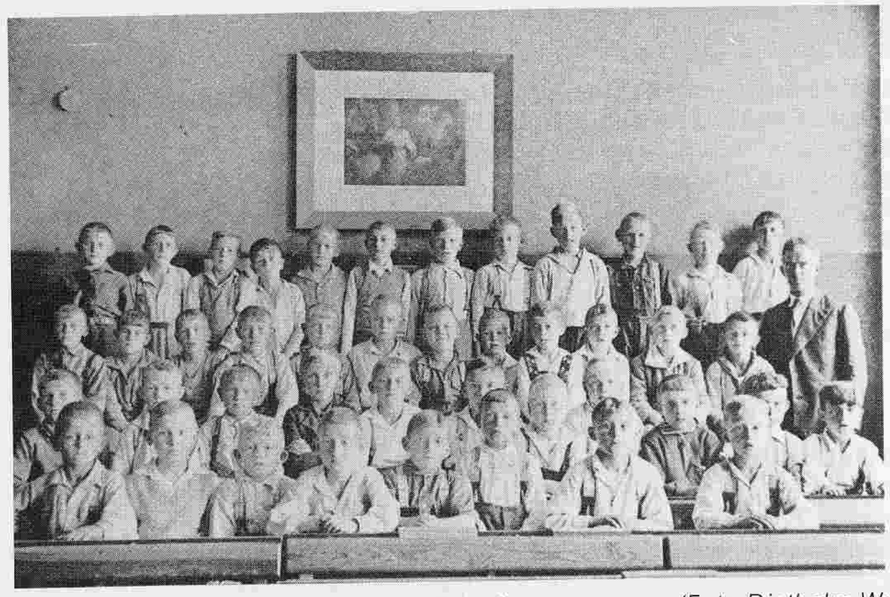
Die Luisenschule, benannt nach der vom Volke verehrten Königin von Preußen, ist 1829 erbaut worden. Gegen Ende des Jahrhunderts mußte bereits ein zweites Schulgebäude daneben errichtet werden, weil die Schülerzahlen sprunghaft angestiegen waren. Nach weiteren 20 Jahren entschloß man sich, Mädchen und Knaben zu trennen und eine Volksschule für Jungen, die Hippelschule, zu bauen. Sie steht rechts neben dem Wohnhaus im Hintergrund. An der Stelle des Schulhofs, den wir in Bildmitte sehen, befand sich einst der Dorfteich der Bauernvorstadt.
(Foto Alfred Wesselowski)

Das alte Gebäude der Luisenschule wurde nach über 100jährigem Bestehen nicht mehr für den Unterricht benutzt. Die NS-Frauenschaft zog hier ein. Die Mädchen wurden in der Hindenburg-Oberschule untergebracht. Sie hätten sicherlich bald ihren eigenen Schulneubau erhalten.

Es ist kaum bekannt, daß schon 1581 eine Schule entstanden war, die neben Lesen und Schreiben auch Rechenunterricht erteilte — sogar für Mädchen. In damaliger Zeit war das sehr ungewöhnlich. Deshalb nannte man diese Schule trotz Knabenmehrheit „Deutsche Mädchenschule". Zuvor hatte es für die Mädchen nur teuren Privatunterricht gegeben — für sehr wenige freilich.

Eine Klasse der Luisenschule mit Lehrer Preßler. Auf den Pulten erkennt man die Deckel der eingelassenen Tintenfäßchen. Geschrieben wurde mit Griffel auf Schiefertafel, später mit Bleistift, schließlich mit Stahlfedern, die in Tinte getunkt wurden.

(Foto Lotti Lenssen, geb. Ivan, 1930)



Hippelschüler des 2. Schuljahres mit Lehrer Barrabas. *(Foto Diethelm Wulf, 1932)*

In der obersten Reihe links steht ein kleiner Pimpf mit Braunhemd und Schulterriemen. Offensichtlich hatte er schon recht frühzeitig eine politische Gesinnung. — Das Wandbild, eine biblische Szene, hat nicht mehr lange dort gehangen. Bald wurden Bilder mit mannhaftem Inhalt bevorzugt: Siegfried, der den Drachen tötet, Fürst Armin mit seinen Cheruskern im Kampf gegen die Römer, der „Alte Fritz" bei seinen Soldaten, die Schillschen Offiziere oder Graf Luckners „Seeteufel".

Nur drei Jahre später boten die Hippelschüler bei ihrem Marsch durch die Stadt ein völlig anderes Bild: Die meisten tragen das Braunhemd und marschieren im Gleichschritt.

Auf der Schulfahne erkennt man drei Daten: Zu oberst den Geburtstag 1690 von Christoph Hippel, dem Patron der Schule, der Rastenburg 1000 Taler vermacht und über die Verwendung der Zinsen u. a. bestimmt hatte, daß Rektor und Konrektor der Lateinschule eine Zuwendung erhalten sollten. Dafür mußten sie aber alljährlich mit den Schülern das Leiden und Sterben des Heilands in deutschen Versen der Bürgerschaft vortragen, außerdem „eine erbauliche Historie nebst einer zierlichen Musik". Dieser sog. Hippelaktus wurde bis 1878 im Gymnasium, dann in der Volksschule vorgeführt, unterblieb zuletzt aber. Ein Marsch durch die Stadt mußte genügen.

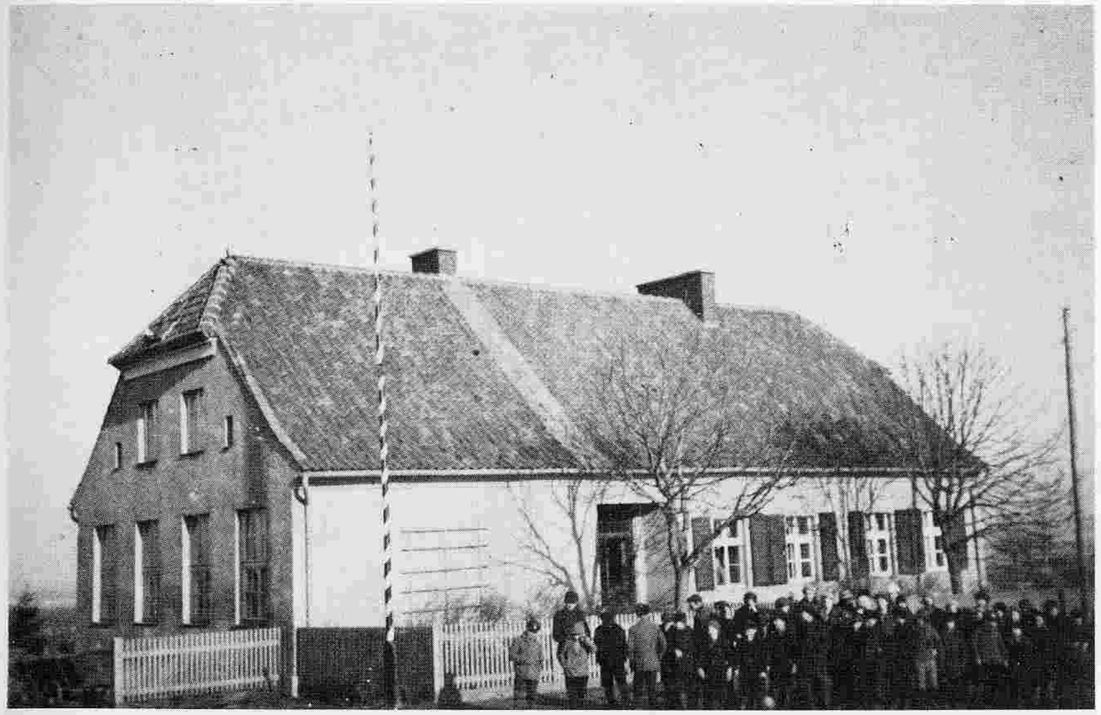
1919 wurden die Bürgerschule in der Hinteren Neustadt und die Knabenvolksschule an der Bismarckstraße vereint, 1921 erhielt die zusammengeschlossene Schule den Namen Hippels.

Obwohl König Friedrich Wilhelm I. von Preußen 1717 die allgemeine Schulpflicht befohlen hatte, dauerte es noch mehrere Jahrzehnte, bis die Voraussetzungen für die Einschulung aller Kinder geschaffen waren. In Rastenburg war die Schule zunächst in einer Bude hinter dem altstädtischen Rathaus untergebracht, später in der Mauerstraße. Der König wandte sich an die Kirche, damit sie die Schulorganisation vornehme; denn das Kommunalwesen war damals noch zu wenig entwickelt. Neuer Erzpriester der Stadt wurde Andreas Schumann. Dieser setzte sich mit seinen Schulplänen gegen alle Widerstände des Magistrats und der uneinsichtigen Bürger durch. Er ließ sogar auf eigene Kosten ein neues Schulgebäude in der Hinteren Neustadt errichten, das 1769 bezogen wurde. Er erreichte es auch, daß die Stadt 1773 auf Kgl. Regierungsverfügung hin die Schule übernehmen mußte. Die Schule am Paradeplatz wurde somit die erste städtische Volksschule.

Aber auch in seinem Kirchspiel wirkte sich die Tätigkeit Schumanns erfolgreich aus: Er gründete 1737 Schulen in Krausendorf, Weischnuren, Bürgersdorf, Prangenau, Weitzdorf, Neuhof, Schrengen, Galbuhnen, Jeesau, Borken, Rosenthal und später in Scharfs. Seit 1724 gab es Landschulen in Neuendorf und Muhlack.

Im Kreis Rastenburg wurden etwa 80 Schulen unterhalten. Die Hälfte davon waren einklassige, ca. 20 zweiklassige Landschulen. Schulen für die 8 Klassen der schulpflichtigen Jahrgänge hatten nur Drengfurt, Alt-Rosenthal und Korschen. Das Bild zeigt die mehrfach umgebaute und erweiterte alte Korschener Schule in der Nähe des Vorwerks Podlechen. 1926 wurde die Neue Schule bezogen, die auch 6 Mittelschulklassen aufnahm.

(Foto Kurt Zachau, 1920)



An der Wendehner Schule kann man das übliche Bauschema der einklassigen Landschulen gut erkennen: In der linken Gebäudehälfte der Klassenraum mit den hohen Fenstern an der Giebelseite, im anderen Gebäudeteil die Lehrerwohnung, dazwischen als Trennung der breite Korridor. Die Schulen wurden von dem Pausenhof und einem großen Obst- und Gemüsegarten umgeben, in dem das Bienenhaus selten fehlte.

(Foto Herbert Puschke. 1937)

Die vielen Zwergschulen waren nötig, weil bei der dünnen Streubesiedlung des Landes unzumutbar weite Wege für die Schüler vermieden werden mußten. Man bedenke: Der Landkreis Rastenburg zählte ungefähr 57 000 Einwohner auf 870 qkm Fläche — ohne Städter 40 000 Bewohner auf 850 qkm. Das sind nur 47 auf 1 qkm. Ihnen standen 80 Schulen zur Verfügung, eine für jeweils 500 Bewohner.

Über 50 Kinder von 6 bis zu 14 Jahren in der gleichen Klasse zu unterrichten, erforderte von dem Dorfschullehrer neben starken Nerven und Strenge hauptsächlich Organisationstalent, um bei allen Schülern Lernerfolge zu erreichen. Dazu wurden meist je zwei Jahrgänge zu Gruppen zusammengefaßt, für die der Lehrer sich die Begabteren als Helfer auswählte. Ihm blieben in einer Schulstunde 12 Minuten Zeit für jede Gruppe. Die benötigte er, neuen Stoff vorzutragen oder Aufgaben zu erklären. Das Einüben mußte er den Helfern überlassen. Es ist erstaunlich, wie gut dieses System funktionierte: Analphabeten gab es in Ostpreußen seit Generationen nicht mehr, aber viele Dorfschüler, die später auf städtische Schulen überwechselten und dort Erfolg hatten.

Die Aufnahme zeigt Lehrer Funk und seine Haushälterin mit allen Schülern der einklassigen Dorfschule Groß-Langwalde bei Glaubitten. Die Knaben liefen meist barfuß herum.
(Foto Helene Schwabe, geb. Heinrich. 1926).

Im Winter bei klirrender Kälte mußten sich die Kleinen für den Schulweg warm vermummen. Die Schwestern sehen wie Wichtelmänner aus.
(Foto 1930/31 Gisela Brzozowski, geb. Voelsch, Hinzenhof).

Der Strom der Fahrschüler in die Kreisstadt war sehr stark. Mit Haupt- und Kleinbahnen kamen täglich 600 herbei, sehr viele benutzten ein Fahrrad, manche trabten jahrelang mit Ponykutschen zur Schule und mittags zurück zu den Gütern.
(Foto Christian Stobbe, Dublienen)

Übrigens: Über die Hälfte der Hindenburg-Oberschülerinnen kam von auswärts.

Das Lehrerkollegium der Herzog-Albrecht-Schule in dem bereits sehr eng gewordenen Konferenzraum um Oberstudiendirektor Ulonska (mit weißen Gamaschen). Bis 1936, als dieses Bild entstand, herrschte noch Eintracht. Dann änderte sich das sehr rasch. Ursache war, daß die Jugend mit Begeisterung und Idealismus hinter der „völkischen Sache" stand und die Schüler einen Großteil der HJ-Führerschaft in Stadt und Kreis stellten. Während sie in kameradschaftlicher Verbundenheit zu einem geeinten Block verschmolzen, gelang es der Lehrerschaft nicht, mit dieser Situation fertig zu werden. Sie zerfiel in mehrere Gruppen:

— Eine unpolitische, die sich auf ihren Beruf konzentrierte und alles vermied, in Gegensatz zur „Bewegung" zu geraten,
— eine kleine Schar nationalsozialistischer Eiferer, die tonangebend wurde und die Schüler ideologisch beeinflußte,
— und Mutige, die ihre Abneigung zeigten, aber hilflos und ohne Wirkung blieben. Einige resignierten und wechselten zu den Unpolitischen. Die Gegnerschaft der Starken hatte keine Linie und wurde nur als Nörgelei empfunden. Mit Bedenken und Zweifeln konnte man die Schuljugend nicht beeindrucken, die Ideale früherer Zeiten fanden keinen Widerhall mehr, und der Einfluß der Kirche war zu einem Nichts zusammengeschrumpft.

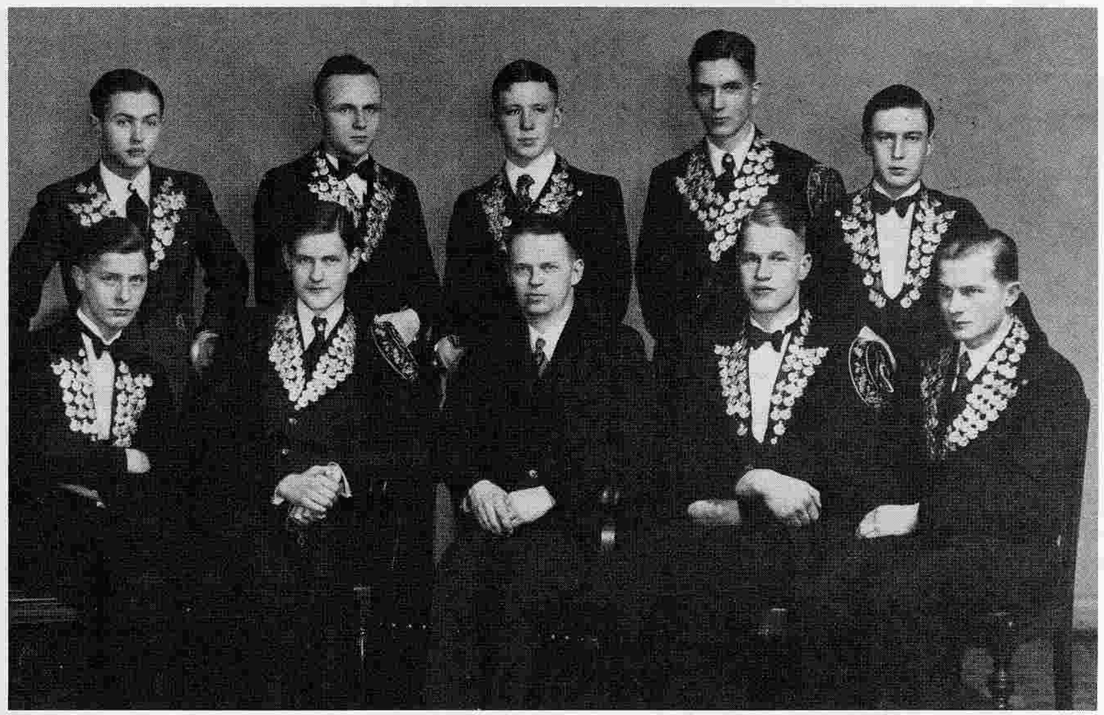
(Foto Diethelm Wulf)

Das aber gehört zum letzten Kapitel der Schulgeschichte, die zur Zeit Luthers begann. Zu jener Zeit wurde der Wandel des geistlichen Ordensstaates zum weltlichen Herzogtum vollzogen (1525). Herzog wurde Kurfürst Albrecht von Brandenburg, der letzte Hochmeister des Deutschen Ritterordens. Er förderte die Wissenschaften durch die Gründung der Universität Königsberg, der „Albertina" (1544), und ließ in seinem Lande an den größeren Orten Lateinschulen errichten zur Heranbildung künftiger Studenten; denn Latein war die internationale Sprache der Wissenschaft. So erhielt auch Rastenburg 1546 eine kirchlicher Aufsicht unterstellte Lateinschule, die auf die kleine Kirche neben St. Georg aufgestockt wurde. Kirche und Schule gehörten nach damaliger Auffassung zusammen; denn auch in den Gottesdiensten gebrauchte man weitgehend die lateinische Sprache in Liedertexten, Gebeten und Bibelzitaten.

Die Lateinschule war lange Zeit die einzige Schule der Stadt. Zu Ehren ihres Begründers wurde sie später Herzog-Albrecht-Schule genannt. Diesen Namen behielt auch die Nachfolgerin der Lateinschule, das Königliche Gymnasium, das 1816 gegenüber der Georgskirche entstanden war. 1909 siedelte es — nunmehr Staatliche Herzog-Albrecht-Schule — in den erheblich größeren Neubau an der Wilhelmstraße über.

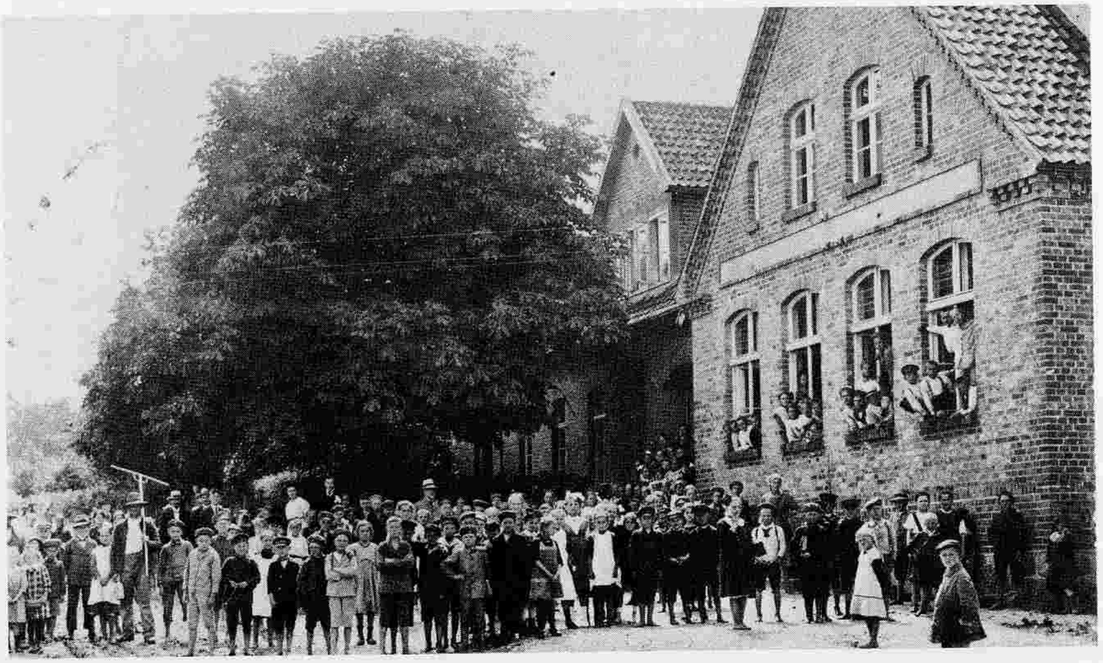
Eltern, Verwandte und Freunde pflegten den Abiturienten nach alter Tradition „Alberten" an die Reverse zu heften. Diese vergoldeten Anstecknadeln mit dem Brustbild des Herzogs Albrecht waren stolze Zeichen der erworbenen Universitätsreife. Die früher üblichen Kopfbedeckungen aus rotem Samt mit eingestickten goldenen Monogrammen — je nach Form Stürmer oder Zerevis genannt — wurden ab 1935 kaum noch getragen.

(Foto Ulrich Drews, 1937)



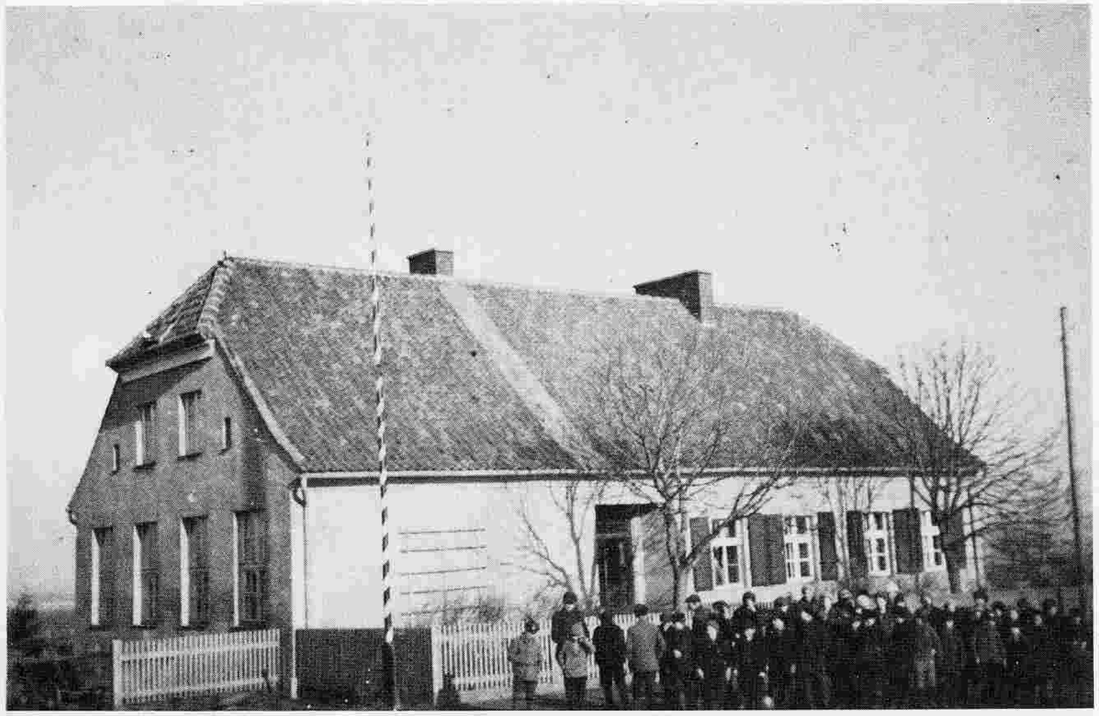
Obwohl König Friedrich Wilhelm I. von Preußen 1717 die allgemeine Schulpflicht befohlen hatte, dauerte es noch mehrere Jahrzehnte, bis die Voraussetzungen für die Einschulung aller Kinder geschaffen waren. In Rastenburg war die Schule zunächst in einer Bude hinter dem altstädtischen Rathaus untergebracht, später in der Mauerstraße. Der König wandte sich an die Kirche, damit sie die Schulorganisation vornehme; denn das Kommunalwesen war damals noch zu wenig entwickelt. Neuer Erzpriester der Stadt wurde Andreas Schumann. Dieser setzte sich mit seinen Schulplänen gegen alle Widerstände des Magistrats und der uneinsichtigen Bürger durch. Er ließ sogar auf eigene Kosten ein neues Schulgebäude in der Hinteren Neustadt errichten, das 1769 bezogen wurde. Er erreichte es auch, daß die Stadt 1773 auf Kgl. Regierungsverfügung hin die Schule übernehmen mußte. Die Schule am Paradeplatz wurde somit die erste städtische Volksschule.

Aber auch in seinem Kirchspiel wirkte sich die Tätigkeit Schumanns erfolgreich aus: Er gründete 1737 Schulen in Krausendorf, Weischnuren, Bürgersdorf, Prangenau, Weitzdorf, Neuhof, Schrengen, Galbuhnen, Jeesau, Borken, Rosenthal und später in Scharfs. Seit 1724 gab es Landschulen in Neuendorf und Muhlack.



Im Kreis Rastenburg wurden etwa 80 Schulen unterhalten. Die Hälfte davon waren einklassige, ca. 20 zweiklassige Landschulen. Schulen für die 8 Klassen der schulpflichtigen Jahrgänge hatten nur Drengfurt, Alt-Rosenthal und Korschen. Das Bild zeigt die mehrfach umgebaute und erweiterte alte Korschener Schule in der Nähe des Vorwerks Podlechen. 1926 wurde die Neue Schule bezogen, die auch 6 Mittelschulklassen aufnahm.

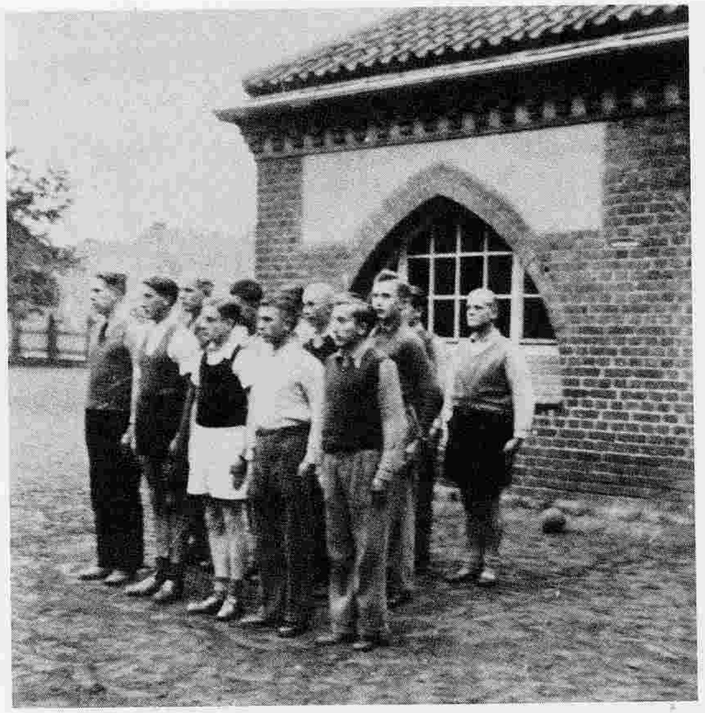
(Foto Kurt Zachau, 1920)



An der Wendehner Schule kann man das übliche Bauschema der einklassigen Landschulen gut erkennen: In der linken Gebäudehälfte der Klassenraum mit den hohen Fenstern an der Giebelseite, im anderen Gebäudeteil die Lehrerwohnung, dazwischen als Trennung der breite Korridor. Die Schulen wurden von dem Pausenhof und einem großen Obst- und Gemüsegarten umgeben, in dem das Bienenhaus selten fehlte.

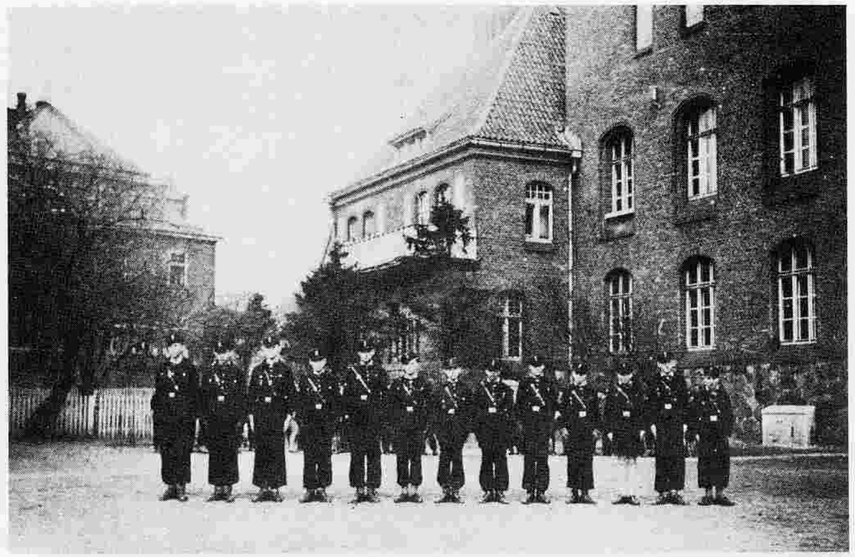
(Foto Herbert Puschke. 1937)

Die vielen Zwergschulen waren nötig, weil bei der dünnen Streubesiedlung des Landes unzumutbar weite Wege für die Schüler vermieden werden mußten. Man bedenke: Der Landkreis Rastenburg zählte ungefähr 57 000 Einwohner auf 870 qkm Fläche — ohne Städter 40 000 Bewohner auf 850 qkm. Das sind nur 47 auf 1 qkm. Ihnen standen 80 Schulen zur Verfügung, eine für jeweils 500 Bewohner.



Schulhofszenen sind sehr aufschlußreich; denn sie zeigen das Drumherum einer Lehranstalt. Der Schulhof wurde auch als Sportplatz genutzt. Der von den Römern überlieferte Ausspruch, daß ein gesunder Geist nur in einem gesunden Körper wohnen könne, war Hauptargument für die Anhebung des Schulsports zum Hauptfach. Mit einer ungenügenden Sportnote konnte niemand mehr das Abitur schaffen, auch nicht Offizier werden. Man täusche sich nicht; die jungen Männer der 7. Oberschulklasse waren körperlich leistungsstark, obwohl sie trotz militärischer Haltung sehr zivil wirken. Es gab keine Sportkleidung zu kaufen; denn der Krieg dauerte schon über 2 Jahre.

In den Kriegsjahren wurden die Oberschüler meist schon ½ Jahr vor dem Abschlußexamen zum Wehrdienst eingezogen. Ihnen wurde vorzeitig die Hochschulreife anerkannt. So waren die Angehörigen der 7. Klasse lange vor ihrer Versetzung in die „Oberprima" die ältesten Schüler der Herzog-Albrecht-Schule — gebührend respektiert von den jüngeren Jahrgängen. Hier stehen einige von ihnen in der großen Pause auf dem Schulhof beisammen. Im Hintergrund Gebäude am Wilhelmplatz, Blickrichtung Bären-Apotheke, Blumengeschäft Albarus.
(Beide Fotos Günther Schreiber. 1941/42).



Die Herzog-Albrecht-Schule mit der angebauten Direktorwohnung einmal aus anderer Perspektive. Davor die angetretene Führerschaft eines Fähnleins. Dem Deutschen Jungvolk (DJ) standen Mittwoch- und Sonnabendnachmittag Schulhof, Turnhalle und Klassenräume zur Verfügung. *(Beide Fotos Udo Brettschneider. 1942).*

Als die Hindenburg-Oberschule Lazarett geworden war, mußte die Herzog-Albrecht-Schule die ausquartierten Mädchen aufnehmen. Sie besetzten sogar die Mauer des Pausenhofes. Der aufsichtführende Studienrat hatte als Kreisschulungsleiter und Gauredner allenthalben das große Wort. Oft trug er in der Schule Uniform.

Der 1930 fertiggestellte Neubau der Mädchen-Ober-schule besaß modern ausgestattete hörsaalähnliche Fachklassen. Das Bild zeigt den Physikraum mit den 16jährigen Untersekundanerinnen im Jahre 1934.
(Foto Gertrud Böttcher, geb. Ehmke).

Vor der Schule sammelten sich mitunter die Einheiten der HJ mit Spielmanns- und Fanfarenzug und Fahnen zu Märschen durch die Stadt. Anlässe, damit an bedeutsame politische Ereignisse zu erinnern, gab es genug.
(Foto Herbert Brosch)

Zugegeben, Frauen haben es seit alters schwerer als Männer gehabt, ihr Leben den Anlagen, Neigungen und Bedürfnissen entsprechend einzurichten. Die Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern orientierte sich nach Gegebenheiten und Möglichkeiten bis in neueste Zeit. Von unserem heutigen Entwicklungsstand aus damaligen Zeiten Rückständigkeit nachzusagen, ist so töricht wie falsch. Im Leben eines jeden dreht es sich in erster Linie um das tägliche Brot, dann um die Altersversorgung. In einem industrielosen Gebiet wird der Broterwerb in den meisten Fällen durch Handarbeit erfolgen. Dabei hat der Mann seiner größeren Kräfte wegen Vorteile. Was liegt also näher, als daß häusliche Verrichtungen von der Frau übernommen werden, um dem Mann Zeitverluste zu ersparen? Solange es keine Sozialversicherung gab, brauchte ein Paar unbedingt Kinder, um im Alter durch sie versorgt zu werden. Hausfrauen- und Mutterpflichten erwuchsen aus dringender Notwendigkeit. Sich aus diesen Zwängen zu lösen, war eigentlich nur Töchtern wohlhabender Eltern möglich, besonders dann, wenn es keine männlichen Erben gab, die Töchter also mit beruflicher Qualifikation beispielsweise ein übertragenes Geschäft weiterführen mußten.

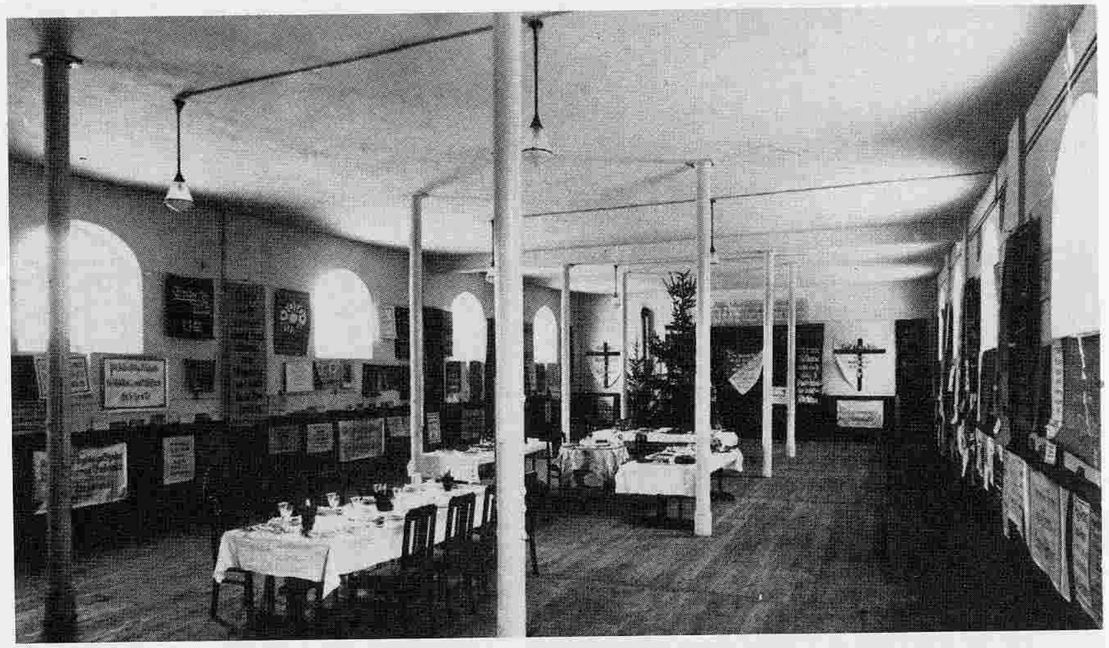
So begann der Weg zur höheren Schulbildung der Mädchen in Rastenburg erst 1897, als von der Bürgerschule in der Hinteren Neustadt die Höhere Töchterschule abgezweigt wurde. Etwa 10 Jahre später erhielt sie die Anerkennung als Lyzeum (Realschule), das von 6jährigen Schulanfängerinnen bis zum Abschluß 10 Jahrgänge umfaßte. Nach Einführung der 4jährigen Grundschule um 1920 liefen die Vorklassen aus, dafür wurde das Lyzeum aber durch Einrichtung einer Oberstufe zum Oberlyzeum ausgebaut. Das erste Abiturientenexamen fand 1928 statt. Kurz darauf wurde mit dem Bau des Hindenburg-Oberlyzeums begonnen, das 1930 bezogen werden konnte.

Auch die Abiturientinnen trugen stolz die goldene Alberte als Zeichen erlangter Hochschulreife. Sie dekorierten sich allerdings bescheidener als es die männlichen Kollegen taten.
(Foto Inge Wulf, geb. Brettschneider. 1943)

Nach 1840 hatte zunächst die gewerbliche Wirtschaft die Notwendigkeit erkannt, Jugendliche auf ihr zukünftiges Berufsziel besser vorzubereiten. Es wurde eine Fortbildungsschule für männliche Gewerbelehrlinge gegründet. Finanzielle Probleme und schwankende Schülerzahlen brachten Mißerfolge und zuletzt die Schließung der Schule. Erst 1884 gelang es, sie lebensfähig zu machen. 1921 kam eine kaufmännische Fortbildungsschule hinzu, die zusammen mit der gewerblichen in städtische Obhut genommen wurde. Bald wurden sie in Berufs- und Fachschulen, deren Unterrichtsziele höher lagen, umgewandelt und erhielten die ehemalige Präparandie, die 3klassige Ausbildungsstätte für Volksschullehrer, zur alleinigen Nutzung. Nun konnte durch Ortsstatut die Berufsschulpflicht für Jugendliche beiderlei Geschlechts eingeführt werden. Dadurch stieg die Schülerzahl um das Dreieinhalbfache und zwang die Stadt zum Ausbau eines Mannschaftsgebäudes der Artilleriekaserne zu Schulzwecken. Das geschah 1923.

1923 wurde eine Haushaltungsschule eröffnet, die nach zwei Jahren staatliche Anerkennung fand und der Leitung des Berufsschuldirektors unterstellt wurde. 1929 konnte auch sie in der Artilleriekaserne untergebracht werden.

Die zweijährige Handelsschule ist 1927 entstanden. Sie führte zur mittleren Reife. Bereits im Jahre darauf wurde eine Höhere Handelsschule hinzugefügt. Zur Aufnahme war die mittlere Reife Voraussetzung. Schuldauer 1 Jahr. Unterrichtet wurden u. a. 2 Fremdsprachen. Auch die Handelsschulen wurden der Berufsschule angegliedert.



Das Foto gibt Einblick in den Ausstellungs- und Versammlunsraum der gewerblichen und kaufmännischen Berufsschule, dessen hochliegende Korbbogenfenster und Stützen-reihen die frühere Verwendung als Pferdestall der Artilleriekaserne vermuten lassen. Tannenbaum und gedeckte Tische deuten auf die Vorbereitung einer Weihnachtsfeier hin. Aufschlußreich sind die vielen Plakate an den Wänden: Sie werben für Lederwaren, Pelze und Herren-Garderobe. Auch Preisskat wird angekündigt. Zu entziffern sind folgende sinnigen Sprüche: Wer nicht / Reklame / treibt wo sie / nötig ist / schadet sich und / der deutschen / Wirtschaft. Oder: Wer / nicht / inseriert / gleicht dem / Manne / ohne / Wohnung / niemand / kann ihn / finden.

Die Schüler mußten nicht nur Warenkunde beherrschen, sondern auch Schaufenster dekorieren und sogar alle Werbeplakate eigenhändig anfertigen können. Deshalb wurden Plakatschriften intensiv geübt. *(Foto Renate Dirks, geb. Gigge)*

Als die allgemeine Wehrpflicht im März 1935 eingeführt wurde, mußten die Schulen den Kasernenbereich wieder räumen. Sie fanden nun ihren Platz in den Gebäuden der Provinzialanstalt am Oberteich.

Die Landwirtschaftliche Schule für den Kreis Rastenburg wurde 1920 von Barten nach Rastenburg verlegt und dort anfangs in Privathäusern untergebracht. 1929 konnte sie endlich die in der Hindenburgstraße stehende Lausche-Schule belegen und eine Parallelklasse für Landfrauen einrichten. Sie trugen einheitlich blaue Kleider und weiße Schürzen. Letzter Schulleiter war Dr. Todtenhöfer.

(Foto Brundhilde Labinsch-Diester. 1939/40).

Auch das Tanzen will gelernt sein. Das taten die 16jährigen Mädchen und Burschen in der Tanzschule Henselleck im 1. Stock des „Gardestern", früher „Tinney's Restaurant", in der Königsberger Straße. Folgende Tänze standen auf dem Übungsprogramm der resoluten kleinen Dame: Langsamer Walzer, Wiener Walzer, Rheinländer, Polka, Marsch und Polonaise, Foxtrott und Tango. Besonderer Wert wurde auf die „Anstandsregeln" gelegt. Knigge lebte immer noch — trotz NS-Staat. Nach dem Abschlußball, zu dem die geschniegelten Burschen mit Blumenstrauß ihre Tanzpartnerinnen vom Elternhause abholten, erblühten private Tanzzirkel, bei denen die jungen Leute ihre erlernten Tanzkünste verbessern konnten. Der Erlebensbereich hatte sich durch die ersten Liebeleien aufregend erweitert. Aber wieder gab es feste Grenzen, das versteht sich.
Wie gerne hätten alle auf einer öffentlichen Tanzveranstaltung ihre unbändige Lebensfreude gezeigt. Aber das schon gewohnte Kriegsglück hatte sich gewendet, Rückschläge häuften sich, die Opfer wurden immer zahlreicher. Da wurden alle öffentlichen Tanzvergnügen verboten. Außer der unbekümmerten Jugend wäre auch niemandem mehr der Sinn danach gewesen.
(Foto Sigrid Stiller, geb. Becker)

Die nationalsozialistische Jugendbewegung

Der Nationalsozialismus ist ohne Kenntnis seiner Vorgeschichte nicht zu begreifen. Es genügt aber nicht zu wissen, was sich ereignet hatte. Erkenntnisse erwachsen erst aus der Beantwortung der Frage, warum es so geschehen ist.

Es gibt gar keine gemeinsame deutsche Reichsgeschichte. Sie setzt sich vielmehr aus der Geschichte seiner Stämme, Fürstentümer, Bundesstaaten oder Regionen zusammen. So war auch die historische Entwicklung in Ostpreußen eine besondere. Der Nationalsozialismus traf hier auf andere Gegebenheiten, die ihn beeinflußten und wandelten.

Die Abdankung Kaiser Wilhelm II. und der Rücktritt des kaiserlichen Reichskanzlers Max von Baden bedeuteten nicht nur das Ende der Monarchie, sondern auch den Zusammenbruch der staatlichen Ordnungsmacht. Die Mehrheitssozialisten (SPD) um Ebert und Scheidemann wollten eine parlamentarische Demokratie, die Unabhängigen Sozialdemokraten (USPD) und die Spartakisten um Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg dagegen die revolutionäre Umwälzung zu einem Rätestaat nach sowjetischem Muster. Die Vollversammlung der Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte, die sich als Vertretung des gesamten deutschen Volkes empfand, entschied sich für die Einberufung einer verfassungsgebenden Nationalversammlung.

In den Groß- und Industriestädten hatten die Spartakisten wohl reichlich Anhänger, in Ostpreußen stand man dem Gedanken des Rätestaats aber mit großem Mißtrauen gegenüber. Gleichwohl kontrollierten auch in Rastenburg Arbeiter- und Soldatenräte die Behörden. Landrat Freiherr zu Knyphausen verstand es aber, sich mit ihnen zu arrangieren und im Amt zu bleiben. Er schrieb später in seinen Erinnerungen, das Revolutionsgetue in den ländlichen Kreisen sei eine Kinderei gewesen, die man nicht allzu ernst genommen habe. Bauernräte sollten die landwirtschaftlichen Betriebe auf ordnungsgemäße Wirtschaftsführung überprüfen, doch sind sie mangels Fachwissen dazu gar nicht in der Lage gewesen. Im Frühjahr 1919 wurden die roten Matrosen in Königsberg von Reichswehr und Freikorps überrumpelt, und der Spuk der Arbeiter- und Soldatenräte war vorüber. Auch die bewaffneten Spartakusaufstände in Berlin und Hamburg wurden unter dem Kommando von Gustav Noske, Oberpräsident in Ostpreußen, niedergeschlagen.

Im Januar 1919 konnte die Nationalversammlung in Weimar gewählt werden. SPD, Zentrum und Deutsche Demokratische Partei (DDP) schlossen sich zur Weimarer Koalition zusammen, die über eine Dreiviertelmehrheit verfügte. Zum 1. Reichspräsidenten wurde Friedrich Ebert, seit 1913 Vorsitzender der SPD, gewählt.

Die ersten Regierungen der Weimarer Republik (Scheidemann, Bauer) konnten sich auf die Zustimmung der Nationalversammlung stützen, doch sprachen sehr viele Bürger diesem Gremium das Recht ab, über die Verabschiedung der Verfassung hinaus tätig zu werden, und verlangten Wahlen zum Reichstag. Am lautstärksten führten die extremen Parteien das Wort: Die Deutschnationale Volkspartei (DNVP) brachte mit ihren Aufrufen zur Rettung des Ostens viele Anhänger hinter sich. Sie machte der Reichsregierung Vorwürfe wegen der Duldung „zersetzenden, undeutschen Geistes, mag er von jüdischen oder anderen Kreisen ausgehen". Wolfgang Kapp, Generallandschaftsdirektor Ostpreußens, behauptete, Weimar sei schuld an der Schmach von Versailles und dem Verlust der deutschen Handelsflotte, und er hatte in Nord- und Ostdeutschland viel Zustimmung gefunden. Selbst die von Stresemann geführte Deutsche Volkspartei (DVP) sympathisierte mit Kapp. Die Kommunisten schließlich verteufelten alle Weimarer Politiker als „Kapitalistenknechte".

Die beachtlichen Leistungen der Nationalversammlung wie das freiheitlich demokratische Verfassungswerk, die gerechtere Finanzordnung und die verbesserte Sozialgesetzgebung konnten dem Volke nicht recht ins Bewußtsein dringen, weil der Verfall der Währung und die harten Be-

dingungen des Friedensvertrages alles überlagerten. Ein großer Teil der Arbeiterschaft in den Industriegebieten war enttäuscht, weil sich die Sozialisierung der Betriebe nicht erreichen ließ. Die Folge war der Kommunistenaufstand im Ruhrgebiet, gegen den Reichswehr und die Brigade Ehrhardt eingesetzt werden mußten.

In Ostpreußen trug man sich nicht mit revolutionären Gedenken, sondern versuchte sich zu behaupten. Die größten Nachkriegssorgen hingen mit den Auswirkungen des Versailler Friedensvertrages zusammen: Mit der Abschnürung der Provinz durch den „polnischen Korridor", mit dem Versuch, neben dem abgetrennten Memelland und dem Gebiet um Soldau auch die südlichen Kreise der Exklave herauszubrechen. Unsere Heimat fühlte sich bedroht durch kriegerische Auseinandersetzungen im Baltikum („Eiserne Division") und in Polen (Pilsudski). Das Nationalbewußtsein war auch nach dem verlorenen Krieg in Ostpreußen keineswegs erloschen. Viele verübelten es der Reichsregierung, daß sie die „Baltikumer" durch Sperrung des Nachschubs von Lebensmitteln und Munition zur Aufgabe gezwungen hatte, weil es die Alliierten so wollten. Die Absicht des Reichskanzlers Bauer, die Freikorps aufzulösen, statt sie der Reichswehr einzugliedern, war Kapp und seinen rechtsradikalen Anhängern unerträglich.

Sie opponierten gegen die Verschiebung der Reichstagswahlen und gegen den von der Nationalversammlung gewählten Reichspräsidenten, der vom Volk gewählt werden müsse. Kapp entschloß sich zum Putsch.

Im März 1920 marschierten die „Baltikumer" unter Kapitän Ehrhardt mit schwarz-weiß-roten Fahnen und Hakenkreuzen am Stahlhelm in Berlin ein, um die Reichsregierung zu stürzen und Kapp an die Macht zu bringen. Die Regierung floh nach Stuttgart, und die Gewerkschaften riefen den Generalstreik aus. Der führte zusammen mit dem passiven Widerstand der Beamten und der Mehrheit der Reichswehr zum Zusammenbruch des Putsches. Reichskanzler Bauer und Reichswehrminister Noske traten zurück. Kanzlernachfolger wurde Hermann Müller-Franken, der als Außenminister im Kabinett Bauer den Versailler Vertrag unterschrieben hatte. Die Wahlen zum 1. Reichstag schrieb er für den 6. Juni 1920 aus.

Die Wahlen wurden in ganz Deutschland durchgeführt — mit Ausnahme der Gebiete, über deren Zugehörigkeit zum Reich durch Volksabstimmungen entschieden werden sollte. Das waren das südliche Ostpreußen und Nord-Schleswig. Die Weimarer Koalition erlitt eine schwere Niederlage und verlor ein Drittel ihrer Mandate. Gewinner waren USPD, DVP und DNVP. Die Parteien der Mitte brauchten zur Regierungsneubildung einen weiteren Partner und bemühten sich um die USPD, die sich jedoch nicht an einer Regierung mit „kapitalistischer Ausbeutungswirtschaft" beteiligen wollte. Nach dem Rücktritt Müller-Frankens beauftragte Reichspräsident Ebert den Zentrumspolitiker Fehrenbach, der ein Minderheitskabinett der Mitte und gemäßigten Rechten aus DVP, Zentrum und DDP zustande brachte.

War 1920 ein Krisenjahr, so kam es zwei Jahre später noch viel schlimmer. Der französische Ministerpräsident Poincaré benutzte die Tatsache, daß Deutschland mit seinen Reparationszahlungen geringfügig in Rückstand geraten war, als willkommenen Vorwand zur Besetzung des Ruhrgebietes durch französische und belgische Truppen. Es begann ein Chaos ungeahnten Ausmaßes: Emotionen wurden geschürt, Haß flammte auf. Die Bevölkerung griff zur Waffe des passiven Widerstands, die Besetzer trennten das gesamte Gebiet durch eine dichte Zollgrenze vom Reich, drangen in Zechen und Hütten ein, stellten die Eisenbahn unter ihre Verwaltung und wiesen 145 000 Menschen aus. Der wahre Beweggrund für das französische Ruhrabenteuer war das Sicherheitsbedürfnis des westlichen Nachbarn, der aus dem Rheinland einen selbständigen Staat machen wollte, aber ganz Europa in Mitleidenschaft zog. Konrad Adenauer — von 1920 bis 1933 Präsident des preußischen Staatsrates — und Gustav Stresemann — kurzzeitig Reichskanzler und danach bis zu seinem Tode 1929 Außenminister der Großen Koalition — versuchten jeder auf seine Weise, den französischen Bestrebungen entgegenzuwirken.

Zu eben dieser Zeit zerrütteten tiefe innere Krisen das Reich. In Bayern versuchten die radikalen Kräfte von links und rechts immer wieder die revolutionäre Erneuerung Deutschlands, doch wurden Hitlers NSDAP und die ihn unterstützenden Freikorps aufgelöst. Der Demonstrationszug zur Feldherrnhalle in München endete im Kugelhagel der Polizei. Hitler wurde wegen Hochverrats zu 5 Jahren Festungshaft verurteilt. Reichswehr mußte gegen sozialistisch-kommunistische Regierungen in Sachsen und Thüringen vorgehen, in Hamburg probten Kommunisten den Aufstand, in der Pfalz lieferten sich Bürgerschaft und Separatisten Schlachten, Bayerns Separatisten erstrebten eine selbständige bayrisch-österreichische Monarchie. Deutschland drohte der Zerfall in einem selbstmörderischen Bürgerkrieg.

Der deutsche Osten schien unbeteiligt abseits zu stehen. Aber auch ihn erreichte der katastrophale Währungssturz ins Bodenlose. Löhne und Gehälter verloren ihre Kaufkraft, der Mittelstand trieb rettungslos in den Ruin. Die Landwirtschaft kam jedoch verhältnismäßig gut zurecht; denn ihre Erzeugnisse unterlagen nicht dem Wertverfall der Mark.

In dieser Situation übernahm Stresemann als Kanzler die Regierung, die von einer großen Koalition getragen wurde. Er ließ den passiven Widerstand bedingungslos einstellen, weil dieser Kampf unfinanzierbar und somit nicht zu gewinnen war. Die Verantwortung lag nun allein bei Frankreich, das im Begriff stand, sich das deutsche Industriezentrum einzuverleiben und damit die wirtschaftliche Vormacht in Europa zu erringen. Das aber wollten die angelsächsischen Mächte keineswegs dulden, zumal das seiner Industrie beraubte und ruinierte Deutschland nicht mehr in der Lage war, irgendwelche Reparationsleistungen zu erbringen. Sie wurden auf der Londoner Konferenz nach dem Dawes-Plan in erträglicherem Rahmen neu festgelegt, und Frankreich mußte die Räumung des Ruhrgebietes zusagen. Ende August 1925 verließen die letzten Besatzungssoldaten das Land.

Deutschland erholte sich erstaunlich rasch; denn Stresemann hatte mit der Einführung der Rentenmark die Inflation beendet und ein wertbeständiges Zahlungsmittel geschaffen. Landwirtschaft, Industrie, Handel und Banken wurden infolge des Fehlens einer Golddeckung durch Schuldanweisungen belastet. — Erinnert sei an die von Stresemann und dem französischen Außenminister Briand geduldig verfolgte Aussöhungspolitik, für die der Vertrag von Locarno mit der gegenseitigen Anerkennung der Grenzen zwischen beiden Staaten Grundlage war.

1926 ging die Zahl der Arbeitslosen zurück; denn der britische Generalstreik kam der deutschen Industrie zugute. Endlich stiegen die Löhne. Zum erstenmal in den Nachkriegswirren war eine Entspannung zu spüren, die auch das verkrampfte innenpolitische Klima lockerte. Die radikalen Parteien hatten interne Probleme, die KPD mit Flügelkämpfen, die NSDAP mit dem Neuaufbau nach der Entlassung Hitlers aus der Festungshaft. Die Partei wurde straff organisiert und über das ganze Reichsgebiet ausgedehnt; denn die Erfahrungen von München hatten Hitler die Illusion genommen, anders als auf legalem Wege an die Macht zu kommen.

Das Jahr 1927 brachte weitere wirtschaftliche Verbesserungen. Die Firmen wagten wieder Investitionen, die Wahlergebnisse zeigten, daß der Sog der radikalen Parteien nachgelassen hatte. Außerdem wurden die alliierten Militärkontrollen in Deutschland schrittweise abgebaut.

Ausgerechnet in dieser Zeit geschah das Verhängnis: Die Überschüsse der amerikanischen Landwirtschaft führten im Sommer 1929 zu einer internationalen Krise, die durch den Zusammenbruch des internationalen Zahlungs- und Kreditsystems noch vertieft wurde. Aus Deutschland, das auf Kredite zur Wirtschaftsförderung angewiesen war, flossen Dollarbeträge in Milliardenhöhe ab. Die unausbleiblichen Folgen waren die Einstellung aller Investitionen, Schrumpfung der gesamten Produktion, Unrentabilität vieler Betriebe und entsetzliche Arbeitslosigkeit. Sie kletterte auf 4, sogar auf 5 und 6 Millionen. In Stadt und Land geriet der Mittelstand in ausweglose Panik.

Die Menchen hatten den Weltkrieg durchlitten, die Not der Nachkriegsjahre erduldet, die Schrecken der Revolution erlebt, und nun kam die Angst vor der Zukunft hinzu. Es war nicht nur Angst vor Hunger, Kälte und Zahlungsunfähigkeit, sondern auch vor der Orientierungslosigkeit und vor dem Verlust des Vertrauens zur politischen Führung und zum liberalen Staat. Die dumpf auf dem Land lastende Stimmung der Enttäuschung und Ausweglosigkeit nährte die allgemeine Wut, die Lust an Gewalt und Aktion schuf den gefährlichen Mythos vom herrlichen Zukunftsstaat, der nur durch Blut und Tränen zu erreichen sei, durch die Weltrevolution der Linken oder den heldenhaften Kampf der rassebewußten neuen Elite. Die Erlösung konnte nur durch einen Bürgerkrieg kommen, der schon auf den Straßen Wirklichkeit war, in die Parlamente eindrang und in die Köpfe. Es brauten sich gewaltige Kräfte zusammen, die bereit waren, sich bedingungslos einem Messias, einem Führer zum großartigen Morgen zu unterwerfen. Es gab doch nur die Wahl zwischen dem Abgrund, aus dem keine Rettung mehr war, oder dem Abenteuer, das wenigstens hoffen ließ.

Der wirtschaftlichen Krise folgte die politische. Es ging um die Verbesserung der Gewinnsituation bei Industrie und Landwirtschaft; denn die für die deutsche Wirtschaft lebenswichtigen Exporte gingen aufgrund der anhaltenden Depression auf dem Weltmarkt rapide zurück. Die Zahl der Konkurse nahm beängstigende Ausmaße an. Der Lohnanteil an den Produktionskosten mußte verringert werden. Angesichts der Massenarbeitslosigkeit war es geboten, die Beiträge zur Arbeitslosenversicherung zu erhöhen. Aber Gewerkschaften und Sozialdemokraten kämpften verbissen dagegen an. Daran zerbrach die Regierungsfähigkeit der Großen Koalition Ende März 1930. Der Untergang der ersten deutschen Republik begann.

Nach den Septemberwahlen 1930 begriffen die Parteien, in welch ausweglose Lage die Republik geraten war; denn die Radikalisierung der Volksmassen hatte fast 100 weitere Abgeordnete der NSDAP in den Reichstag geschwemmt. Auch die Kommunisten konnten sich verbessern. Die Bildung einer regierungsfähigen Mehrheit — bislang ohnehin ein schwieriges Problem wegen der Parteienvielfalt — war nun gänzlich unmöglich geworden. Hinfort konnte nur noch mit der Diktaturvollmacht des Reichspräsidenten nach Artikel 48 der Weimarer Verfassung regiert werden. Damit lieferte man den Nationalsozialisten Anschauungsunterricht in autoritärer Staatsführung über die Köpfe des Parlaments hinweg. Der greise Feldmarschall konnte zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung notfalls die Reichswehr einsetzen, deren jüngere Offiziere jedoch mit Hitler sympathisierten. Der neue Reichskanzler Brüning, der sich der Abhängigkeiten vom Reichstag entledigen wollte, um den Staat zu reformieren und in eine autoritäre Republik umzuwandeln, stand von Anfang an mit dem Rücken zur Wand. Es gab keinen Weg mehr zurück zu gesicherten Verhältnissen und Wirtschaftsaufschwung einer neuen Bismarckzeit, sondern nur das Vorwärts zur Diktatur durch die unheilvolle Dynamik des mit Hilfe des Artikels 48 praktizierten Ausnahmezustands.

Hitler kannte die Ängste der Bevölkerung; es waren auch seine eigenen. Aber er war davon überzeugt, Mittel dagegen gefunden zu haben. Er kannte die blinde Wut der Massen, sein Haß hatte Ziele: Internationalismus, Pazifismus und Parlamentarismus, Marxismus und „jüdisches Schmarotzertum". Er kannte die Ratlosigkeit und den allgemeinen Vertrauensverlust, und er domonstrierte Willen, Stärke und Furchtlosigkeit. Das bedeutete in jener Zeit beinahe alles. Seine hundertfach wiederholten und abgewandelten Reden enthielten kaum etwas, was nicht schon andere lange vor ihm gedacht, geschrieben und gesagt hatten. Aber er schrie es hinaus mit dem Selbstbewußtsein des Mannes, der sich breiter Zustimmung sicher war. Der Jubel der Massen hob ihn, stärkte ihn, machte ihn kompromißlos. Er verstand es, die Empfindungen der Volksseele zu kanalisieren und zu einem gewaltigen politischen Strom zu formieren, der immer noch anschwoll und dann im Frühjahr 1930 alle Dämme brach.

Und dennoch: Sein Erfolg wäre ohne die zusammentreffenden wirtschaftlichen, sozialen, gesellschaftlichen und politischen Krisenvoraussetzungen nicht möglich gewesen. Ohne die da-

durch heraufbeschworenen massenpsychischen Folgen wie die Hoffnungen auf einen Erlöser und die bedingungslose Bereitschaft, sich ihm zu unterwerfen, wäre der Führerstaat nicht entstanden. Ohne die Blindheit der ehemaligen Kriegsgegner, die das Ihrige zu den Krisen beigetragen hatten, wäre vielleicht alles anders gekommen. Der Mensch ist unfähig, die Zukunft zu erkennen und sein Handeln darauf einzustellen.

Parteien haben in jedem anders strukturierten Land ein unterschiedliches Profil. Das ist heute so, wie es damals war. Die CDU in Rheinland-Pfalz ist nicht die CDU Hamburgs, die SPD in Hessen nicht die Bayerns. Und so zeigte auch die NSDAP in Ostpreußen andere Züge als in Berlin oder im Ruhrgebiet. Um es nochmals hervorzuheben: Ostpreußen war ein vom Reich getrenntes Agrarland, in dem Hunger weitgehend unbekannt gewesen ist. Die Verzweiflung der Millionen von Arbeitslosen in den Industriezentren hatte im Osten eigentlich keine Parallele. Auch hier herrschte die Stimmung der Angst, hatte aber andere Ursachen. Ostpreußen ist die einzige Grenzprovinz gewesen, in die im Kriege feindliche Armeen eingedrungen waren. Hindenburg hatte sie gerettet. Aber den Regierungen der Weimarer Republik traute man nicht. Sie hatten sich mit dem irrsinnigen Korridor abgefunden, die Baltikumer im Stich gelassen und das Ruhrgebiet aufgegeben. Würde Ostpreußen eine Tages ebenfalls schutzlos dastehen? 18 Regierungen hatten bereits versucht, der wirtschaftlichen Probleme Herr zu werden. Aber was hatten sie denn erreicht? Die Parteien hatten sich allesamt als lahm erwiesen, von der NDSAP ging dagegen ein mitreißender Schwung aus. Besonders die Jugend war davon begeistert, und wer sie gewonnen hat, dem gehört die Zukunft.

Die braune Versuchung war stark. Sie hatte für sich die Legalität und das Nationale und war keineswegs so diskreditiert wie die KPD durch die endlose blutige Revolution in Rußland. Die NSDAP hatte sich mit der in Ostpreußen verbreiteten Deuschen Nationalen Volkspartei Hugenbergs und dem Stahlhelm in Harzburg zur „Nationalen Opposition" zusammengetan. Das sprach auch für die neue Bewegung, die hier nicht belastet war durch die Krawalle und Saalschlachten von damals in München, Coburg, Berlin und anderswo.

Viele ostpreußische und pommersche Landwirte unterstützten die Nationalsozialisten in Berlin mit Kartoffellieferungen. Denen war das Geschenk sehr willkommen. In den Arbeitervierteln konnten sie nun an die hungernden Wohlfahrtsempfänger kostenlos Kartoffelsuppe ausgeben und manchen Kommunisten und alten Sozialdemokraten auf ihre Seite ziehen.

Was nützte es, daß in Preußen 1930 allen Beamten die Mitgliedschaft bei NSDAP und KPD verboten wurde? Zu spät kam auch die von Kurt Schumacher und dem Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold aus SPD, Gewerkschaften und Arbeitersportverbänden gebildete „eiserne Front" gegen Radikalismus von links nach rechts. Die Nationalsozialisten, die in den ersten 10 Jahren nach Gründung ihrer Partei in Ostpreußen kaum Anhang gefunden hatten, merkten sehr bald, daß ihre Zeit auch hier gekommen war. Allerorts entstanden braune Stützpunkte — organisiert von Erich Koch, dem späteren Gauleiter. Er setzte voll auf die starke nationale Kraft der Bevölkerung und auf den Idealismus der Jugend, und er gewann.

Bei den Wahlen zur Nationalversammlung am 19. 1. 1919 hatten in Ostpreußen die Sozialdemokraten den größten Anteil der Stimmen erhalten. Die Wahlen zum 2. Reichstag am 4. 5. 1924 brachten die Deutschnationale Volkspartei (DNVP) an die erste Stelle in der Wählergunst der Ostpreußen, indes die NSDAP über Anfangserfolge nicht hinauskam. Um so überraschender war das Ergebnis der Reichstagswahlen vom 14. 9. 30: Ostpreußen war die einzige Provinz mit einem Stimmenvorsprung der Nationalsozialisten vor allen anderen Parteien. Bereits 1933 hatte die NSDAP über 50 % der Wähler hinter sich. Wahlberechtigt waren nur über 20 Jahre alte Frauen und Männer. Unter den noch nicht wahlberechtigten Jugendlichen war die Anhängerschaft Hitlers sicher noch höher.

Und wie hatte es in Rastenburg speziell ausgesehen?

Über 10 Jahre hatte der Rastenburger Kreistag eine fast unveränderte Zusammensetzung gehabt: 13 Vertreter der bürgerlichen Parteien, 11 Sozialdemokraten, einen Kommunisten. Die Kommunalwahlen im Herbst 1929 brachten 5 Kommunisten in das Rastenburger Rathaus und erstmals einen Nationalsozialisten in den Kreistag, Lehrer Schulz aus Wendehnen, den späteren Landrat und Kreisleiter.

Adolf Kummer schrieb kurz nach dem Ende des Großdeutschen Reiches in der Chronik von Kreis und Stadt Rastenburg: „Während der Kommunismus seine Ziele immer offener enthüllte, verstand es der Nationalsozialismus, sein wahres Gesicht zu tarnen, so daß er immer mehr Anhänger gewann, unter denen wohl eine große Anzahl Abenteurer und Landsknechtsnaturen waren, aber doch auch mancher, der ehrlich glaubte, daß er sich für Freiheit und Gemeinnutz gegenüber Eigennutz einsetzte."

Ähnlich äußerte sich einige Jahre später der frühere Landrat Freiherr zu Knyphausen:

„Es war im Großen und Ganzen nicht der wertvollste Teil der Bevölkerung, der ihm Gefolgschaft leistete. Verkrachte Existenzen, Leute, die nichts zu verlieren hatten, unzufriedene radikale Elemente waren es in der Hauptsache, die durch die freigebigen Versprechungen des Parteiprogramms angelockt, der Hakenkreuzfahne folgten. Gewiß waren auch viele Idealisten darunter, die wirklich erhofften, die Durchführung der nationalistischen Ideen würden eine Weltverbesserung und für Deutschland eine Besserung seiner wirtschaftlichen und außenpolitischen Lage bringen."

Die beiden Aussagen werden zitiert um aufzuzeigen, daß selbst Betroffene den Phänomenen der NS-Erfolge völlig ratlos gegenüberstanden. Die zeitliche Distanz war für eine Deutung noch zu gering, auch haben beide ohne gründliches Studium der vielfältigen Zusammenhänge und Einflüsse ihre Meinung kundgetan, die nicht einmal gute Beobachtungsgabe erkennen läßt. Sonst hätten sie die ostpreußische Bevölkerung nicht so abfällig beurteilt. Die erdrückende Mehrheit kann wohl nicht aus Abenteurern, Landsknechtsnaturen, verkrachten Existenzen, Habenichtsen und radikalen Elementen bestanden haben. Diese Charakterisierung ist nicht nur unzutreffend, sondern auch völlig unglaubwürdig. Es wird behauptet, daß die Anhängerschaft der Gutgläubigen und Idealisten offensichtlich nur gewonnen werden konnte, weil die Verführer ihr wahres Gesicht so überaus raffiniert getarnt hätten. Derartige Darstellungen wirken geradezu lächerlich. Nein, auch die Ostpreußen wollten Hitler und keinen anderen. Das Vertrauen zu ihm war grenzenlos.

Das Parteiprogramm hat der Landrat nie gelesen. Darin stehen nämlich keine „freigebigen Versprechungen" zum Anlocken, sondern Forderungen an die Welt, z. B. nach Kolonien, Kampfparolen gegen nichtdeutsche Einwanderer und Volksschädlinge, gegen Parlament, römisches Recht und Presse und schließlich die Ziele einer völkischen Staatsauffassung und einer starken Zentralgewalt des Reiches. Die NSDAP hat nie Ideen zur Weltverbesserung verbreitet. Ganz im Gegenteil: Der nationale Egoismus wurde derart übersteigert, die völkisch-rassische Sonderstellung des Deutschtums so hervorgehoben, daß uns die Welt zum Feinde wurde.

Der Rückblick auf die Ereignisse nach dem Ersten Weltkrieg und das Geschehen in der Weimarer Republik sowie die Besinnung auf die durch sie hervorgerufene verzweifelte Situation der Deutschen waren erforderlich. Es galt auch, die anders gearteten Verhältnisse in Ostpreußen aufzuzeigen. Die folgenden Bilder meist unbedeutender Alltagshandlungen allein hätten keinen zusammenhängenden, abgerundeten Bericht über den Nationalsozialismus in Rastenburg ergeben, aus dem man irgendwelche Erkenntnisse hätte gewinnen können. Nun aber wird es möglich sein, aus den Fotos und den zugehörigen Erläuterungen den damaligen Zeitgeist herauszulesen und die Bilder zur Erhärtung der geschilderten Umstände heranzuziehen.

Zug der NSDAP durch die Stiftstraße mit Hakenkreuzfahne und Blaskapelle. Polizisten an der Spitze und am Ende des Zuges, dem barfüßige Knaben vorauseilen. Auf den Gehsteigen drängen sich junge Begleiter. Die Männer der Marschkolonne tragen weiße Oberhemden und haben keine Armbinden. Das deutet darauf hin, daß die Aufnahme im Frühjahr 1932 entstanden sein muß, als Reichskanzler Brüning durch die „Verordnung zur Sicherung der Staatsautorität" alle militärähnlichen Organisationen der NSDAP wie Sturmabteilungen (SA) und Schutzstaffeln (SS) aufgelöst hatte. Reichswehrminister Groener hatte gewarnt, bald werde die Reichswehr nicht mehr gegen Hitlers Privatarmee ankommen können. Büros und Heime von SA und SS wurden geschlossen, die Wohnungen höherer Führer durchsucht, militärisches Gerät beschlagnahmt. Aber die Nationalsozialisten wichen in den Untergrund aus und führten von Klubs und Vereinen aus ihre Tätigkeit weiter. *(Foto Armin Wirsching)*

Als Hindenburg auf seinem ostpr. Gut Neudeck weilte, wurden ihm massive Vorwürfe der Landwirte gegen Brüning vorgetragen. Die Entrüstung der Großgrundbesitzer richtete sich gegen das Gesetz zur Sanierung verschuldeter Güter, und es gab in jenen Notzeiten kaum eines, das nicht verschuldet gewesen wäre. Reichshilfe sollten nur die Güter erhalten, die bereit waren, Land für Bauernsiedlungen abzugeben. Zwangsenteignung sollte die nicht mehr sanierungsfähigen Güter treffen. Am 30. Mai 32 mußte das Kabinett Brüning zurücktreten; Hindenburg hielt es für unpopulär und wollte keine neuen Notverordnungen mehr unterzeichnen.

Eine Regierungsneubildung erfordert gewöhnlich langwierige Parteiverhandlungen. Der intrigante General Schleicher, Vertrauter Hindenburgs, präsentierte den neuen Kanzler von Papen bereits am folgenden Tage.

Von Papen wollte seine Partei, das Zentrum, zur Zusammenarbeit mit der NSDAP bewegen, um Hitler und seine Anhänger besser unter Kontrolle halten zu können. SA- und SS-Verbote seien ein untaugliches Mittel. Er hob sie am 16. Juni wieder auf.

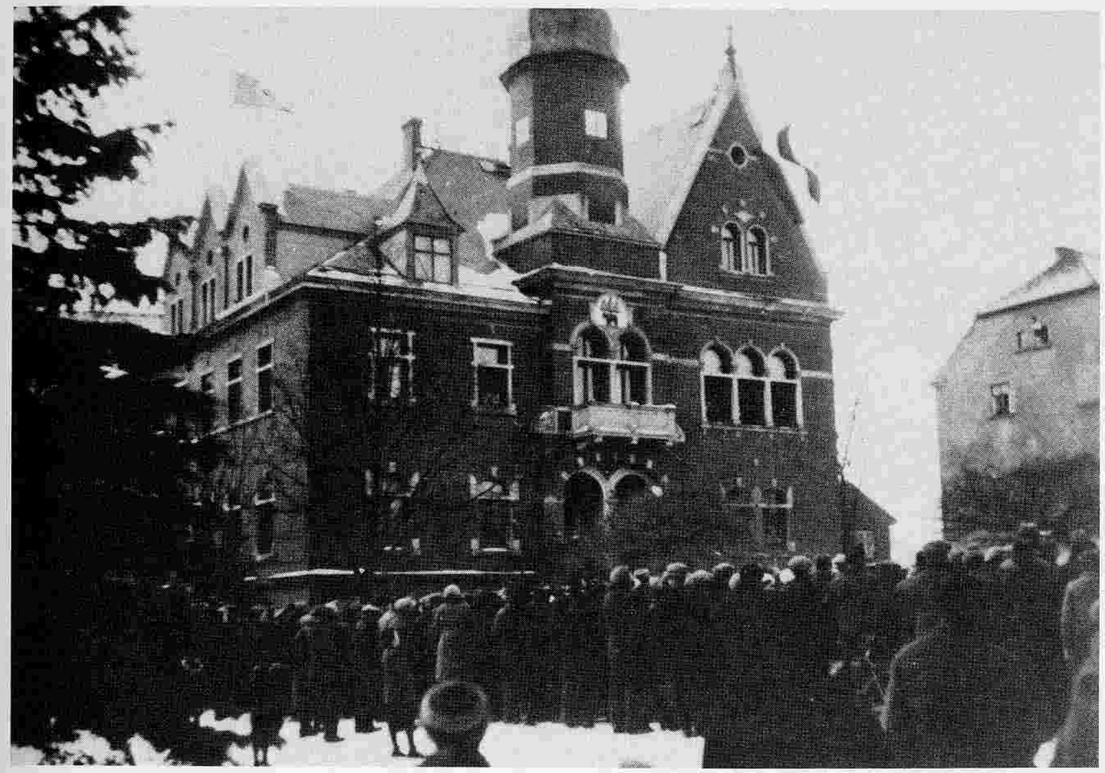
Preußen, das ⅔ des Reichsgebietes umfaßte, hatte seit 1920 eine stabile Landesregierung unter Otto Braun. Aber bei den Landtagswahlen im April 1932 war die NSDAP stärkste Partei geworden. Nun konnte es der nach größerer Macht strebende Reichskanzler wagen, die nur noch geschäftsführende Regierung Braun mit Hilfe einer mißbrauchten „Notverordnung zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung in Preußen" der Ämter zu entheben, selbst die Geschäfte des preußischen Ministerpräsidenten zu übernehmen und sich zum Reichskommissar für Preußen zu ermächtigen. Gegen diesen Verfassungsbruch erhob sich selbst von der SPD kein Widerstand. Das Reich und Preußen bildeten gewissermaßen eine Personalunion wie zu Zeiten des Kaisers, der bekanntlich König von Preußen war.

Das Jahr 1932 war ein Wahljahr höchster Brisanz. Hitler pokerte um die Macht mit allen Mitteln. Er trat gegen den zu erneuter Kandidatur für das Amt des Reichspräsidenten gedrängten Paul von Hindenburg an, verlor gegen den greisen Marschall zwar, gewann dafür aber die Juliwahlen zum Reichstag. Die NSDAP errang zu ihren 107 Sitzen 123 dazu! Hitler lehnte den ihm angebotenen Vizekanzlerposten ab, die Regierung Papen mußte nach dem Mißtrauensvotum des Reichstages zurücktreten.

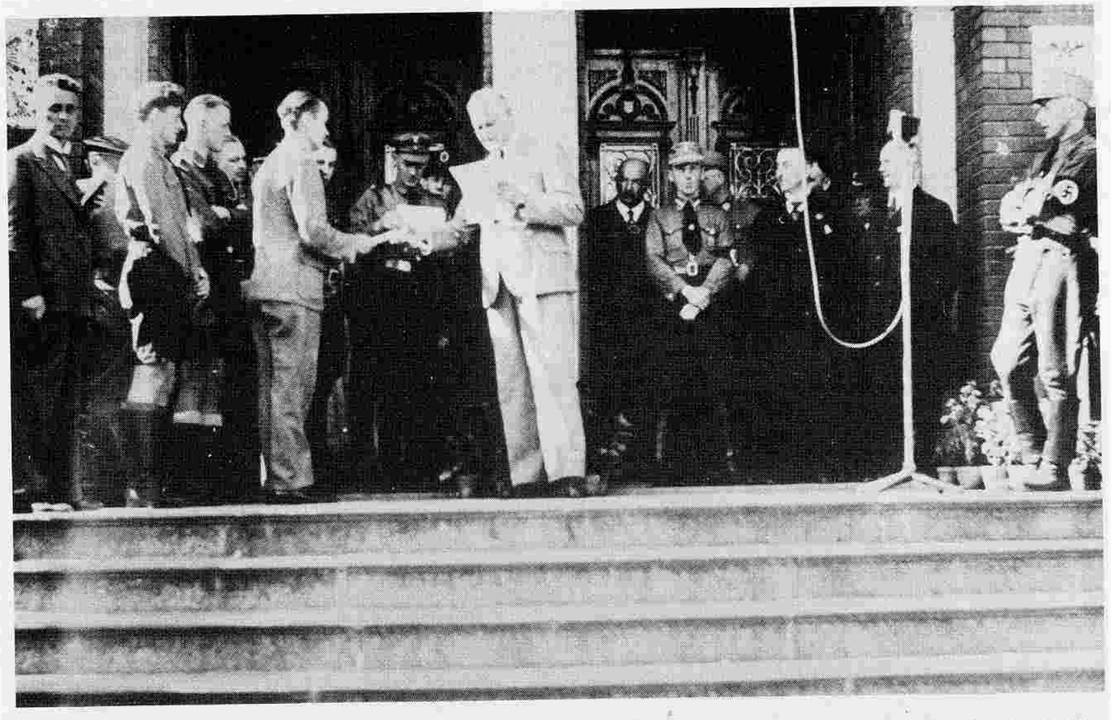
Die Enttäuschung mancher Sympathisanten der NSDAP über Hitlers ablehnende Haltung drückte sich bei den Neuwahlen im November aus. 4 % der Stimmen gingen verloren. Da sich Kommunisten und Deutschnationale verbessern konnten, SPD und Zentrum als Gegengewichte wiederum geschrumpft waren, kam man um Hitler dennoch nicht herum. General von Schleicher hatte zwar Anfangserfolge damit, die Partei zu spalten, indem er den Organisationsleiter der NSDAP, Gregor Straßer, als Vizekanzler und einige von dessen politischen Freunden als Minister zu gewinnen suchte. Aber letztlich scheiterte alles am energischen Verbot Hitlers, sich an der Regierungsbildung zu beteiligen. Hindenburg war nicht bereit, Hitler ein Präsidialkabinett führen zu lassen, weil er eine Parteidiktatur befürchtete. So ernannte er Schleicher zum Kanzler. Der mußte schon nach wenigen Wochen einsehen, daß er seine Absichten im Reichstag nicht durchsetzen konnte. Daher machte er einen letzten Versuch und bat den Reichspräsidenten um die Vollmacht zu einer Militärregierung. Der Gedanke erschreckte Hindenburg. Der Vorschlag des Exkanzlers von Papen, Hitler die Kanzlerschaft anzutragen, schien ihm nun das geringere von zwei Übeln. So geschah es.

Sicherlich war Hindenburg schlecht beraten. Die Tragik seiner Entscheidung ist hauptsächlich damit begründet, daß dem 86jährigen eine 2. Amtsperiode zugemutet wurde. Den Anforderungen war er nicht mehr gewachsen.

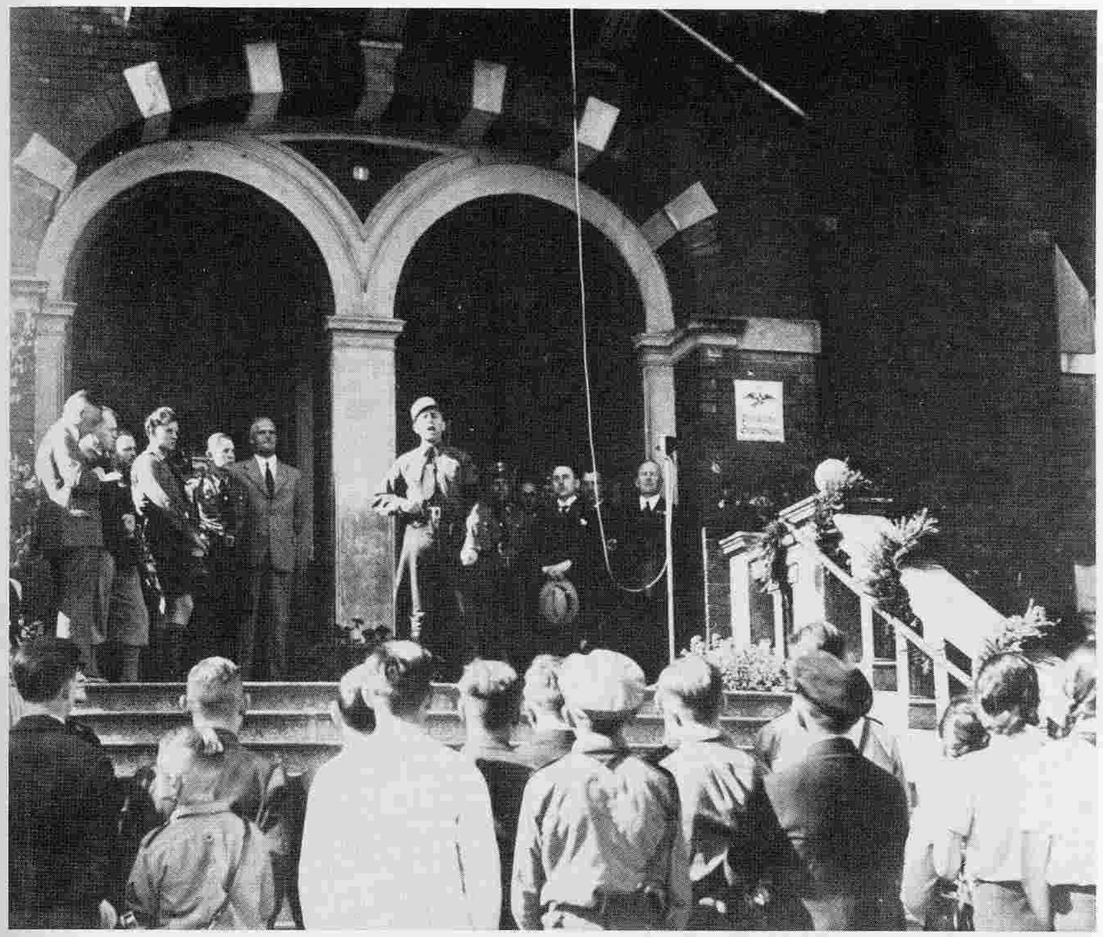
Nationalsozialisten, Deutschnationale und Stahlhelm hatten die neue Regierung gebildet. Nun ging es darum, die errungene Position zu festigen und auszubauen. Neuwahlen waren für den 5. März angeordnet, doch hing der Wahlsieg der rechten Koalition vom Abschneiden der Kommunisten ab. Sie mußten geschwächt werden. Am 27. Februar ging das Reichstagsgebäude in Flammen auf. Das sei das kommunistische Fanal zum Aufruhr, wurde sogleich behauptet, und Göring ließ alle Führer der linken Extremisten verhaften. Die marxistische Presse wurde verboten. Die Wahl bescherte den Machthabern die absolute Mehrheit; denn die führungslose KPD konnte ihren Stimmenanteil nicht behaupten. Die Parallelschaltung preußischer Institutionen mit denen des Reichs durch die Notverordnung Papens hatte Görings Vorgehen ermöglicht.



Dicht gedrängt stehen die Rastenburger auf dem verschneiten Wilhelmsplatz. Über dem Rathaus weht nun die Hakenkreuzfahne. Die Menschen erfahren, wie Hitler die Macht errungen hat. Es ist der 30. Januar 1933. Niemand trägt eine Uniform. *(Foto Alfred Wesselowski)*



Die offene Vorhalle des Rathauses war bei Kundgebungen wirkungsvolle Bühne. In der Mitte Bürgermeister Dähn, der einem Jugendlichen eine Auszeichnung verleiht. Anderthalb Jahre sind seit der Machtübernahme erst vergangen, und man sieht bereits das neue Selbstbewußtsein der Uniformierten in ihren Posen: Breitbeiniger Stand, rechte Hand am linken Handgelenk, starrer Blick nach vorn. Stadtinspektor Sommer daneben betrachtet das „Standbild" belustigt. Die Lässigkeit des an der Brüstung lehnenden SA-Mannes ist Ausdruck eines sich seiner Sache völlig sicheren Parteigenossen, gepaart mit einem Anflug von Überheblichkeit.
(Foto Adolf Kummer. 1934)



Redner wandten sich in besonderem Maße der Jugend zu, den „Garanten der Zukunft". Der Inhalt solcher Reden war meist der gleiche: Lobgesänge auf die neue Zeit des „Aufbruchs", Appelle an die Jugend, sich unermüdlich in Treue und Pflichtbewußtsein für „Führer und Vaterland" einzusetzen, um eine deutsche „Volksgemeinschaft" zu verwirklichen. Trotz der „Hetze des internationalen Judentums". Es wurde an die glorreichen Siege deutscher Truppen im großen Kriege erinnert, denen Kriegsgewinnler, Meuterer und Streikende sowie deren „Hintermänner wie Freimaurer, Marxisten, Juden und Liberale" den Dolch in den Rücken gestoßen hätten. Man hörte vom Versailler „Schanddiktat", der „Verstümmelung deutschen Reichsbodens", von der „Zinsknechtschaft des kapitalistischen Wirtschaftssystems", den „undeutschen Machenschaften der Weimarer Koalition" und den Angriffen auf die „deutsche Ehre" durch die „Kriegsschuldlüge" oder die „Kolonialschuldlüge".
Von alledem verstanden die jungen Zuhörer fast nichts, aber sie standen in einer Gemeinschaft, die gewaltige Zukunftsaufgaben erfüllen sollte. Das waren Träume, geweckte Hoffnungen und Verheißungen von Größe und Macht eines geeinten Reiches aller Deutschen arischer Abstammung. Kundgebungen endeten immer mit einem 3fachen „Sieg-Heil auf den geliebten Führer" und mit dem Absingen der Nationalhymnen „Deutschland, Deutschland über alles..." und „Die Fahne hoch, die Reihen fest geschlossen!" *(Foto Adolf Kummer. 1934)*

Maikundgebung auf dem Wilhelmplatz. Der 1. Mai war zum „Tag der nationalen Arbeit" geworden für alle „Arbeiter der Stirn und der Faust".
Noch stehen unter dem geschmückten Maibaum in der Mehrzahl Zivilisten. Aber sie sind bereits organisiert und in Kolonnen aufmarschiert, zumindest gehören sie der Deutschen Arbeitsfront an, die nach dem Gesetz der nationalen Arbeit alle Schaffenden umfassen sollte. An die Stelle des Gegensatzes zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer hatte die Gemeinschaft von Führer und Gefolgschaft zu treten. Mittlere und größere Betriebe hatten einen Vertrauensrat zu wählen, der Betriebsführer trug jedoch die alleinige Verantwortung für den Betrieb. Alle Lohn- und Gehaltsempfänger hatten Abgaben für die NS-Volkswohlfahrt zu leisten, von der auch Straßensammlungen für Hilfsbedürftige durchgeführt wurden.
Die Organisation „Kraft durch Freude" (KdF) veranstaltete für die Werktätigen Theater, Konzerte, Kunstausstellungen, Sportkurse und Erholungsreisen mit KdF-Schiffen. Auch der Freizeitbereich trug bald die Handschrift der emsigen Organisatoren — im Sinne des großen nationalen Programmes zur „völkischen Erneuerung".

(Foto Alfred Wesselowski)

Post und Telegraphie waren nicht mehr allein für den Kunden da. Nein, die Reichspost stand „im Dienst der Nation". Die Männer bekränzten die Postfahrzeuge und fuhren durch die Lande, die neue Erkenntnis allen zu verkünden. *(Foto Susanne Rother, geb. Tuttas, Krausendorf)*

Auch die Eisenbahner empfanden in gleicher Weise, ebenso Bauern, Handwerker, Bedienstete, Beamte. Allen erwuchsen Kräfte zu etwas Höherem, zu etwas ganz Einzigartigem und Unvergleichlichem. Das trübe, lähmende Gestern wurde abgeschüttelt, der großen Zukunft galt alles Handeln. Besessen wurde geschaffen, verbessert und mit deutscher Gründlichkeit geplant. Alles sollte besser werden, als es je war. Es bedurfte keiner Anordnungen „von oben"; der Funke der Euphorie hatte gezündet, und die Erfolge zeugten immer weitere. Bald gab es keine Arbeitslosen mehr, die Wirtschaft blühte auf, die Technisierung griff rasant um sich, und die Geburtenzahlen stiegen.
Argwöhnische Leute und Warner wurden belächelt. Wozu die Furcht vor dem „Ermächtigungsgesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich", das dem Führer im März 1933 weitreichende Vollmachten für vier Jahre gesichert hatte? Es war gut so, daß Reichstag, Reichsrat, Weimarer Verfassung — dieses ganze bankerotte System — ausgeschaltet war. Das hatte sich als total unfähig erwiesen.

Der Zulauf zur Hitler-Jugend vollzog sich zwangsläufig als Folge vorausgegangener Entwicklungen. Begeistert griff die Jugend die nationalsozialistischen Verkündigungen auf und half nach Kräften, einen festen politischen Block der Ordnung und der Unterordnung unter einen einheitlichen Willen zu formieren.
Trommeln forderten den Gleichschritt, Fanfaren stießen im Stakkato gelle Tonsprünge hervor, Kommandos wurden gerufen, wenn die Rastenburger Gefolgschaften ihre Ausmärsche übten und dann vom Hof der Hippelschule durch die Straßen der Stadt marschierten. Oftmals geschah das zu dem alleinigen Zweck, den Bürgern die Kraft der Jugend zu zeigen. — Hinter dem Schulhof sieht man die Häuser der Bergstraße, dahinter das Kreiskrankenhaus.
(Foto Fritz Tillmann)

Eine starke Jugendbewegung hatte es bereits seit der Jahrhundertwende gegeben, eine Protestbewegung gegen die ältere Generation und ihre Lebensformen. Davon war nach dem 1. Weltkrieg kaum etwas geblieben. Irritiert und ruhelos suchte die Jugend nach einer richtungsweisenden Weltanschauung und meinte, sie in philosophischen, religiösen, pazifistischen oder nationalen Gemeinschaften finden zu können. Der Jugendkult der 20er Jahre entsprang einer provozierend revolutionären Grundhaltung, die zur freiwilligen Unterwerfung unter die Zwänge der Gemeinschaft und ihrer Führer und zum Konformismus führte, zur Anpassung an die herrschende Meinung, Uniforme Kleidung, Kniehose, Klampfe, Volkslied und Wanderlust zeigten die Abkehr von politischen Denkmodellen der Väter. Wenn der damals erträumte Aufbruch zu neuen Ufern jedoch überhaupt eine Richtung gehabt hat, dann die gegen Bürgertum und Republik.
1926 war die Hitler-Jugend (HJ) gegründet worden, aber sie griff erst etliche Jahre später gewaltig um sich, als Baldur von Schirach ihre Führung übernommen hatte. Er besaß organisatorische Fähigkeiten und propagandistisches Geschick, alle Strömungen der Jugendbewegung zu sammeln. Er übernahm viele Moden der 20er Jahre und mit ihnen deren Glaubenssätze. Die Hitlerbewegung versprach die Verbindung von Nationalismus und Sozialismus, das Vaterland aller Deutschen und die klassenlose Gesellschaft, Heldentum und Tradition, Volksgemeinschaft und Arbeitsschlacht. Sie verkündete nationale Wiedergeburt, Sendungsideen, Schicksalswende, Wiederherstellung der Volksehre und die stolze Zukunft in einem großdeutschen Reich.
Die vielen Gruppierungen, Verbände und Vereine verloren mehr und mehr Mitglieder, litten an innerer Auszehrung, lösten sich schließlich auf oder wurden einfach verboten. Die bunte Vielfalt des geistigen und politischen Lebens zerbrach, weil in langen, von Verzweiflung erfüllten Notjahren unter nationalen Demütigungen die Fähigkeit zum Kompromiß verlorengegangen war. „Halbheiten" wurden allenthalben abgelehnt. Aber zu ernsten Auseinandersetzungen kam es äußerst selten; denn Ordnung und Disziplin der Jugend waren mustergültig.
Unten sieht man die Schalmeien-Kapelle der HJ und ihren Tambour-Major mit Hitler-Bärtchen auf dem Lindenmarkt. Die eigenartigen Blasinstrumente mit dudelsackähnlichem Klang gab es nur in Rastenburg. *(Foto Fritz Tillmann, März 1934)*

Die HJ mußte bei allen politischen Veranstaltungen dabeisein. Hier marschiert eine Schar in gewohnt tadelloser Ordnung durch die fahnengeschmückte Hindenburgstraße zum Wilhelmplatz — genau der Morgensonne entgegen.
Eigentlich war die Hitler-Jugend unpolitisch. Das lag daran, daß die patriarchalische Familienordnung auch in der Parteihierarchie herrschte. Frauen hatten kaum Einfluß und Jugendliche gar keinen. Die Jugend gestaltete sehr oft den Rahmen von Kundgebungen und Feiern, bezog aber nie Stellung zu politischen Ereignissen , auch gingen von ihr keine Impulse aus.
Die Jugendorganisationen HJ und BDM (Bund Deutscher Mädchen) und deren jüngere Geschwister DJ (Deutsches Jungvolk) und DJM (Deutsche Jungmädchen) waren alles zusammen: Sport- und Gesangverein, Verhaltensschule, Hilfsstelle für allerlei Einsätze und Freizeitklub, aber nicht politische Schulungsstätte. Um Innenpolitik kümmerte sich niemand. Wen interessierte denn das Gesetz zur Sicherung von Partei und Staat, das die NSDAP zur Trägerin des deutschen Staatsgedankens machte und Politische Leiter als Kontrollorgane einsetzte? Oder das Gesetz über den Neuaufbau des Reiches, mit dem die Landtage aufgehoben wurden? Selbst das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses bot keinen Gesprächsstoff. Schließlich war man gesund, und mit dem Nachwuchs hatte es noch seine Zeit. Man war nicht betroffen. Auch nicht von den Nürnberger Gesetzen, dem Eheverbot zwischen Deutschen und Juden, die keine Reichsbürger sein sollten und daher keine bürgerlichen Rechte erhielten.

Innerlich beteiligt war die Jugend jedoch an außenpolitischen Ereignissen. Sie akzeptierte den Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund (Okt. 1933), weil die Forderung nach Gleichberechtigung mit anderen Nationen nicht erfüllt worden war. Unter Gleichberechtigung verstand Hitler die Aufhebung der Friedensverträge von Versailles und St. Germain, durch die Deutschland und Österreich versklavt würden. Am unerträglichsten für Ostpreußen war die durch Versailles geschaffene Insellage. Die halbe Provinz wurde von Polen umklammert. Daher war der im Jan. 1934 abgeschlossene Nichtangriffspakt mit dem Nachbarn ein Gebot. Nur — der verdammte Korridor blieb ein ständiges Ärgernis!
In Rastenburg hatte sich eine Sondereinheit gebildet, die „Flieger-HJ". Mit wahrer Begeisterung und viel Geschick bastelten die Jungen Flugmodelle und ließen sie von den Hügeln vor der Stadt über die weiten Wiesen schweben. Später folgte eine Segelflugausbildung, und für manchen Jungen erfüllte sich der uralte Menschheitstraum des Fliegens. Der erforderliche Einsatz war so groß, daß daneben nichts mehr zählte. Politik gewiß nicht.

Viele Eltern waren empört über die Erschießung des Stabschefs der SA, Ernst Röhm, und seiner Freunde — ohne Gerichtsverfahren (1934). Nach ihrer Meinung war das Mord. Die Jugend ließ sich eher überzeugen, daß Putschisten und Verräter den Tod verdient hätten. Aber die Parteipropaganda hatte Mühe zu erklären, warum der Gesetzesbruch nur ein scheinbarer gewesen; denn die Liquidierung Röhms sei durch die völkische Revolution legitimiert worden.
Als Hindenburg am 2. August 1934 gestorben war, bewegte sich ein gewaltiger Trauerzug von Gut Neudeck zum Nationaldenkmal Tannenberg. Im Feldherrenturm ist der Retter Ostpreußens beigesetzt worden. Ein Nachfolger wurde nicht gewählt, sondern das Amt des Reichspräsidenten mit dem des Reichskanzlers verbunden. Bei dem Volksentscheid darüber waren nur 10 % dagegen, die nämlich, die eine Beseitigung der Gewaltenteilung fürchteten. Hitler hätte dann niemanden mehr über sich.
Im Januar 1935 gab es in Deutschland endlich einmal Anlaß zum Jubel: Das Saarland kehrte zum Reich zurück. Bei der Volksabstimmung nach Ablauf des 15jährigen Völkerbundsmandates hatten sich über 90 % der Bewohner für die Rückführung ausgesprochen.
Auf die erhöhten Rüstungsbemühungen Englands und Frankreichs antwortete Hitler im März 1935 mit der Einführung der Allgemeinen Wehrpflicht. Auch der halbjährige Einsatz beim Reichsarbeitsdienst wurde zur Pflicht. Die Machtübernahme war nun komplett vollzogen; denn der Führer wurde Oberster Befehlshaber der Wehrmacht.

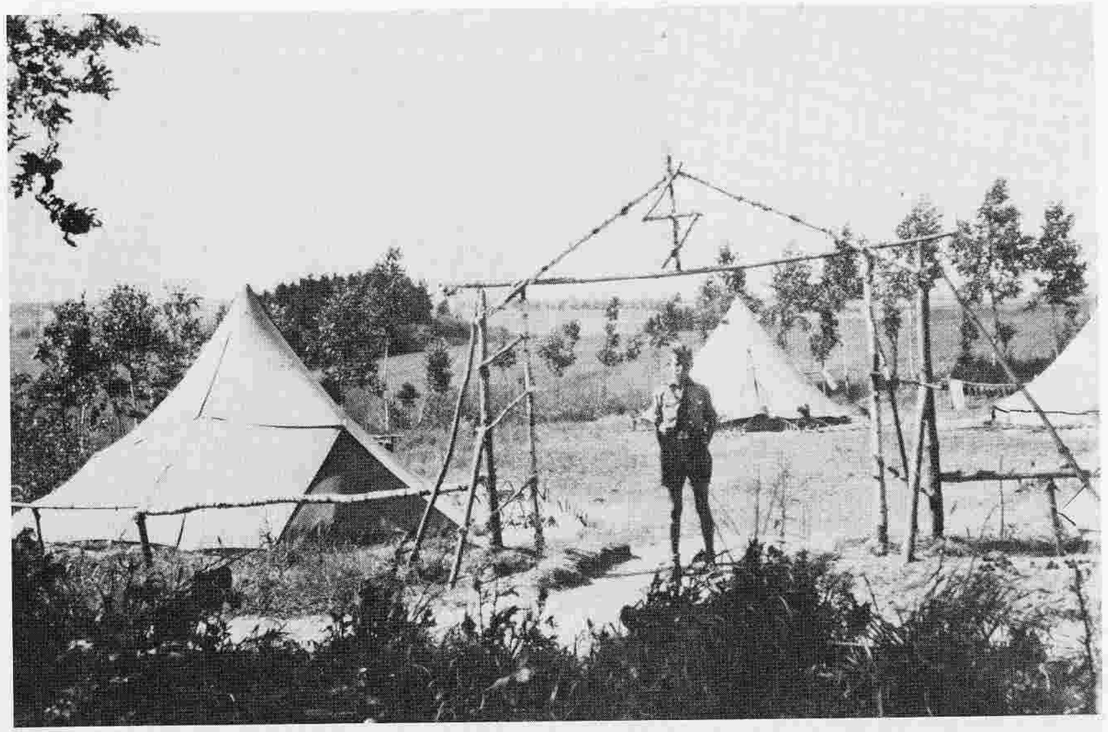
Der totale Zugriff auf die Familien wurde durch die Uniformierung augenfällig: Der Vater ist Reserveoffizier, der älteste Sohn genügt seiner Wehrpflicht als Soldat und die nachfolgenden Söhne tun ihren Dienst bei der HJ.

(Foto Christian Stobbe, Dublienen. 1935)

Der sog. Erich-Koch-Plan für landwirtschaftliche Neuansiedlungen und Industrieanlagen machte Ostpreußen als erste Provinz frei von Arbeitslosen. Auch im gesamten Reich verminderte sich die Zahl der Arbeitslosen von Jahr zu Jahr erheblich. Gründe dafür waren der Bau von Reichsautobahnen und Großaufträge an die Industrie zur Ausrüstung der neuen Wehrmacht. Das Flottenabkommen mit England erlaubte den Bau moderner Kriegsschiffe. Innerhalb von 5 Jahren hatten 6 Mio. Arbeitslose wieder einen festen Arbeitsplatz.
Wegen der geringen Devisenbestände Deutschlands mußten die Einfuhren auf die unbedingt notwendigen beschränkt werden. Die Versorgung mit Lebensmitteln durch Inlandserzeugnisse sollte der „Reichsnährstand" gewährleisten als Koordinator aller Landwirte, Gärtner, Forstleute, Fischer, Müller und Lebensmittelhändler. Ertragssteigerung in Landwirtschaft und Viehzucht, konsequente Ausnutzung der Anbauflächen und Neulandgewinnung standen auf dem Programm. Der Staat lenkte Erzeugung und Verbrauch. Festpreise ersetzten den „kapitalistischen Wettbewerb".
Die Jugend wurde immer dann aktiv, wenn es galt, die Elterngeneration zu überzeugen — z. B. von der Notwendigkeit der Aktion „Kampf dem Verderb". Das wöchentliche Resteessen wurde propagiert. Das Jungvolk sammelte Eicheln, Kastanien und Bucheckern zur Schweinemast, karrte Lumpen, Knochen, Altpapier und Eisenschrott zusammen — begehrte Rohstoffe, für deren Wiederverwendung industrielle Verfahren entwickelt wurden. Durch den Vierjahresplan sollte auch die Rohstoffeinfuhr gedrosselt werden. Das gelang mit Hilfe neuer Erzeugnisse wie Buna, synthetischem Benzin, Zellwolle, Kunstseide und den ersten Kunstharzen (Bakelit). Knapp vier Jahre nach der Machtergreifung stand die Wirtschaft gefestigt da. Es gab keine Not mehr in Deutschland, und das bedeutete die Legitimation für das braune Regime.

Das abgebildete Plakat zeigt, daß die Hitler-Jugend auch in der Sozialarbeit tätig war. Jungen und Mädchen gingen von Haus zu Haus und sammelten für das Winterhilfswerk (WHW) Geldspenden und Kleidung. Dabei waren die wie Wilhelm-Busch-Gestalten gekleideten Sammler besonders erfolgreich. Im Winter wurde für Alte und Kranke mit Rodelschlitten Brennmaterial von den Kohlenhändlern herangeschafft.
(Plakatmalerei und Foto von Diethelm Wulf)

Freilich gab es Leute, die über die Allgegenwart der Partei klagten, über Bevormundung und Zwang, wohl auch über Rücksichtslosigkeiten. Was aber wog solcherlei Kritik angesichts der unglaublichen Erfolge, die Hitler zum bewunderten Abgott der Nation werden ließen? Im März 1936 wurde das entmilitarisierte Rheinland der Wehrhoheit des Reiches unterstellt, im Oktober die „Achse Berlin—Rom" mit dem faschistischen Italien Mussolinis als Gegengewicht zum Militärpakt zwischen Frankreich und Sowjetrußland geschaffen und Freundschaft mit Francos Nationalspanien durch Entsendung der „Legion Condor" geschlossen.
Deutschland und Österreich hatten im März 1931 eine Zollunion gründen wollen, waren aber am Widerstand Frankreichs gescheitert. Hitler jedoch vereinigte mit Hilfe seiner ihm ergebenen Anhänger in Wien beide Staaten zum Großdeutschen Reich (13. März 1938) und verschaffte sich die Legitimation dazu durch Volksabstimmungen, bei denen sich 99 % für den Anschluß entschieden. Nach den Münchener Gesprächen mit Daladier und Chamberlain holte er das Sudetenland ins Reich zurück, ließ am 16. 3. 1939 die Tschechei besetzen und vereinnahmte sie als Reichsprotektorat Böhmen und Mähren. Eingeschüchtert gab Litauen am 22. 3. 39 das Memelland zurück. Tausende liefen in Tilsit über die Luisenbrücke, um das ungehinderte Hinüber und Herüber zu erleben.

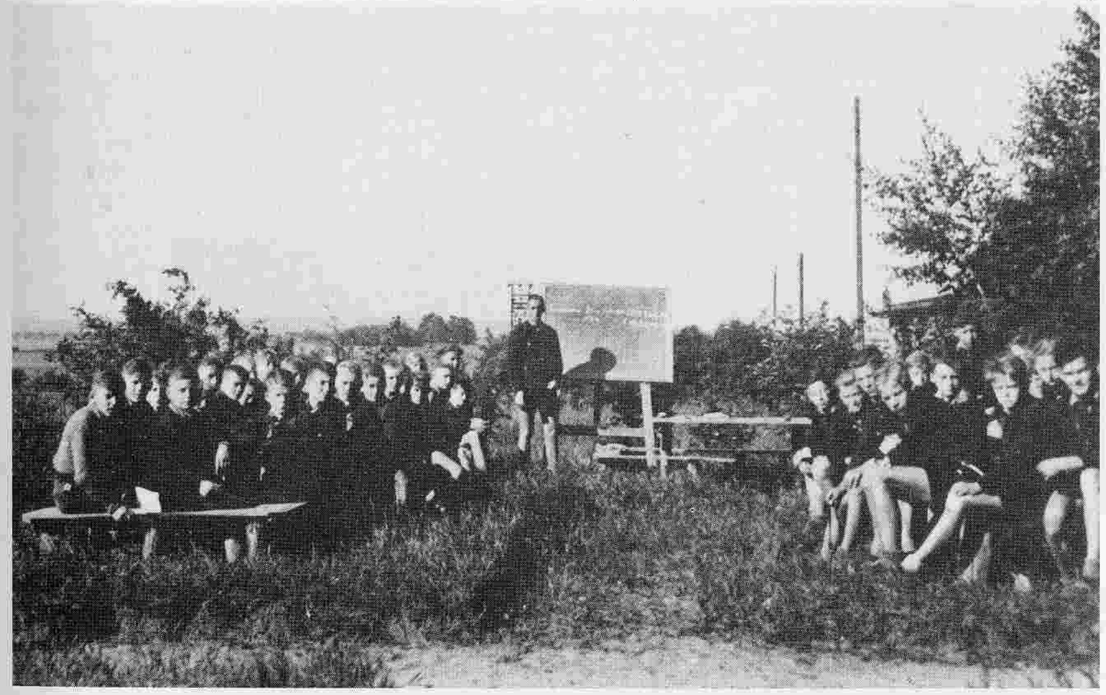


Die Jugend wußte, daß sie Zeuge eines bedeutsamen Abschnittes deutscher Geschichte war, daß sie selbst aber noch große Zukunftsaufgaben zu erfüllen hatte. Zur Vorbereitung auf idealistische, wenn auch verschwommene Ziele waren Zeltlager besonders beliebt. — Der junge Wachtposten am selbstgezimmerten Lagertor ist sich seiner Verantwortung für die Gemeinschaft voll bewußt. *(Foto Udo Brettschneider)*

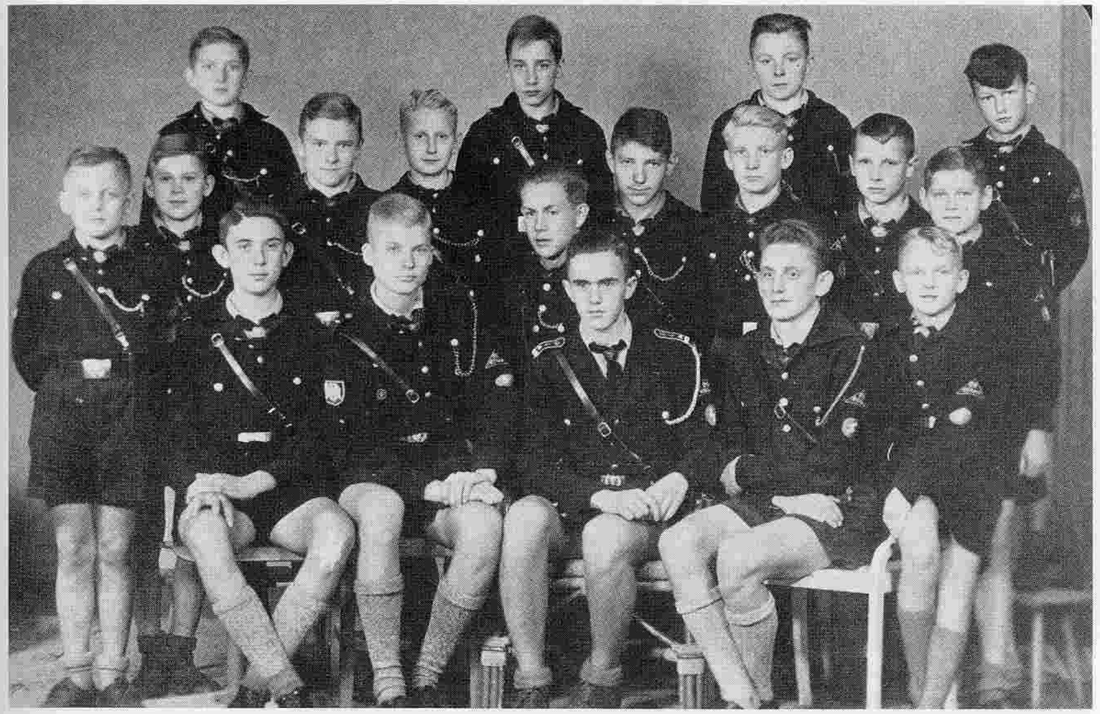
Jeder Tag begann mit der Zeremonie der Flaggenparade. Links der Lagerführer, im Hintergrund die Wache vor ihrem Zelt.

Kartenkunde im Freien. Es wird gerade die Darstellung der Höhenlinien erläutert. Jeder Pimpf mußte mit Karte, Planzeiger und Marschkompaß umgehen können. Der Tagesplan sah auch Sport, Singen, Geländeübungen, Zeltordnung und Flickstunde vor. Die Verpflegung geschah durch das benachbarte RAD-Lager Dönhofstädt.

(Beide Fotos Udo Brettschneider. 1942)



Deutschland war Großmacht geworden, bevor es die Welt recht begriffen hatte. Hitler hatte längst das Gesetz des Handelns an sich gerissen, und er ließ niemandem Zeit, die sich überstürzenden Ereignisse zu verdauen. „Führer, befiehl! Wir folgen dir!" hieß es. Er wollte das „tausendjährige Reich" sichern — und dazu war ihm jedes Mittel recht, selbst das eines Krieges, der plötzlich da war. Die ungelösten Probleme des Korridors und des Freistaates Danzig waren die Ursachen. Polen hatte auf britische und französische Sicherheitsgarantien bauend Verhandlungen mit Deutschland abgelehnt, sich zu blutigen Ausschreitungen gegen Deutsche in Bromberg, Lodsch und anderen Städten hinreißen lassen und mit provozierten Grenzscharmützeln Hitler Vorwände zum Losschlagen gegeben. Nach vier Wochen war alles zu Ende.
Danzig wurde am 1. 9. 1939 dem Reich angegliedert, Ostoberschlesien folgte. Im Oktober wurden die Reichsgaue Danzig—Westpreußen und Wartheland, sowie das Generalgouvernement gebildet. Ostpreußen vergrößerte sich durch die Regierungsbezirke Bialystok und Zichenau und den Kreis Sudauen (Suwalki) und reichte im Süden bis zur Weichsel und zum Bug.
Inzwischen waren die Männer alle fort. Vom Nordkap bis nach Kreta, von Bordeaux bis weit in die Sowjetunion hinein beherrschte die deutsche Wehrmacht Europa. Bald würde die Jugend antreten müssen. Geeignete HJ-Führer erhielten in der Gebietsführerschule bei Lyck eine intensive vormilitärische Ausbildung durch verwundete Unterscharführer der Waffen-SS. Bei grimmigster Kälte wurden Geländeübungen mit Spähtruppeinsatz und Meldern durchgeführt.
(Foto Diethelm Wulf. Winter 1941/42)



Jugend wurde von Jugend geführt. Als Führer wurde nur anerkannt, wer klüger oder pfiffiger, sportlicher oder kräftiger, kameradschaftlicher oder einsatzfreudiger als andere war. Hier die Führerschaft eines der vier Rastenburger Fähnlein, die den Jungstamm bildeten (ca. 500 Pimpfe). *(Foto Dieth. Wulf. 1941)*

Im Kriege hatte die HJ weitere Aufgaben zu erfüllen: Ernteeinsatz, Luftschutz, Streifendienst und vormilitärische Ausbildung. BDM und Jungmädelbund wurden eingesetzt zur Betreuung von Kindergärten, kinderreichen Familien und Flüchtlingen, im Sanitäts-, Lazarett- und Bahnhofsdienst. Der Bannführer, höchster HJ-Führer des Bartenlandes, hatte also eine Fülle von Pflichten. An den Organisationsgesprächen nahmen mitunter auch bei der Wehrmacht stehende ehemalige HJ-Führer teil als Berater für die vormilitärische Ausbildung.
(Foto Irmgard Joost, geb. Dormeyer)

Offensichtlich waren es nur blonde, „nordische" Mädchen aus Rastenburg, die Hitler am 20. April 1942 zum 53. Geburtstag im Führerhauptquartier Görlitz gratulieren durften.

Ein Kriegsberichterstatter filmt für die Wochenschau, wie eine Jungmädelführerin Azaleen überreicht und Adolf Hitler weiterhin Kraft für seine historischen Aufgaben wünscht. — Noch stand es an allen Fronten gut, aber die alliierten Bombenangriffe auf deutsche Städte hatten begonnen.

Hitler trug immer einen schlichten Uniformrock mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse, aber keinerlei Rangabzeichen. Hinter ihm steht der SS-Gruppenführer Martin Bormann, seit 1941 Chef der Parteikanzlei und einflußreicher Vertrauter, der sich gern im Hintergrund hielt.
(3 Fotos Ursula Kühn, geb. Fehr)

Die höhere HJ-Führerschaft Rastenburgs bei der Gratulation: Die Untergauführerin (von Hitler verdeckt), die Ringführerin beim Händedruck und der Bannführer. Die Gesichter zeigen, welche mächtige Faszination von Hitler ausging. *(Foto Edith Soltwedel, geb. Schweren)*

Dieser Wegweiser am Ende der Sembeckstraße besitzt historische Aussagekraft. Er zeigt nicht nur, daß sich die durch die Stadt gemeinsam geführten Reichsstraßen 135, Königsberg—Lötzen, und 141, Bischofsburg—Allenburg, hier wieder trennten und die Entfernungen nach Lötzen und Gerdauen etwa gleich waren. Da findet man auch die Hinweise zur SS-Kaserne Karlshof, zum Heeresverpflegungsamt und zum Frontführer Rastenburg. Zu Adolf Hitlers Hauptquartier sind es 7 km. — Diese Aufnahme ist im Winter 1942/43 entstanden, als es mit der in Stalingrad eingeschlossenen deutschen Armee zu Ende ging. Welche Auswirkungen das haben sollte, hat niemand geahnt.

(Foto Udo Brettschneider)

Sie marschieren im Gleichschritt auf der in tadellosem Zustand befindlichen Lötzener Chaussee zum Schießstand Krausendorf. Der kleine Pimpf mit den viel zu großen „Knobelbechern" muß mächtig ausschreiten, um mit den großen Kameraden mithalten zu können. Aber stolz trägt er die Tasche mit Schießbuch und Kleinkaliberpatronen. Sicher darf er dafür auch einmal auf die Scheibe anlegen. *(Foto Udo Brettschneider. 1943)*

Das Jahr 1943 brachte nicht mehr grandiose Siege, die man gewöhnt war. Im Gegenteil, es kamen bittere Rückschläge: Das Afrikakorps, lange Zeit wegen Nachschubmangels auf sich gestellt, mußte schließlich in Tunesien kapitulieren. Der „Wüstenfuchs" Rommel wurde zurückbeordert. Im Juli landeten die Alliierten auf Sizilien, Anfang September wagten sie den Sprung nach Italien, das nun deutsche Truppen verteidigen mußten; denn Mussolini war gestürzt worden und wurde gefangengehalten. Italien trat zu den Verbündeten über. Die Achse Berlin-Rom war zerbrochen. Verächtlich nannte man die Südländer nur noch „Makkaronis" und verstand nicht, daß sie nur leben und irgendwie über die Runden kommen wollten. Sie waren nicht bereit, für ihren Duce zu sterben wie die Deutschen für ihren Führer.
Aber all das war in weiter Ferne geschehen. Man trug es mit Fassung. Ostpreußen mußte viele Evakuierte aus zerbombten Großstädten aufnehmen. Ihr Schicksal ging den Rastenburgern mehr unter die Haut.

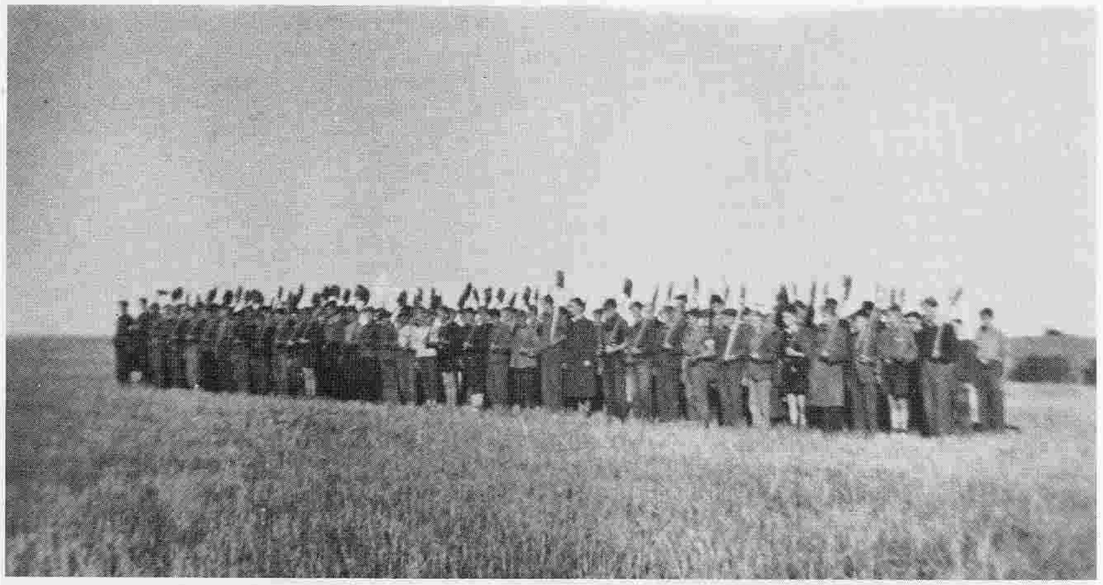
Diese an einem trüben, naßkalten Wintertage fotografierten Szenen sind in ihrer Trostlosigkeit beklemmend. Das Jungvolk ist wieder einmal zu einer Sammelaktion angetreten. Beim Zug durch die Stadt werden die Jungen ein Transparent tragen mit der Aufschrift: „Das spendet zum Volksopfer!" Es wird sich um eine Aktion für die Truppe handeln; denn sie wird von ihr unterstützt. Hinten am Zaun des Schulhofes stehen Lastkraftwagen und — von den Jungen größtenteils verdeckt — Soldaten.

Jetzt ist die Marschkolonne in der Hindenburgstraße zwischen Hippelstraße und Deutschordensstraße (rechts). Die Fanfaren schmettern, die Trommeln dröhnen, und über den Köpfen der Jungen erkennt man blaß das Transparent mit dem Spendenaufruf. Zackig und diszipliniert ist das Auftreten der Pimpfe, die unerschütterlich an den Endsieg glauben.

Endlich wird deutlich, was als Volksopfer gespendet werden soll: Mäntel, Kopfbedeckungen, Stiefel, Schnürschuhe, Tornister, Stahlhelme aus dem 1. Weltkrieg. Vor der Baracke im Hintergrund stehen Pimpfe mit Handwagen zur Mitnahme der abgelieferten Klamotten. Die Bilder bezeugen eine erschütternde Tragödie: Die Jungen begreifen nicht, daß ihr Tun völlig sinnlos ist! Welches letzte Aufgebot soll mit solch einer „Ausrüstung" in den Kampf geschickt werden? Das Jungvolk erfüllt mit Gewissenhaftigkeit seine „Pflicht". — Eine Ortsbestimmung ist wegen des im Dunst verschwindenden Hintergrundes und der wenigen Anhaltspunkte schwierig. Es könnte sich um das Askania-Lager der Organisation Todt neben der Zuckerfabrik handeln.

(3 Fotos Udo Brettschneider. 1944)

Am 6. Juni 1944 waren die alliierten Invasionstruppen auf der Halbinsel Cotentin in der Normandie gelandet und gleichzeitig hatte die sowjetische Großoffensive begonnen. Die Bombenangriffe auf deutsche Städte, auf wehrlose Frauen und Kinder, wurden immer grauenvoller. Der Krieg pervertierte zu einer unmenschlichen Orgie des Hasses auf allen Seiten. Chancen zum Waffenstillstand gab es nicht mehr, als durch die amerikanische Presse der Morgenthauplan bekannt wurde, den die nationalsozialistische Propaganda zur Mobilmachung aller Kräfte für den „Endkampf" ausnutzte. Das Reich sollte zerstückelt, die Industrie demontiert, jedes Bergwerk zerstört werden, die Bevölkerung nur in einem chaotischen, bedeutungslosen Agrarland mit niedrigstem Lebensstandard ohne Bildungseinrichtungen, Radiosender und Zeitungen existieren, nach Nordafrika verschleppt oder in die Zwangsarbeit geführt werden. Ohne Gerichtsverfahren waren alle führenden Parteileute sofort zu erschießen.



Viele Jugendliche wurden als Fla-Helfer zum Schutz von Königsberg oder Danzig eingezogen. Bei den Familien waren nur noch diejenigen unter 17 Jahren. Auch sie wurden zur Anlage von Panzergräben quer durch Ostpreußen zusammengetrommelt. Die Rastenburger schippten wochenlang in der Gegend von Angerburg.
Mit Stäben wurde kontrolliert, ob die vorgeschriebene Grabentiefe erreicht war.

Erschütternd! Jungen, die nie Kinder waren, vollbringen ungeheure Leistungen, obwohl sie derart harte körperliche Arbeit meist nicht gewohnt waren. Sie wissen die Heimat in Gefahr und krallen sich in ihren Boden. Ihr fester Glaube konnte dennoch keine Berge versetzen.
Die Abschnittsleiter sind hier bei der Aufzeichnung ihres Tagesberichtes.

(Alle Fotos Udo Brettschneider. Herbst 1944)

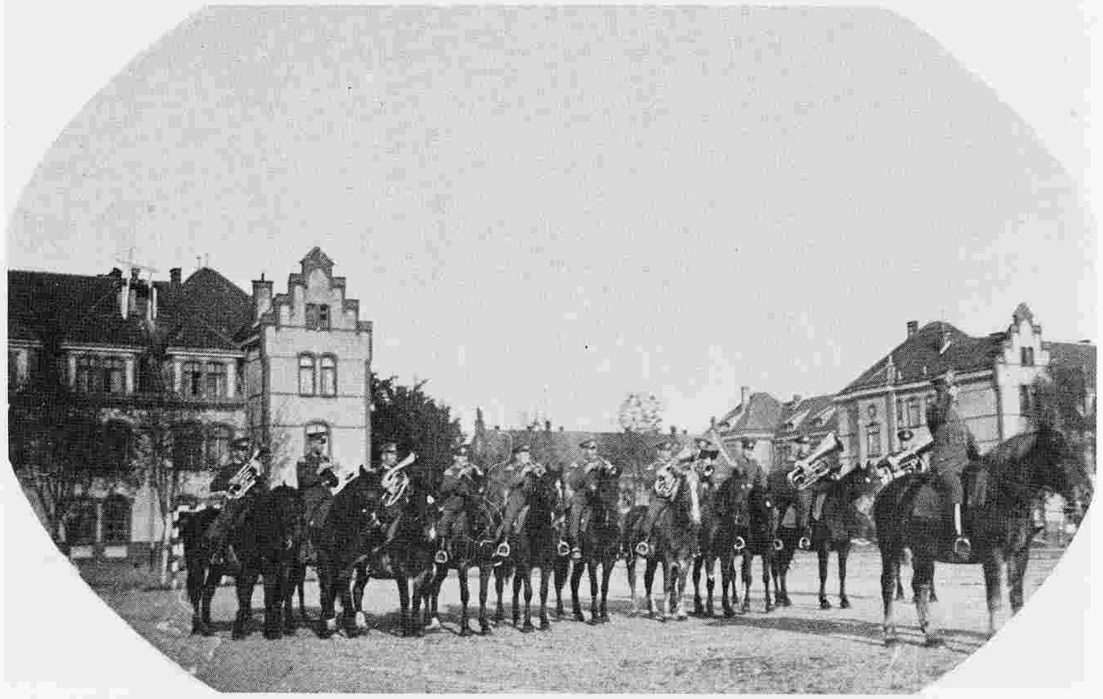
Eine Rückblende zum Frühjahr 1944. Invasion und Sowjetoffensive hatten noch nicht eingesetzt. Zwar wurde der Maifeiertag nicht wie sonst festlich begangen, aber man war guter Dinge und lebensfroh. Die Jugendgruppe des Arbeitsamtes war ins Gubertal gezogen, wo schon Sträucher in Blüte standen. Sie freuten sich darüber, die jungen Leute, und sangen. Es wird das letzte Mal gewesen sein, daß deutsche Lieder dort erklangen.

(Foto Gerda Jasch, geb. Seidler. 1944)

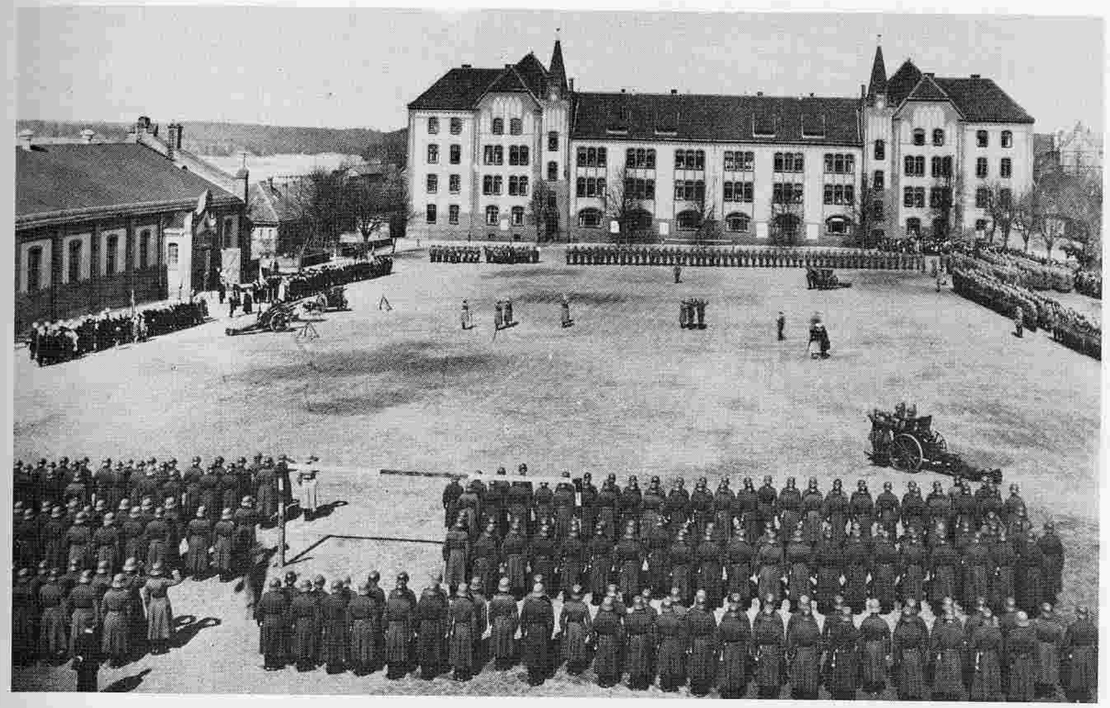
Wie hatte sich die Situation in wenigen Monaten verschlimmert! Mitte Oktober erfolgten russische Angriffe auf Memel und in Richtung Insterburg, konnten jedoch noch abgeschlagen werden. Bei Gegenstößen wurden die an der Zivilbevölkerung angerichteten Greueltaten in Nemmersdorf (südl. Gumbinnen) entdeckt. Kaltes Entsetzen griff um sich. Für die Jugend stand fest: Es war besser, heldenhaft unterzugehen. Das tat sie bei der Verteidigung des Samlandes. HJ hat in erheblichem Maße dazu beigetragen, daß unzähligen Frauen, Kindern und Verwundeten mit Hilfe der Kriegsmarine die Flucht über die Ostsee nach Schleswig-Holstein und Dänemark gelang.

Eine Generation hatte sich mit ganzem Herzen bis zuletzt für großdeutsche Zukunftsträume eingesetzt, die in der totalen Katastrophe zusammengebrochen waren. Welch eine Tragödie! Und dann suchte sie das Vergessen im unermüdlichen Aufbau einer neuen Existenz. Politisch wollte sie sich nie mehr engagieren; denn die große Liebe kommt nur einmal.

VI
Wehrdienst



Schon während der napoleonischen Kriege hatte Rastenburg eine Garnison bis zu Bataillonsstärke gehabt. Es folgten 50 Jahre ohne Soldaten, bis 1898 das älteste preuß. Inf.-Reg. „König Friedrich der Große" in die neu erbaute Kaserne einziehen konnte. Nach dessen Auflösung 1919 war Rastenburg Standort eines Reichswehrbataillons, dessen Musikkorps auch zu Pferde auftrat. Die Reichswehr war unpolitisch und eine Stütze des Reichspräsidenten.
Unten: Gen. Maj. Quade (2. v. l.), späterer General der Flieger und Wehrmachtssprecher im Rundfunk, und das Musikkorps bei einer Parade. *(Beide Fotos Oskar Tietzel. 1930)*



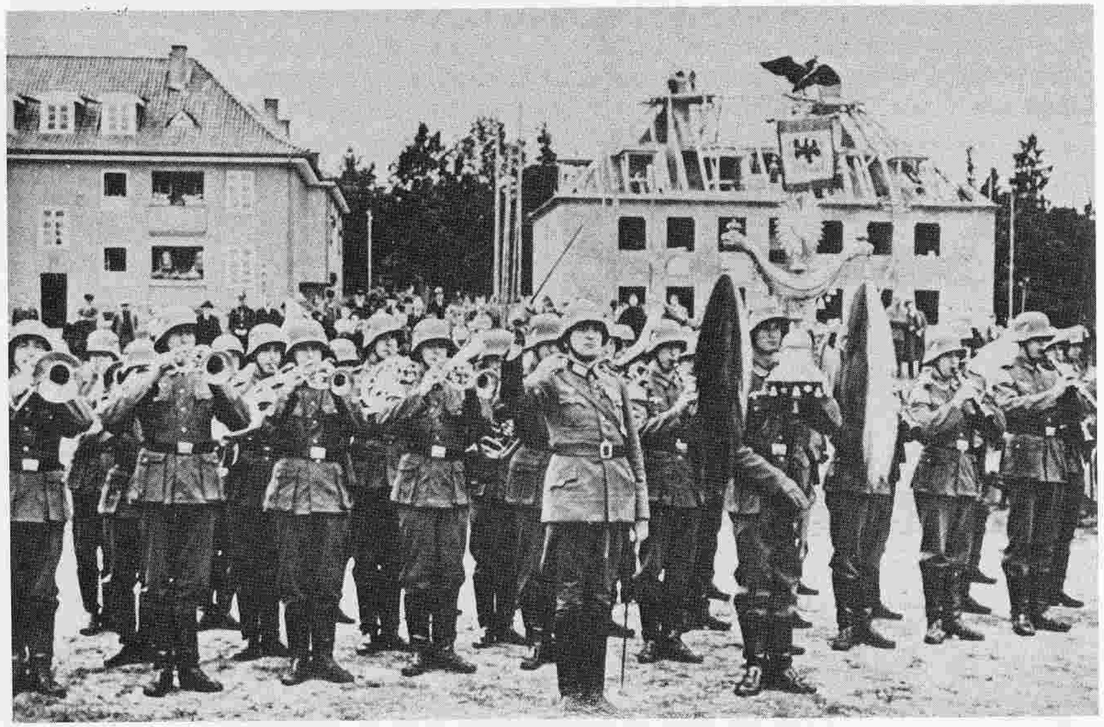
Die Vereidigung der Rekruten war ein exaktes militärisches Schauspiel, dem auch Kriegervereine und die Schützengilde (links vor der Exerzierhalle) und viele Zuschauer beiwohnten. Es wird gerade die Eidesformel gesprochen. Alle Rekruten (an der rechten Seite des Gevierts) haben die Schwurhand erhoben. Vier von ihnen stehen in der Platzmitte und berühren mit der Linken den Degen eines Offiziers, die Kameraden an den Feldkanonen das Geschützrohr. Kurioserweise heben die links des Rohres stehenden der Symmetrie wegen den linken Arm. Die Offiziere erweisen ihre Ehrenbezeigung, und die Vereinsmitglieder haben die Zylinder abgenommen. Nur der Fotograf hantiert unbeeindruckt von der Würde des Augenblicks an seiner Stativkamera. *(Foto Reinhold Barth, 1933)*

Nach dem Versailler Vertrag durfte Deutschland nur ein Hunderttausendmannheer mit 4000 Offizieren, aber keinen Großen Generalstab besitzen. General von Seeckt hatte die Umgliederung nach dem deutschen Wehrgesetz von 1921 vorgenommen. Der Ausbildungsstand des kleinen Reichsheeres war so hoch, daß Frankreich 1932 vorschlug, das „gefährliche deutsche Berufsheer" in ein zahlenmäßig stärkeres mit kürzerer Dienstzeit umzuwandeln. Getarnte Reservekräfte verstärkten aber schon immer die Reichswehrverbände — besonders in den Jahren 1922/23 (Schwarze Reichswehr). Die Besetzung des Ruhrgebietes, durch Aufstände unterstützte polnische Annektionsversuche und Gefahren im Innern waren die Anlässe zu diesen Notmaßnahmen.

Seit der Machtübernahme hat Hitler versucht, die Truppe für sich zu gewinnen. Er schaffte es durch politische Schachzüge wie die Vereinigung des Reichspräsidentenamtes mit dem des Reichskanzlers, durch die Einführung der Wehrpflicht und den Aufbau einer neuen Wehrmacht.

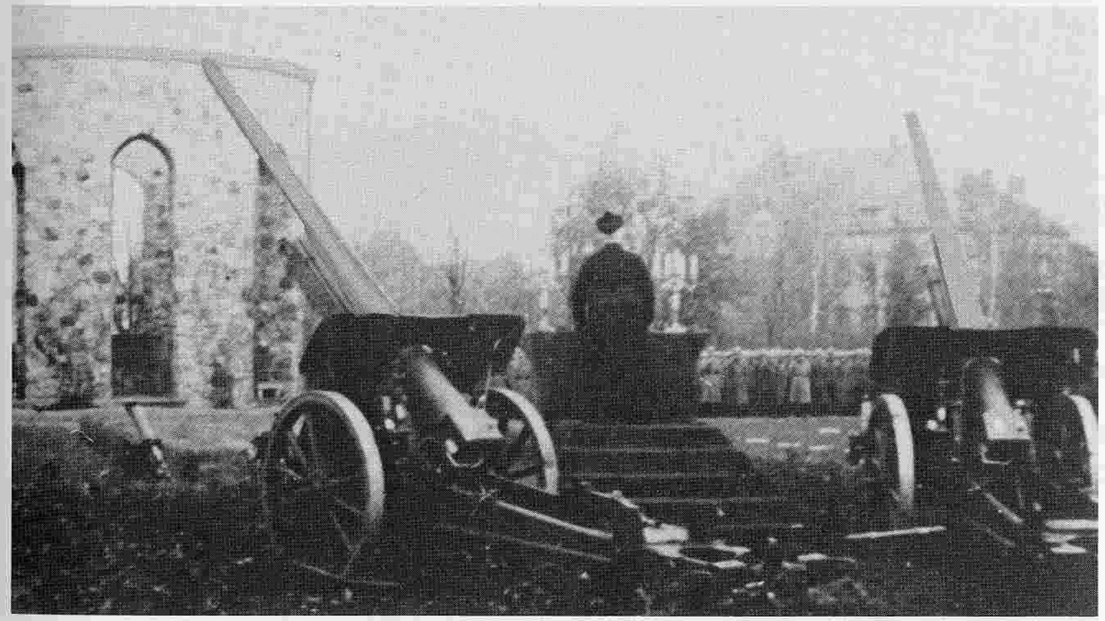
Die Ämterverbindung geschah durch das Gesetz über das Staatsoberhaupt des Deutschen Reiches vom 1. 8. 34 — einen Tag vor dem Tode Hindenburgs. So rasch ging damals alles. Die gesamte Staatsführung wurde auf Lebenszeit Hitler übertragen. Seine Amtsbezeichnung lautete: Führer und Reichskanzler. Der Führerstaat als Einheit von Partei, Staat und Volk war geboren. Begriffe wie „Absolutismus" oder „Diktatur" wollte man für diesen Staat nicht gelten lassen. Nein, der Führer trug die Verantwortung vor Volk und Geschichte, und er wurde von dem Vertrauen des Volkes getragen. Das war offiziell der Unterschied.

Die Reichswehr wurde keineswegs aufgelöst, sondern Keimzelle eines neuen Heeres. Es begann mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht am 16. März 1935. Davon werden die meisten Militärs angetan gewesen sein, weniger von dem Gefreiten des 1. Weltkrieges, der nun Oberster Befehlshaber der Wehrmacht war. Aber Hitler hielt sich zurück, übertrug den Aufbau des neuen Heeres dem Reichskriegsminister als Oberbefehlshaber, übernahm Uniformen und Rangabzeichen von der Reichswehr und beließ die Offiziere in ihren Positionen. Als Zugeständnis an bisherige Grundsätze war allen Wehrmachtsangehörigen politische Betätigung untersagt, Parteizugehörigkeit ruhte. Ab sofort wurde das neue Hoheitsabzeichen an Mütze und Waffenrock getragen. Das ist auf dem Foto der Wehrpflichtparade zu erkennen — auch, daß bereits fleißig auf dem Kasernengelände gebaut wird. *(Foto Obermusikmeister Oskar Tietzel)*



Die Vereidigungszeremonie als Nahaufnahme. Gegenüber der Reichswehrzeit hat sich nichts geändert. Allerdings durften unvereidigte Soldaten noch nicht das Seitengewehr tragen. *(Foto Herbert Brosch. 1936)*

Bei der Reichstagseröffnung in der Potsdamer Garnisonkirche am 21. März 1933 hatte Hitler den „Geist von Potsdam" als Verbindung stolzer Tradition und nationalen Gegenwartsbewußtseins sehen wollen. Die Militärs haben das gerne gehört und feierliche militärische Handlungen öfters an Gedenkstätten vollzogen, so auch am Ehrenmal auf dem Heldenfriedhof. Der Wehrmachtsgeistliche, flankiert von neuen 10 cm-Kanonen und Granatwerfern, hält den Feldgottesdienst vor einer Vereidigung ab. — In den Aufgabenbereich der Wehrm.-Geistlichen gehörten auch Taufen, Trauungen, Beerdigungen und die Führung der Wehrmachts-Kirchenbücher. *(Foto W. Krieger, 1936)*

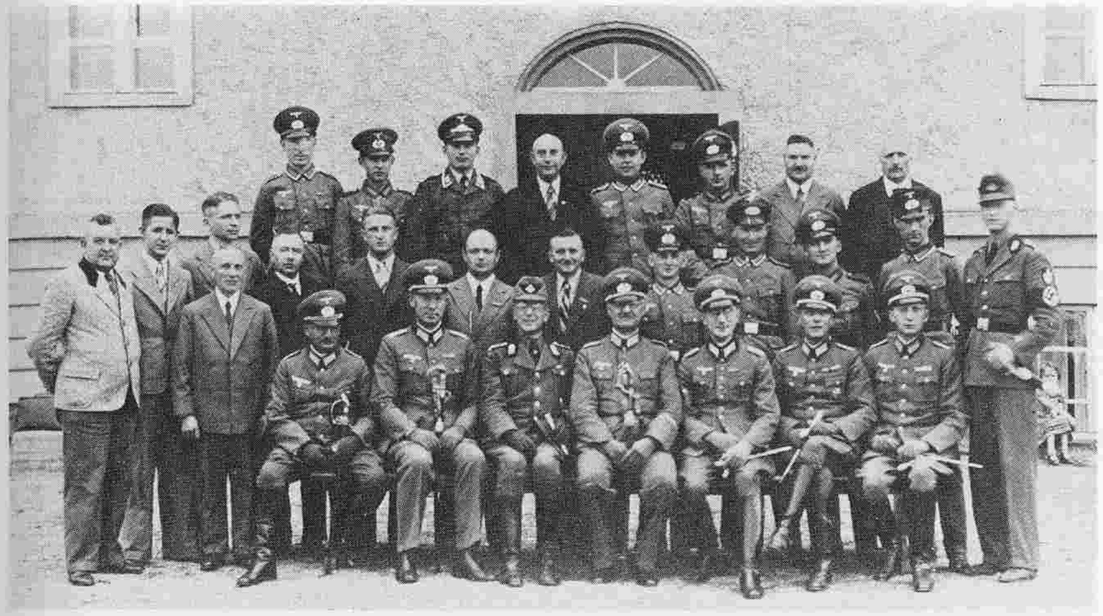


Beim Aufbau der neuen Wehrmacht stiftete der Führer allen Bataillonen neue Fahnen und Standarten. Nach der Fahnenweihe marschiert das Regiment vom Denkmal der 4. Grenadiere vor der Ordensburg zur Infanteriekaserne zurück — ein prächtiges Schauspiel für die Bevölkerung. Ob SA-Mann oder Hausfrau, alle erweisen den Fahnen mit erhobenem Arm Ehrerbietung.
(Fotos Susanne Rother, geb. Tuttas. 1935)

Das neueröffnete Freibad nördlich des Gestüts wurde vom Militär täglich in den frühen Vormittagsstunden genutzt; denn viele Soldaten mußten erst schwimmen lernen.
(Foto Carl Böttcher. 1935)

Sonntags hatten die meisten Soldaten „Ausgang" und bevölkerten Lokale und Kinos oder trafen sich in den Guberbergen mit ihren Freundinnen (Bild unten). Um 22 Uhr hörte man von den Kasernen her die Hornsignale zum Zapfenstreich. *(Foto Alfred Briese)*

Junge Männer in schmucken Uniformen waren bei den Mädchen sehr beliebt. Das Wort „Zivilist" hatte einen abfälligen Beigeschmack. Natürlich wollten die albernen Teenager — damals nannte man sie „Backfische" — die Mützen ihrer Brüder oder Bekannten anproben und spaßeshalber Koppel mit Seitengewehr anlegen. Bei engen Mädchentaillen ist das drollig anzusehen. *(Foto Irmgard Joost, geb. Dormeyer)*



Wer wehrfähig oder untauglich war, hatte dieser Musterungsstab unter Oberst Fessel (in der Mitte sitzend) zu entscheiden, dem Stabsärzte, Offiziere, Beamte des Wehrbezirkskommandos und des Wehrmeldeamtes, sowie Führer des Reichsarbeitsdienstes angehörten. *(Foto G. Dunkel, 1938)*

Rastenburger Wehrpflichtige sind auf dem Hof der ehem. Präparandenschule zur Musterung angetreten. Es gab kaum Drückeberger, wohl aber einzelne, die aus beruflichen Gründen zurückgestellt werden konnten. *(Foto Heinz Kiaulehn, 3. Zivilist von links. 1938)*

Militärische Ausbildung

Mit Kasernenhofdrill begann jede militärische Ausbildung. Wendungen, Marschformationen, „Griffekloppen" mit dem Gewehr und Paradeschritt wurden bis zum Umfallen geübt. Oft ging der Drill bis an die Grenze menschlichen Leistungsvermögens. *(Foto Wilhelm Krieger. 1936)*

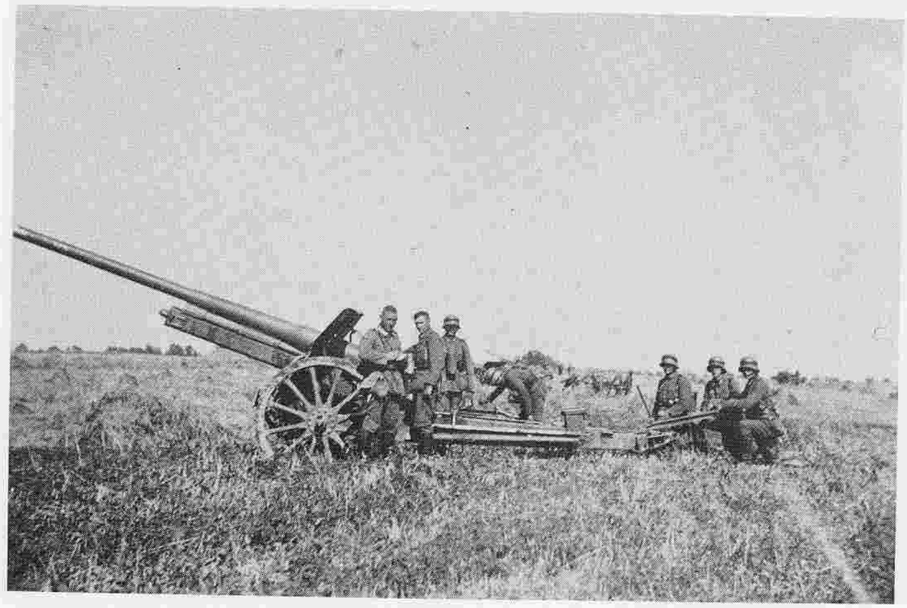
Auf dem Reitplatz der Artilleriekaserne ging es auch nicht zimperlich zu. Mancher Rekrut hat dort sein Hinterteil wund geritten. *(Foto Carl Böttcher. 1935)*

Pferdepflege und Stalldienst waren selbstverständlicher Teil der Ausbildung. Selbst der Misthaufen mußte immer ordentlich planiert sein. *(Foto Carl Böttcher. 1935)*

Willkommene Abwechslung war das Scharfschießen auf dem Schießstand im Wald zwischen Scharfs und Gut Posewangen. Vorher war mit Platzpatronen geübt worden, wie man den Kolbenhals umspannt, Druckpunkt nimmt und meldet, wo man „abgekommen" ist. — Hier löffeln Rekruten des AR 47 in einer Schießpause aus dem Kochgeschirr. *(Foto Carl Böttcher. 1935)*

Nach dem Wehrgesetz vom Mai 1935 waren alle Männer vom 18. bis 45. Lebensjahr wehrpflichtig. Daher wurden diejenigen, die noch nie gedient hatten, zu mehrmonatigen militärischen Übungen einberufen wie die Männer auf dem oberen Bild. Ganz links an der leichten Feldkanone der Ladekanonier, im Vordergrund der Richtkanonier. *(Foto Walter Hömpler, 1937)*

Die Gefechtstauglichkeit der Einheiten wurde in Manövern erprobt, die auch zwischen Rastenburg, Korschen und Rößel stattfanden. Hier eine schußbereite Batterie. *(Foto Carl Böttcher)*



Die leichte Artillerie hatte in der Regel Pferdebespannung, ihre Panzerabwehrkanonen (Pak.) waren dagegen motorisiert. Im Kriege wurden oft Flugabwehrkanonen (Flak.), die ebenfalls motorisiert waren, mit großem Erfolg zur Panzerbekämpfung eingesetzt.
(Foto Carl Böttcher. Truppenübungsplatz Arys 1935)

Die gefürchtete Schlagkraft der deutschen Wehrmacht hatte ihre Ursache auch in der schlafwandlerischen Sicherheit bei der Waffenbedienung. Selbst unter erschwerten Bedingungen bei aufgesetzter Gasmaske mußte jeder Handgriff am leichten Infanteriegeschütz sitzen. — Über Stallungen und Magazine schaut der Rastenburger Wasserturm. *(Foto Alfred Briese)*

An Manövertagen kamen in das ruhige Gleichmaß des Landlebens Aufregung und willkommene Abwechslung durch die Einquartierung militärischer Einheiten. Da gab es viel zu bestaunen und zu fragen, und die Mädchen gerieten in Hochstimmung ob der werbenden Komplimente junger Soldaten. Viel zu rasch zogen sie wieder ab — wie hier eine Reiterschwadron vom Gut Dublienen. *(Foto Christian Stobbe. 1939)*

Die Kavallerie war nicht durchweg beritten, sondern umfaßte auch radfahrende und motorisierte Verbände mit schweren Waffen und Panzerfahrzeugen, dazu Pioniere und Nachrichteneinheiten. Es gab auch reine Reiterregimenter, Schützen zu Pferde, die besonders in unwegsamem Gelände Vorzüge wegen ihrer Beweglichkeit hatten.

Der schemenhafte Marsch dieser Infanteristen in der Abenddämmerung wirkt trotz der dunklen Wolken und der Schwärze des Boden nicht bedrohlich. Die Männer ahnen, was sie erwartet, sind aber voller Zuversicht und fühlen sich in der festen Gemeinschaft ihrer Kameraden sicher. Auch der Junge, der ihnen folgt, ist ruhig und denkt vielleicht an sein Abendessen zu Hause im Grenzdorf. — Am nächsten Morgen, am 1. September 1939 um 5.45 Uhr, war es kein Manöver mehr, sondern Krieg. *(Foto Alfred Briese)*

Kriegsgeschehen

Der Angriff erfolgte gleichzeitig an allen deutsch-polnischen Grenzen mit unglaublicher Präzision im Zusammenwirken der verschiedenen Waffengattungen. Die polnischen Armeen wurden sofort in die Defensive gedrängt. Ein Korps der 3. ostpreußischen Armee des Generals d. Art. von Küchler stieß aus dem Gebiet zwischen Marienwerder und Deutsch-Eylau in Richtung Graudenz vor und vereinigte sich mit der pommerschen Armee des Generals d. Art. von Kluge. Innerhalb von 5 Tagen war der Korridor fest in deutscher Hand, Ostpreußen war wieder mit dem Reichsgebiet verbunden.

Die Hauptkräfte der 3. Armee waren inzwischen aus der Gegend Neidenburg/Ortelsburg bis Zichenau vorgerückt, schwenkten dann nach Osten, stießen an Warschau vorbei und erreichten am 15. 9. die Spitzen der schlesischen 10. Armee des Generals a. Art. von Reichenau südlich der polnischen Hauptstadt.
Nach der Vernichtung der polnischen Korridorarmee in der Tucheler Heide wurden die nördlichen Verbände der pommerschen Armee durch Ostpreußen nach Johannisburg/ Lyck transportiert. Sie sollten polnischen Streitkräften, denen doch noch der Rückzug über die Weichsel gelingen würde, am Bug den Weg verlegen.

An diese Truppenbewegung erinnert das folgende Foto. Auf dem Bahnhof Korschen schenken DRK-Helferinnen erfrischende Getränke an die Landser aus. Die Gesichter sind ernst, keine Spur von Begeisterung. Erstaunlich war jedoch die Gelassenheit, war auch die Selbstverständlichkeit, mit der alles geschah. Bei der Bevölkerung Ostpreußens war kein Jubel, aber Stolz auf die verläßliche Truppe. *(Foto Brunhilde Labinsch-Diester. September 1939)*

Den mit dem Mut der Verzweiflung kämpfenden Resten der polnischen Armeen gelang teilweise der Rückzug in die Festung Modlin oder bis zur Bzura. Dort aber wurden sie eingeschlossen und vernichtet. Am 27. September brach der Widerstand in Warschau zusammen.

Jeder Sieg hat aber seinen Preis. 10 600 deutsche Soldaten waren gefallen, 30 300 verwundet worden. Viele Schulen mußten geräumt und als Reserve-Lazarette eingerichtet werden — so auch die Hippelschule in Rastenburg. Im späteren Verlauf des Krieges zog das Lazarett in die geeignetere Hindenburg-Oberschule um.

(Foto Gertrud Bonacker. Oktober 1939)

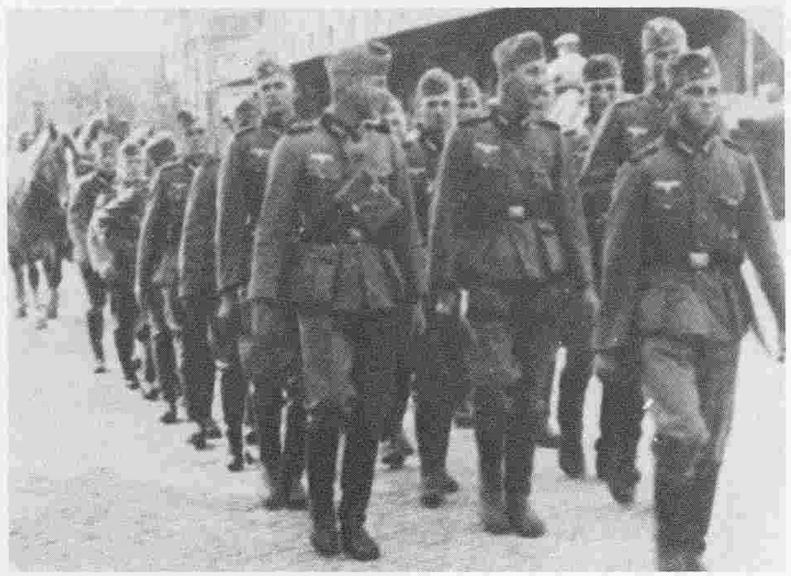
Es waren nur Leichtverwundete mit „Heimatschuß", die in der Hippelschule versorgt wurden. Für sie war der Krieg vorerst vorüber. Aber mancher von ihnen war in den Feldzügen gegen Frankreich, den Balkan oder Sowjetrußland wieder dabei. Die Krankenschwestern als einzige weibliche Wesen in der Männerwelt der Lazarette wurden natürlich von allen Verwundeten verehrt.

(Foto Gertrud Bonacker. Oktober 1939)

Obwohl Großbritannien und Frankreich am 3. 9. an Deutschland den Krieg erklärt hatten, kam es im Westen monatelang nur zu geringen Kampfhandlungen. Das Leben verlief wie im Frieden, bis am 9. 4. 1940 aus allen deutschen Häfen Kriegs- und Transportschiffe ausliefen und an den norwegischen Fjorden Brückenköpfe bildeten. Die deutsche Landung kam der britischen nur um Stunden zuvor. Von Oslo, Bergen und Trondheim aus stießen die deutschen Truppen ins Landesinnere vor. Die bei Andalsnes, Namsos und Narwik gelandeten Briten wurden zurückgeworfen und flüchteten unter erheblichen Verlusten mit ihrer Flotte.

Inzwischen wurden die nach dem Polenfeldzug frei gewordenen Divisionen an die Westgrenze geworfen; denn in Belgien standen starke britische Verbände zum befürchteten Angriff auf das Ruhrgebiet bereit. — Auch in Rastenburg mußten die jungen Soldaten wieder Abschied nehmen von Eltern, Bräuten und Schwestern, bevor die Einheiten zum Bahnhof marschierten. Rechts der Raiffeisen-Speicher.

(Beide Fotos Christian Stobbe. 1940)



Am Morgen des 10. Mai 1940 rollte fern unserer Heimat der Angriff gegen die Niederlande und Belgien. Das Oberkommando der Wehrmacht unterrichtete die Bevölkerung laufend durch Sondermeldungen des Rundfunks. Ungläubiges Staunen und Verblüffung zunächst; denn man erfuhr von einer neuen Kampftaktik: Fallschirm- und Luftlandetruppen wurden im Rücken des Gegners abgesetzt und behaupteten sich dort, bis Panzer und motorisierte Einheiten zu ihnen durchgestoßen waren. Nach 5 Tagen kapitulierten die Niederlande, die Festung Eben Emael bei Lüttich wurde durch Fallschirmjäger überrumpelt und die für uneinnehmbar gehaltene Maginotlinie zwischen Sedan und Maubeuge von Sturzkampfflugzeugen, schwerer Artillerie, Panzern und Pionieren durchbrochen. Schon drangen Panzer und Motorverbände bis zur Kanalküste bei Abbeville vor. Der große Kessel zwischen Schelde, Lille und Calais wurde verengt und aufgesplittert. Waffen und Kriegsgerät zurücklassend rettete sich ein Teil des britischen Expeditionskorps bei Dünkirchen auf die Schiffe.

Nun standen die Franzosen hinter Somme und Aisne allein den kampferprobten deutschen Armeen gegenüber, die am 5. Juni zum Angriff antraten. Nach Überwindung härtesten Widerstandes rollten die Deutschen an der Küste bis Cherbourg und Brest vor, zogen in Paris ein, trieben aber den stärksten Keil die Marne hinauf bis zur Grenze der Schweiz. Die Maginotlinie östlich und nördlich der Vogesen wurde nun auch vom Rücken her angegriffen und fiel in wenigen Tagen. Das war für die Franzosen ein demoralisierender Schock. Der neuernannte Staatschef, Marschall Petain, bat um Waffenstillstand, der am 21. Juni besiegelt wurde. Ganz Deutschland genoß den Triumph. Die „Schmach von Compiègne vom November 1918" war getilgt.

Es folgte ein Jahr, in dem man den Krieg fast vergessen konnte. Die ostpreußischen Seebäder waren überfüllt, die Versorgung mit Lebensmitteln und Verbrauchsgütern besserte sich. Soldaten erhielten reichlich Heimaturlaub. Die Landwirte unter ihnen schritten wieder über ihre Felder, auf denen neben polnischen Kriegsgefangenen nun auch französische arbeiteten. In Rastenburg erschienen immer mehr Arbeiter der Organisation Todt, errichteten an der Zuckerfabrik ein großes Barackenlager für die „Chemischen Werke Askania" und wurden dann fieberhaft im Görlitzer Wald tätig. Was da eigentlich bei Tag und Nacht gebaut wurde, war selbst in näherer Umgebung nur sehr wenigen bekannt. Es waren stark gesicherte Unterkünfte, Diensträume und Bunker des Führer-Hauptquartiers. Immer mehr Soldaten wurden in den Osten verlegt. Viele trugen stolz ihre Kriegsauszeichnungen.Das grenzenlose Vertrauen war höher als die heimlichen Bedenken vor einem erneuten Waffengang, der allenthalben vermutet wurde. Im Frühjahr 1941 erhielten sogar die Landgemeinden des Kreises Einquartierung. Wie das folgende Bild zeigt, waren die Oberschützen in Wormen gern gesehene Gäste.

(Foto Lotte Rebstock, geb. Degner)

Es knallte dann aber ganz woanders als vermutet — nämlich auf dem Balkan. Großbritannien war es gelungen, Griechenland auf seine Seite zu ziehen, dort Truppen abzusetzen und Druck auf Jugoslavien auszuüben. Der Regierungsumsturz in Belgrad ließ befürchten, daß sich auch dieser Staat gegen Deutschland stellen würde. Die Ölzufuhren aus Rumänien, das wie die Slowakei und Ungarn dem Dreimächtepakt zwischen Deutschland, Italien und Japan beigetreten war, waren gefährdet. Bulgarien sympathisierte mit Deutschland, weil es Unterstützung seiner territorialen Ansprüche gegen seine Nachbarn erhoffte.

Es gehörte zur deutschen Kriegstaktik, sich entscheidende Rohstoffquellen zu sichern und zwischen sich und seine Gegner einen breiten Gürtel besetzter Staaten zu legen. Genau in dieses überaus erfolgreiche Konzept paßte der Balkanfeldzug, der Anfang April 1941 begann, bevor die Briten und ihre Verbündeten eine bedrohliche Situation schaffen konnten.

Wohl zu keiner Zeit haben sich Deutsche allgemein so gut in der Geographie ausgekannt wie damals. Schließlich hatte jede Familie einen oder sogar mehrere Angehörige an irgendeinem Kriegsschauplatz. Jeder wollte wissen, wo sie kämpften, wachten, litten oder starben. Selbst im sicheren Ostpreußen wurde das gesamte Leben vom Kriegsgeschehen bestimmt. Nun waren die Frontereignisse auf dem Balkan das Tagesgespräch. Wo lag denn der Wardafluß, an dem entlang Truppen des Generaloberst List von Bulgarien aus zur Ägäis durchstießen? Auf den Atlanten verfolgte man den Vormarsch seiner anderen Armeeteile durch Makedonien nach Albanien, das die Italiener seit 2 Jahren besetzt hielten. Ihr Kampf gegen Griechenland ab Oktober 1940 war nicht sonderlich erfolgreich gewesen. Nun eilten die deutschen Divisionen ihnen zu Hilfe. (Heute wissen wir, daß Hitler deshalb den Angriff auf Rußland verschieben mußte.)

Die Armee von Weichs erreichte am 10. 4. von Ungarn aus Agram, vereinigte sich mit den aus Istrien heranrückenden Italienern bei Karlstadt und trieb dann 2 Keile nach Belgrad und Serajewo vor, wo man auf die Kameraden der Armee List stieß und den Rest des jugoslawischen Heeres zur Aufgabe zwang (17. 4. 41). Kroatien, Serbien und Montenegro wurden selbständige Staaten, Bulgarien erhielt Makedonien und Ungarn die Batschka zwischen Donau und Theiß, Italien vereinnahmte den dalmatischen Küstenstreifen mit fast allen Inseln.

Sofort ging der Vormarsch in Griechenland weiter. Am 27. 4. 41 wurde Athen erreicht, danach der Peloponnes besetzt. Den britischen Truppen blieb wieder einmal das Nachsehen. Stukas fügten ihren flüchtenden Schiffen bittere Verluste zu. Zur Kontrolle der Dardanellen wurden alle größeren griechischen Inseln genommen — zuletzt mit Hilfe von Fallschirmjägern das verbissen verteidigte Kreta. Ende Mai war das östliche Mittelmeer unter deutscher Kontrolle.

Konnte Deutschland die Welt erobern? Es schien kein Mittel gegen diesen winzigen Flecken auf dem Globus zu geben. In ihm hatten sich gewaltige Energien komprimiert, die seinen Raum unaufhaltsam aufblähten und ganz Europa erdbebenartig durcheinanderschüttelten. Alle Anstrengungen der Gegner Deutschlands, dieser Entwicklung zu wehren, hatten sich als zu kläglich erwiesen. Churchill wußte, daß Großbritannien allein gegen Hitlers Armeen keine Chance besaß. Darum bemühte er sich unablässig um weitere Bundesgenossen und rechnete mit der Hilfe der Vereinigten Staaten von Amerika und der Sowjet-Union. Stalin hatte erkannt, daß die Weltrevolution eine Illusion war, solange ein übermächtiges Deutschland Europa beherrschte und Ostsee und Mittelmeer sperren konnte. So gesehen hatten ihm die Eroberung von Wiborg (März 1940) und die Besetzung von Estland, Lettland und Litauen keinen Vorteil gebracht. Für Hitler war die Schaffung des Lebensraumes für das deutsche Volk das wichtigste Ziel. Er litt unter der Unheilsvorstellung vom marxistischen Kommunismus und hielt den Kampf gegen das Slawentum für eine unausweichliche europäische Aufgabe. Die Konstellation der Gegensätze

entwickelte nun ihre eigene Dynamik: Es gab kein Zurück mehr, der Krieg mußte sich noch ausweiten. Und wer den ersten Schlag tat, hatte vielleicht entscheidende Vorteile.

Am 22. Juni 1941 gab Hitler den Angriffsbefehl, um den Sowjetstaat zu zerschlagen und die vor 600 Jahren beendete „Ostkolonisation" fortzusetzen. Von Ostpreußen bis zum Schwarzen Meer traten die deutschen Armeen an. Die nördliche Heeresgruppe ging von Ostpreußen durch das Baltikum in Richtung Leningrad vor, der mittlere Stoßkeil durchdrang die russische Front nördlich der Pripjet-Sümpfe, und die Heeresgruppe Süd setzte über Pruth, Dnjestr und Bug und fiel in die Ukraine ein.

Der Vormarsch der deutschen Truppen stieß zunächst nur auf geringen Widerstand; denn die Kampfmoral des Gegners war sehr schlecht. Der Grund war die Abneigung gegen das eigene Regime. Überläufer gab es in Scharen. Die Bevölkerung flüchtete nicht, sondern begrüßte freudig die deutschen Soldaten. Nun hatte der Stalin-Terror für sie ein Ende. Die täglichen Marschleistungen der deutschen Landser waren sehr hoch. Hier rücken sie gemeinsam mit den Kameraden der Panzertruppe in einem Waldgebiet vor. *(Foto Max Briese)*

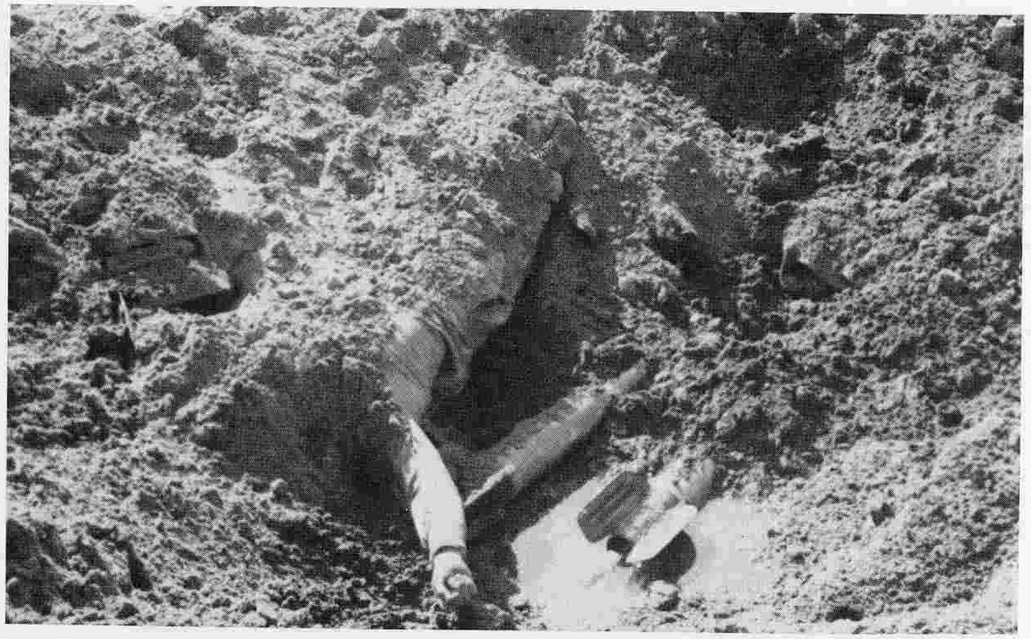
Zwei sowjetische Armeen wurden im Juli zwischen Grodno und Minsk eingeschlossen und aufgerieben. Im August gab es wieder Sondermeldungen über alle Rundfunksender von den gewaltigen Kesselschlachten bei Smolensk und bei Gomel.

Endlos waren die Kolonnen der gefangenen sowjetischen Soldaten. Die Zahl ihrer deutschen Bewacher war sehr gering. *(Foto Max Briese)*

Unübersehbare Mengen erbeuteter schwerer Waffen und Panzer wurden von den Kriegsgefangenen auf die breitspurige russische Bahn verladen. *(Foto Max Briese).* Stalin verlor bis zum Jahresende 3,8 Mio. Gefangene, über 27 000 Panzer, 22 000 Geschütze und fast 16 000 Flugzeuge.

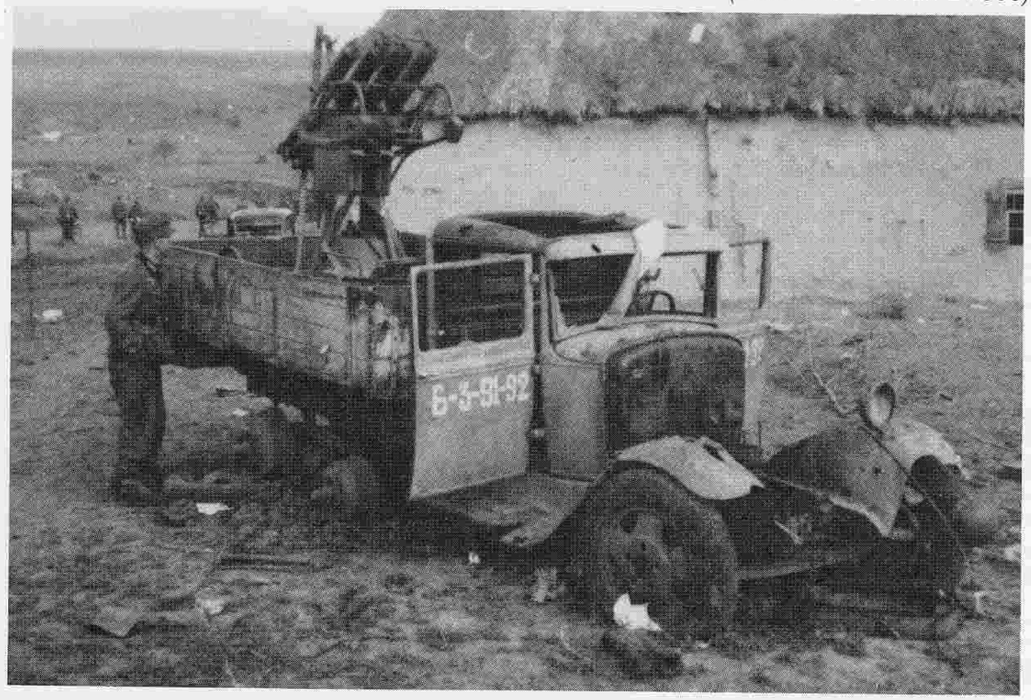
Nicht nur über Bahngleise, sondern auch über die Fernstraßen rollte der Nachschub von Waffen, Munition, Ersatzteilen, Treibstoff, Verpflegung und Ausrüstung an die Front. Der innerdeutsche Verkehr mußte eingeschränkt werden. Die Parole hieß: „Räder müssen rollen für den Sieg!" Auch in Rastenburg zitterten oft die Häuser bei der Durchfahrt langer Lkw-Kolonnen. — Bei den Transporten durfte natürlich die Feldpost nicht fehlen. Die Stimmung der Truppe hing auch von der guten Verbindung mit der Heimat ab. *(Beide Fotos Max Briese)*

Im September überschritt der deutsche Südflügel den Dnjepr südlich von Kiew und schloß mit den nach Süden schwenkenden Teilen der Mittelfront einen riesigen Umfassungsring. Im Oktober mußten die bei Wjasma und Brjansk eingekesselten Sowjets die Waffen strecken. Charkow fiel, und deutsche Truppen drangen in das Donezbecken ein, in das wichtigste russische Industrie- und Ackerbaugebiet. Die Krim wurde erobert. Den deutschen Vormarsch konnten weder die massenhaft eingesetzten modernen Panzerkampfwagen (Bild oben), noch wütend feuernde Artillerie aufhalten. Die technische Überlegenheit der deutschen Waffen war zu groß. *(Fotos Max Briese)*



Die Russen hatten der deutschen Luftwaffe nichts gleichwertiges entgegenzusetzen. Hartnäckiger Widerstand wurde von Sturzkampfflugzeugen, deren Heulton den Gegner demoralisierte, gebrochen. Nach ihren Angriffen auf Geschütz- und Raketenwerferstellungen blieb meist nichts mehr davon übrig. (Bild oben)
Auf Lkw montierte Vierlingsmaschinengewehre konnten als Flugabwehr nicht viel erreichen. Trotz aller Verluste wurde der Kampf erbitterter; denn die Sowjetsoldaten wurden von den Kommissaren in Angst vor Gefangenschaft gesetzt.

(Beide Fotos Max Briese)



Der stürmische deutsche Vormarsch wurde durch einen besonders regenreichen Herbst erschwert. Überschwemmungen machten Straßen und Wege streckenweise fast unpassierbar. Lastkraftwagen blieben im Schlamm stecken, der Nachschub geriet ins Stocken. Die Strapazen der Soldaten und Pferde, ohne die sich nichts mehr bewegte, gingen bis an die Grenze des Leistungsvermögens. Es mußten Knüppelwege und Pontonbrücken gebaut werden. Oftmals sprengten Partisanen des Nachts alles wieder in die Luft.

Oben: Leichtes Infanterie-Geschütz des IR 23 Rastenburg.
Unten: Ponton-Übergang, Panje-Pferde als Helfer. *(Beide Fotos Max Briese)*

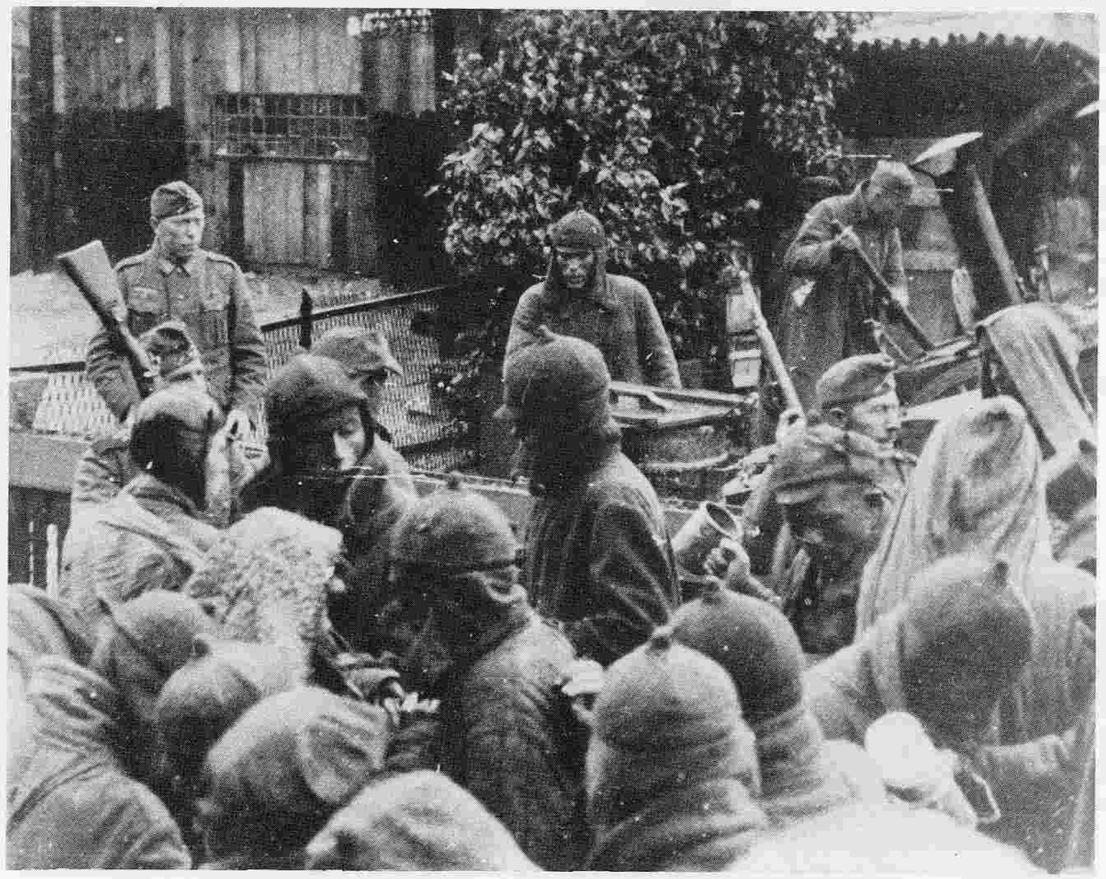
Der Winter kam plötzlich mit klirrender Kälte und ließ die Front erstarren. Jetzt zeigten sich die verhängnisvollen Fehler der deutschen Führung. Die Kesselschlachten waren zu grandios gewesen und hatten zu einer völligen Fehleinschätzung des zukünftigen Kriegsgeschehens geführt. Man war davon überzeugt, auch die Sowjetunion in wenigen Monaten vernichten zu können, und hatte daher keine Vorbereitungen für einen Winterkrieg getroffen. Viele Soldaten erlitten Erfrierungen, die technisch hochgezüchteten, aber kälteempfindlichen Panzerkraftwagen fielen reihenweise aus. Selbst vor Moskau blieb der deutsche Angriff stecken. Die deutschen Truppen mußten ihre Winterquartiere ausbauen und sichern und manchen Frontabschnitt verkürzen, um ihn besser gegen die aus Ostasien herangeholten Sowjettruppen verteidigen zu können. Trotz aller Probleme funktionierte die Versorgung der Truppe gut. Es wurden Depots und kleine Verteilungsstellen für Treibstoffe, Kriegsgerät und Munition an sicheren und gut erreichbaren Plätzen eingerichtet. *(Foto Max Briese)*

Eigentlich war damit zu rechnen gewesen, daß die Vereinigten Staaten von Amerika zur Unterstützung ihrer britischen Freunde in den Krieg eintreten würden. Die Kriegserklärung ging allerdings von Deutschland aus und erfolgte am 11. 12. 1941; denn Großbritannien wurde trotz des von Grönland bis zur Biscaya reichenden Sperrgebietes der Deutschen von den Amerikanern mit kriegswichtigem Banngut beliefert. Um sich vor deutschen U-Booten zu schützen, fuhren amerikanische Handelsschiffe in britischen Geleitzügen (Konvois) oder wurden bewaffnet. Der Krieg mit Amerika war vorprogrammiert. Dennoch hätte der U-Boot-Krieg Großbritanniens Lebensadern durchtrennen können. Aber durch den unsinnigen Bau von Großkampfschiffen war die U-Boot-Waffe jahrelang behindert worden. Sie war zahlenmäßig zu schwach.

Im Winter 1941/42 war es etlichen russischen Verbänden gelungen, durch die deutschen Linien durchzusickern und sich in den ausgedehnten Waldgebieten Weißrußlands längere Zeit festzusetzen. Das Ziel, die deutsche Front aufzubrechen, erreichten die Sowjets jedoch nicht. Der sowjetische Großangriff auf Charkow im frühen Sommer geriet den Angreifern zur Katastrophe, auf der Krim wurde die Festung Sewastopol erstürmt. Die Sowjets büßten das restliche Donezgebiet ein und verloren Rostow. Das fruchtbare Kubangebiet und der westliche Kaukasus wurden besetzt.

Rußland hatte nicht nur seine ertragreichsten landwirtschaftlichen Gebiete verloren, sondern auch das bedeutendste Industriegebiet und wertvolle Kohlen- und Erzgruben. Alles konnte nun von den Achsenmächten ausgebeutet werden. Die englische Seeblockade war nunmehr wirkungslos geworden. Die gewonnenen Gebiete wurden dem „Reichsminister für die besetzten Ostgebiete" unterstellt, der die Reichskommissare Ostland und Ukraine ernannte. Mit umfassender, gründlicher Organisation wurden Land und Leute der deutschen Wirtschaft nutzbar gemacht. Im Herbst 1942 wurden die deutschen Lebensmittelrationen erhöht.

Der Umgang mit den ausgehungerten sowjetischen Kriegsgefangenen war für die deutschen Wachmannschaften mitunter problematisch. Die vom Selbsterhaltungstrieb erzeugte Rücksichtslosigkeit der Rotarmisten untereinander, die als Folge der sowjetischen Propaganda aus Verängstigung aufbrechende Aggressivität, die abstoßend wirkende Uniformierung der Gefangenen und das Unvermögen zu sprachlicher Verständigung lösten bei ihren Bewachern Unbehagen und hilflose Härte aus. Die Drohgebärden der Posten, die bei der Essenausgabe für Ordnung sorgen, spiegeln diesen Zustand wieder. *(Foto Max Briese)*

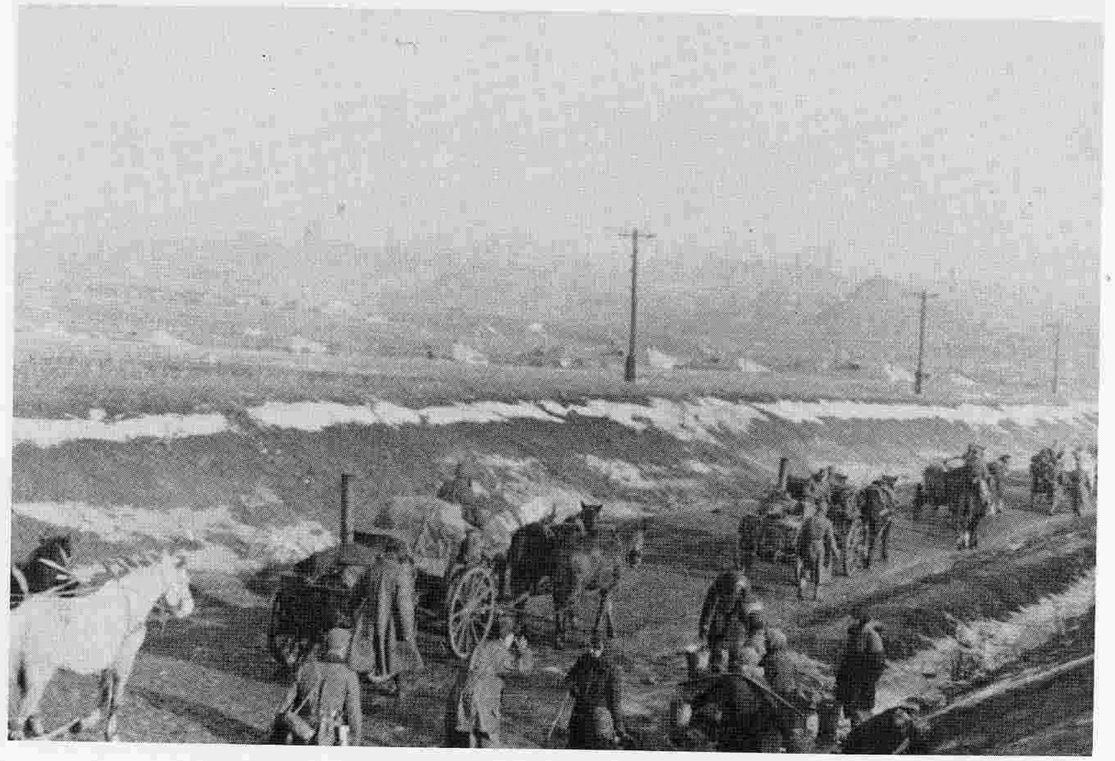


Der preußische Kriegsphilosoph Carl von Clausewitz (1780—1831) hatte bei der Abwägung historischer Erfahrungen aus dem Nordischen Krieg (1700—21) Karls XII. von Schweden und dem Rußlandfeldzug Napoleons (1812) die Erkenntnis gewonnen, daß dieses Reich nur durch eigene Schwäche und die Wirkung des inneren Zwiespalts, also mit Hilfe des eigenen Volkes, zu bezwingen sei. Diese Lehre hat die deutsche Führung beim Kampf gegen die Sowjetunion viel zu spät begriffen. In allen besetzten russischen Gebieten erhielten die deutschen Truppenführer Angebote der Bevölkerung, gegen das verhaßte Sowjetsystem mitzukämpfen.

Hitler war jedoch dem inneren Zwang verhaftet, seiner Vorstellungswelt entsprechend zu handeln, seinem Volk den notwendigen „Lebensraum" zu erstreiten. Angehörige der „minderwertigen slawischen Rasse" konnten nach seinen Wertbegriffen nie zu gleichberechtigten Waffengefährten gegen Stalin erhoben werden. Das hätte die geplante „Ostkolonisation" unmöglich gemacht, ihr bereits im Ansatz die Grundlage entzogen. Es ist eine Ironie des Schicksals, daß die nationalsozialistische Ideologie ihrem Sieg über den Stalinismus selbst im Wege stand. Der Sowjetstaat wäre mit Sicherheit von seinen eigenen Bürgern beseitigt worden, hätte die deutsche politische Führung den Erfordernissen der Vernunft nachgegeben, auf die maßlosen Eroberungs- und Kolonisationspläne zum großen Teil verzichtet und den Rassendünkel abgeschüttelt!

Die disziplinierte Wehrmacht enthielt sich aller Übergriffe auf die Zivilbevölkerung und hatte sich damit Achtung und Vertrauen erworben. Das Foto beweist die Furchtlosigkeit der Wasserträgerinnen, obwohl unmittelbar neben ihnen unablässig deutsche Soldaten vorüberziehen zu der im Dunst der Ferne liegenden Industriestadt. Gelassen fotografiert eine der Frauen die anderen, die mit Eimern und den in Ostpreußen „Pede" genannten Schulterträgern hantieren. Eine Szene, die beim Einmarsch der Roten Armee in unsere Heimat unvorstellbar gewesen wäre.

(Foto Max Briese)



Wo auch immer deutsche Soldaten auftauchten, suchte die Bevölkerung Kontakt zu ihnen und bot ihre Mithilfe gegen das unmenschliche Stalinsystem an. Bald leisteten unübersehbare Heere Hilfswilliger, die allgemein „Hiwis" genannt wurden, verläßliche Dienste als Kraftfahrer, Sanitäts- und Nachschubpersonal, aber auch als Soldaten in den deutschen Divisionen.

(Foto Max Briese)

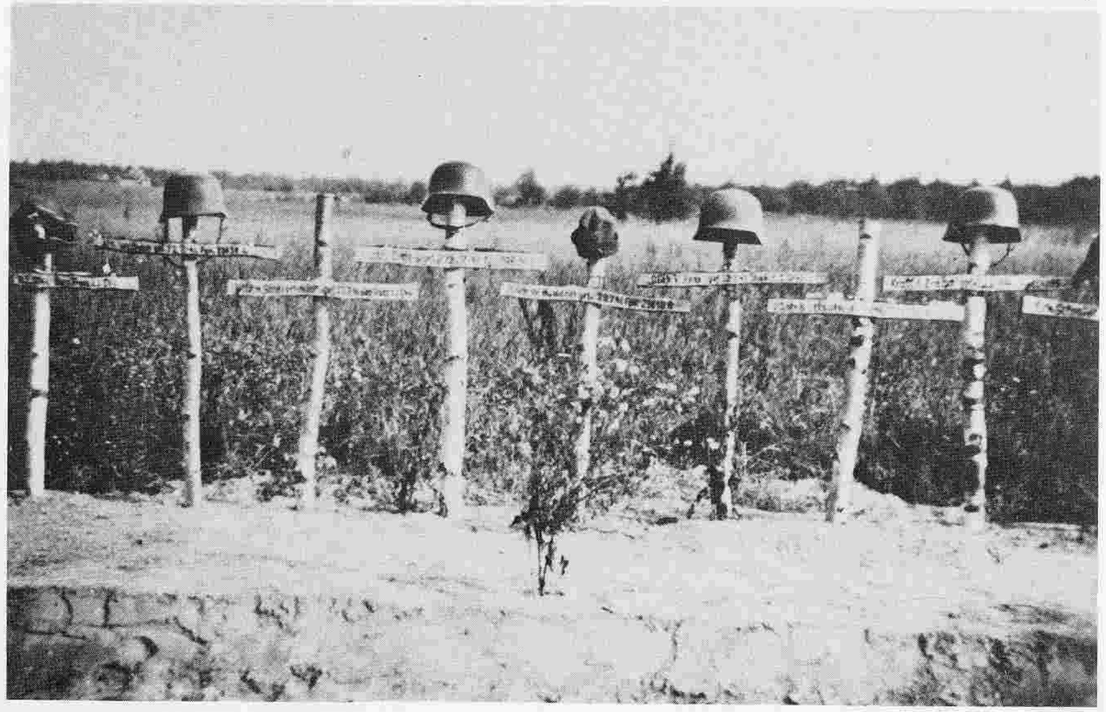
Die Hoffnungen der Bevölkerung auf Wiederherstellung des privaten Landbesitzes und Lockerung der einzwängenden Eingriffe in das persönliche Leben wurden durch die rücksichtslosen Praktiken politischer, polizeilicher und wirtschaftlicher Verwaltungsstellen allzubald enttäuscht. Ostpreußens Gauleiter Erich Koch hatte sich als Reichskommissar der Ukraine durch Unterdrückung der orthodoxen Kirche und blutige Strafaktionen besonders viele Feinde geschaffen. Das sah Moskau gern. Aber der Generalkommissar für Weißruthenien, Wilhelm Kube, war für Stalin ein Gegner, der ihm arg zu schaffen machte. Kube hatte es verstanden, die Einheimischen durch Achtung ihres Volkstums, Einrichtung russischer Selbstverwaltung und Schutz der Juden für die deutsche Sache zu gewinnen. Er gab selbst Himmler gegenüber nicht nach und protestierte scharf gegen Schandtaten, die dem Ansehen Deutschlands nur schaden könnten. In Minsk, seinem Amtssitz, gab es sogar einen freien Markt für das beachtliche Angebot kleiner Händler, Handwerker und Bauern. Die Menschen lebten in bescheidenem Wohlstand. Der sowjetische Staatssicherheitsdienst ließ Kube daher im September 1943 ermorden.

Trotz deutscher Kolonisationsbestrebungen und Geringschätzung der slawischen Menschen haben fast 2 Mio. Sowjetbürger auf deutscher Seite gegen die Stalin-Diktatur gekämpft, d. h. fast jeder 10. Waffenträger.

Aufgestellt wurden ab Oktober 1941 Verbände der Don- und Sibirkosaken, die gegen Kriegsende im XV. Kosaken-Kavallerie-Korps des Generals von Pannwitz zusammengefaßt waren, die 6 „Ostlegionen" mit Freiwilligen aus Aserbeidschan, Georgien, Turkestan, Armenien, Nordkaukasien und wolgatatarischem Gebiet, die insgesamt 82 Bataillone in den Kampf schicken konnten, 2 ukrainische Divisionen und die russische Befreiungsarmee des Generals Wlassow. Dieser wurde zur Symbolfigur des antisowjetischen Aufstandes.

Das so oft im Osten strapazierte Wort vom „Großen vaterländischen Krieg der Sowjetunion" ist peinliche Legende. Tatsache ist dagegen, daß noch in den letzten Kriegstagen mehrere tausend Rotarmisten zu dem geschlagenen Gegner übergelaufen sind — ein in der Kriegsgeschichte einmaliger Vorgang! Die Hoffnung der Überläufer, dem Zwangsregime zu entrinnen und ein freies Leben im Westen beginnen zu können, erwies sich als tödlicher Irrglaube. Die Auslieferung der Ostfreiwilligen durch England und die USA an die grausam Rache übenden Sowjets ist eines der übelsten Kapitel alliierter Nachkriegsgeschichte. Ausgeliefert wurden auch nach dem 1. Weltkrieg emigrierte Kosaken mit jugoslawischer, französischer oder deutscher Staatsbürgerschaft. Nur das Fürstentum Liechtenstein ließ sich von der europäischen Auslieferungswut nicht erfassen und weigerte sich mit Erfolg, den russischen General Holmston mit 500 Soldaten, Frauen und Kindern seinen Feinden zu übergeben.

Die Aufstellung der Freiwilligenverbände kam viel zu spät; denn die deutschen Verluste wogen schwerer als die der Sowjets. 159 deutschen Divisionen standen nämlich 600 sowjetische gegenüber.
Fern der Heimat wurden die Gefallenen von ihren Kameraden beigesetzt und die Gräber mit den Namen und den Nummern der Erkennungsmarke gekennzeichnet. Stahlhelm oder Feldmütze blieben auf den Birkenkreuzen zurück. *(Foto Kurt Zachau)*



Die Versorgung mit amerikanischem Kriegsgerät war für die Sowjetunion lebenswichtig geworden, hatte sie doch ihre bedeutendsten Industriegebiete verloren. Aber Wladiwostok wurde von Japan abgeriegelt, und den Seeweg zum eisfreien Hafen Murmansk bedrohten deutsche U-Boote und Torpedoflugzeuge. So blieb als gefahrlosester, aber beschwerlichster Weg der vom Persischen Golf durch den Iran zum Kaspischen Meer. Dort wurde das Kriegsmaterial über das Meer wolgaaufwärts geschifft.

Um diese Nachschublinie abzuschneiden, waren im Spätherbst 1942 deutsche und verbündete Truppen bis Stalingrad an der Wolga vorgestoßen und hatten die Industriestadt in erbitterten Straßenkämpfen eingenommen. Aber die Flankenverbindungen zur rückwärtigen Front hatten sich gelockert, so daß sowjetischen Panzerkeilen der Durchbruch im Bereich der 8. italienischen Armee gelang. Generalfeldmarschall Paulus wollte seine 6. Armee durch sofortigen Rückzug retten, Hitler aber befahl, die Stadt unter allen Umständen zu halten. Er war davon überzeugt, daß die großdeutschen Armeen letztlich jede bedrohliche Situation meistern könnten. Am 22. November wurde Stalingrad von den Sowjets eingeschlossen.

Täglich rollte auch auf den ostpreußischen Bahnlinien der Nachschub nach Rußland. Dieser in Korschen haltende Zug wird von einer Heeres-Flak-Batterie gesichert. Die senkrechten Striche neben den Symbolen auf den Schutzschilden der Geschütze sind die Erfolgsbilanz der Kanoniere. 8 Flugzeuge und 8 Panzerkampfwagen hat diese Batterie bisher abgeschossen. Die Aufnahme ist entstanden, als der Kampf um Stalingrad tobte.
(Foto Brunhilde Labinsch-Diester, Korschen)

Hungernd und frierend trotzte die 6. Armee allen Angriffen, sicherte den Flugplatz und ermöglichte es, daß viele Verwundete mit den unverwüstlichen „Ju 52" ausgeflogen werden konnten. Am 2. Februar 1943 mußte Paulus kapitulieren.

Die vermeidbare Niederlage in Stalingrad löste bei der deutschen Bevölkerung Trauer und Bestürzung aus, die aber erstaunlich rasch überwunden wurden. Jeder wußte, daß in einem Kriege auch Rückschläge zu ertragen waren. Für die Feindmächte bedeutete der Erfolg jedoch eine Ermutigung, auf die sie so lange hatten warten müssen.

Stalingrad hatte einen Wandel im inneren Verhältnis zwischen Zivilbevölkerung und Truppe bewirkt. Bislang waren die Soldaten die bejubelten Helden gewesen, die mit ungestümer Kraft alle niedergeworfen hatten, die da gemeint hatten, Deutschland ließe sich allzeit demütigen und benachteiligen. Man war allgemein der Überzeugung, daß Großbritannien, die Vereinigten Staaten, die UdSSR und vormals auch Frankreich nur die eigenen Machtpositionen aufrechterhalten wollten, um einen Großteil der Erde zu beherrschen und ausbeuten zu können. Deutschland hatte sich mutig erhoben und den ihm gebührenden Lebensraum ertrotzt und gesichert. Stalingrad machte deutlich, daß Deutschland in Gefahr geriet, wieder alles zu verlieren — schlimmer noch, zersplittert zu werden und in völliger Bedeutungslosigkeit zu versinken. Wehe uns, wenn das geschah!

Nur die aufopfernd kämpfenden Soldaten konnten das verhindern. Sie waren zu Beschützern geworden — besonders vor der unheimlichen roten Gefahr im Osten. Besondere Hochachtung brachte die Bevölkerung deshalb denjenigen entgegen, die wegen ihres persönlichen Einsatzes und der Kampferfolge der von ihnen geführten Einheit eine hohe Kriegsauszeichnung erhalten hatten. Obl. Eberhard Pasternack, Drachenstein, war der vermutlich einzige mit dem Ritterkreuz dekorierte ehemalige Schüler der Herzog-Albrecht-Schule.

(Foto Carl Böttcher. 1943)

Das Jahr 1943 hatte mit Stalingrad schlecht angefangen. Weitere Mißerfolge schlossen sich an:

Im Sommer des Vorjahres hatte Generalfeldmarschall Rommel fast den totalen Triumph über die Briten in Ägypten errungen. Seine Streitkräfte waren bis in die Nähe von Alexandria und das Nildelta vorgestoßen — dank deutscher U-Boote, die kurzzeitig die verlustfreie Versorgung der Armee gewährleistet hatten. Ein Flugzeugträger und 3 Schlachtschiffe der Briten waren den U-Booten zum Opfer gefallen. Nach Abzug der U-Boote stieg der Nachschubverlust in manchen Monaten bis auf 75%. Rommel wurde allmählich bis nach Tunesien zurückgedrängt, wo die verfolgenden Briten unter General Alexander bei Gafsa auf amerikanische Truppen stießen, die im November 1942 in den Häfen Marokkos und Algeriens gelandet waren. Im März 1943 flog Rommel ins Führerhauptquartier, erhielt aber nicht die Genehmigung zur Rückführung seiner Armee. So traten am 12. Mai 1943 ca. 250.000 italienische und deutsche Soldaten den Weg in die Gefangenschaft an.

Es war klar, daß die Anglo-Amerikaner nun versuchen würden, die von Stalin immer heftiger verlangte zweite Front in Europa zu schaffen und Italien anzugreifen. Niemand in Deutschland hatte aber mit dem völligen Versagen der italienischen Waffengefährten gerechnet. Sie leisteten keinen Widerstand, als die Alliierten am 10. Juli auf Sizilien landeten, und überließen die Verteidigung den wenigen deutschen Verbänden, die sich nur bis Mitte August am Ätna halten konnten.

Die Hiobsnachrichten aus Italien überschlugen sich: Im Großrat des Faschismus in Rom wurde Mussolini am 24. 7. das Mißtrauen ausgesprochen, Victor Emanuel III. beauftragte Marschall Badoglio mit der Bildung einer neuen Regierung, die mit den Alliierten auf Sizilien verhandelte, aber den Deutschen gegenüber Bündnistreue beteuerte. Mussolini wurde im Berghotel auf dem Gran Sasso gefangenhalten. Am 8. September trat Badoglio-Italien zu den Alliierten über. Deutschland stand nun allein der geballten Kraft der halben Welt gegenüber. Daran konnten auch die tapfer kämpfenden Japaner nichts ändern, die auf der anderen Seite der Erdkugel in ähnlich bedrohlicher Situation wie die Deutschen steckten.

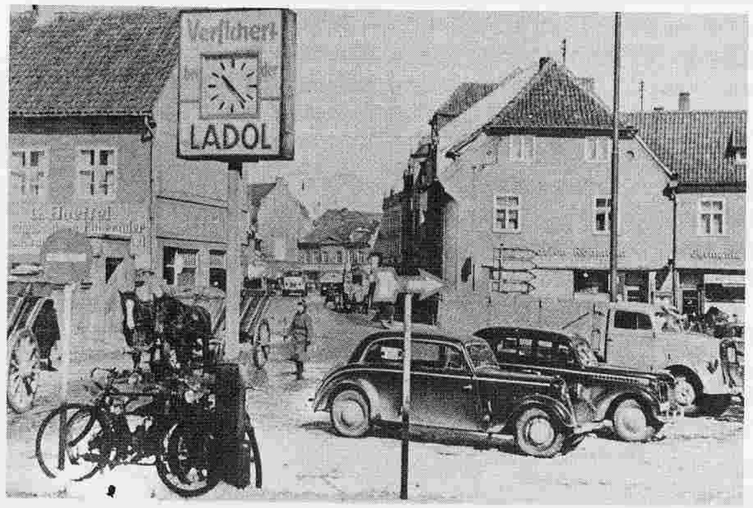
Hitler gelang es jedoch, die Lage in Italien zu stabilisieren, wie er auf die Landung der Amerikaner in Nordafrika mit der sofortigen Besetzung Vichy-Frankreichs reagiert hatte. 13 Divisionen wurden nach Italien geworfen, Rommel übernahm das Kommando in Oberitalien, Generalfeldmarschall Kesselring im Süden, südlich Neapel wurde eine Verteidigungslinie aufgebaut. Als Amerikaner und Briten am 3. September nach Calabrien übersetzten, stießen sie dort kaum auf Widerstand, der Brückenkopf Salerno im Rücken der deutschen Front geriet den Alliierten jedoch zur empfindlichen Schlappe. Bis zum 1. Oktober hatten die Verbündeten Süditalien bis zur Linie Neapel-Foggia eingenommen. Hinter dem Volturno hielt die Wehrmacht die Front.

Mussolini wurde am 12. September durch einen waghalsigen Handstreich des Hauptsturmführers Skorzeny befreit und ins Führerhauptquartier bei Rastenburg gebracht. Hitler ließ ihm wenig Zeit zum Nachsinnen, schickte ihn nach Oberitalien zurück, einen neuen faschistischen Staat mit Sitz in Saló am Garda-See aufzubauen und die Verräter —unter ihnen sein Schwiegersohn, der frühere Außenminister Graf Ciano — zu richten. Mussolini war zum Vasallen Hitlers geworden.

Auch im Osten lief alles schief. Die Kaukasusarmee des Generaloberst von Kleist mußte sich verlustreich zurückziehen. Seine letzten Divisionen setzten zur Krim über. Nordwestlich von Moskau brachen die Sowjets durch, konnten auch einen Korridor zur abgeriegelten Stadt Leningrad öffnen. Anfang August begannen die Sowjets eine breit angelegte Offensive und kämpften sich bis zum Winter fast überall bis zum Dnjepr vor. Den Bereich innerhalb des Dnjeprbogens und südlich davon konnten die Armeen des Generalfeldmarschalls von Manstein und des

Generaloberst von Kleist als Verbindung mit der Krim behaupten und die Gefahren durch Gegenangriffe abwenden. Es war nicht mehr zu übersehen: Die Initiative lag nicht mehr bei der deutschen Wehrmacht, sondern ging eindeutig von den Sowjets und den Anglo-Amerikanern aus. Es begann sich auszuwirken, daß der ständige Zustrom amerikanischen Kriegsmaterials nach Rußland nicht unterbunden werden konnte.

Noch war der Rückzug einigermaßen geordnet und glimpflich abgelaufen, noch waren die roten Armeen weit fort. Aber wie lange würde man vor ihnen sicher sein? Würde die Kampfmoral der deutschen Soldaten bei weiteren Katastrophen nicht allmählich in Resignation umschlagen?



Das Leben in Ostpreußen verlief weiterhin in bewundernswerter Disziplin. Der Blick in die Rastenburger Innenstadt um den Neuen Markt und die Königsberger Straße wirkt fast wie in Friedenszeiten. Es herrscht reger Betrieb an diesem winterlichen Vormittage, Lastkraftwagen und Pferdefuhrwerke sind unterwegs, aufmerksam beobachtet von einem Polizeibeamten. In Bildmitte der Paketwagen der Post. Kinder sind nicht zu erkennen: sie sind vermutlich in der Schule. Nur die Verdunkelungskappen über den Autoscheinwerfern deuten auf die unheimliche Kriegsbedrohung hin.
(Foto Heinz Kiaulehn)

Der Luftkrieg hatte immer heftigere Ausmaße angenommen und auch Königsberg erreicht. Die Stadt war übel zugerichtet worden. Die britische Bomber-Strategie hatte es sich zum Ziel gesetzt, durch die rücksichtslose Zertrümmerung der Städte, durch Brandbomben und Phosphorregen die Zivilbevölkerung zu demoralisieren und gegen das Regime aufzubringen. Mit diesen blindwütigen Vernichtungsexpeditionen zeigten diejenigen, die aufgestanden waren, eine menschenwürdigere Welt zu schaffen, daß auch sie längst vom Fluch des Bösen getrieben wurden. Mit jedem Terrorangriff erzeugten sie wachsenden Haß und Trotz. Das Volk solidarisierte sich mit seiner Führungskaste. Die Volksgemeinschaft war nirgends enger als in den rauchenden Ruinen, wo sich wundersame Auferstehungen aus dem Nichts vollzogen und unter den primitivsten Bedingungen die Rüstungsmaschinerie immer erneut auf Hochtouren gebracht wurde. Der von Goebbels geforderte „totale Krieg" war zur Realität geworden.

Die sowjetischen Offensiven im Winter 1943/44 hatten zur Durchtrennung der Bahnlinien Lemberg-Odessa bei Tarnopol und Tschernowitz und zum Verlust der deutschen Versorgungsbasis Uman geführt. Die Wehrmacht konnte sich nun nicht mehr in der Südukraine behaupten und mußte sich schleunigst zurückziehen. Im April hatten die Roten die Schwarzmeerregion mit Ausnahme der Krim in ihrer Gewalt. Dort hielt sich die XVII. Armee bis Mitte Mai und konnte mit etlichen Truppenteilen über das Meer nach Rumänien entkommen.

Von der Italienfront gab es wenigstens hin und wieder ermutigende Meldungen: Die Mitte Januar losgebrochene Offensive der Alliierten am Garigliano-Fluß und in den südlichen Abruzzen war zusammengebrochen. Die im Rücken der deutschen Front erfolgte Landung bei Anzio und Nettuno 60 km südlich von Rom war zum verlustreichen Fiasko geworden. Das im Brückenkopf eingeschnürte Landungskorps konnte sich nicht mit der am Monte Cassino anrennenden Armee vereinigen. Artillerie und „Tiger"-Panzer modernster Bauart zerschlugen die ständig herangeführten amerikanischen Verstärkungen, deren Landungsflotte herbe Verluste durch die Attacken der Kampfflugzeuge hinnehmen mußte.

Heldentum und Ritterlichkeit weckten in Deutschland immer noch Begeisterung, die sich an den tapferen Verteidigern von Monte Cassino entzündete. Die kleine Stadt ist durch die Benediktinerabtei, die als Mutterkloster des abendländischen Mönchtums gilt, berühmt und durch die Via Casilina und eine Bahnverbindung zwischen Neapel und Rom von verkehrstechnischer Bedeutung. Gfm. Kesselring hatte vorsorglich das altehrwürdige Kloster evakuieren und seine unersetzlichen Kunst- und Kulturschätze zum Papst nach Rom schaffen lassen. Nach der Verwüstung der wie eine Festung wirkenden Abtei durch die Luftflotte der Verbündeten hatte ein Fallschirmjäger-Bataillon die Ruinen besetzt und monatelang allen Angriffen indischer, neuseeländischer und polnischer Divisionen getrotzt. Den Alliierten blieb der Marsch durch das Lirital nach Rom verwehrt.

Auch die 3. Cassino-Schlacht brachte den Verbündeten trotz der restlosen Zertrümmerung der Stadt durch 600 Bomber und 600 Geschütze und trotz des massierten Einsatzes von fast 500 Panzern und der indischen Division keinen durchschlagenden Erfolg. Von den 300 Verteidigern waren 220 gefallen, und dennoch schlug den völlig überraschten Angreifern heftiges Abwehrfeuer aus kurzer Entfernung entgegen. Ein verstärkendes Fs.Jg.-Bataillon fügte den Indern und Neuseeländern so schwere Verluste zu, daß sie den Angriff abbrechen mußten. Auch ein Panzerangriff auf die Abtei scheiterte an den Panzerfäusten der Verteidiger. Selbst der britische General Alexander meinte, es gebe auf Erden keine zweite Truppe, die wie die Fallschirmjäger durchhalte. — Aber was dann, wenn alle Helden gefallen waren?

Zur Unterstützung einer neuen Offensive wurde die Zahl der Panzer und Geschütze verdreifacht, das Gros der britischen VIII. Armee von der Adriaseite zur Cassinofront gebracht und der Anzio-Brückenkopf verstärkt. Nach tagelangem Bombardement und höllischem Trommelfeuer mußten sich die Deutschen vor den angreifenden Amerikanern, Marokkanern, Algeriern und Tunesiern des französischen Expeditionskorps und vor den Briten, Kanadiern, Indern und Polen auf die Auffanglinie zwischen Cassino und Terracina zurückziehen. Mitte Mai räumten auch die Fallschirmjäger bei Nacht die Klosterruine. Als polnische Soldaten das verlassene Kampfgelände durchsuchten, fanden sie nur einige nicht transportfähige deutsche Verwundete und ermordeten sie.

Zur Sicherung des Rückzuges hatte General von Mackensen Truppen aus dem Anzio-Sperriegel abgeben müssen. So gelang den Amerikanern der Druchbruch, und Kesselring mußte den Befehl zum allgemeinen Rückzug erteilen. Geschickt wichen die deutschen Verbände der drohenden Umklammerung ihres rechten Flügels aus und überließen die „ewige Stadt" den Alliierten, die am 4. Juni in Rom einmarschierten. Es war nur ein Prestigeerfolg für sie, da Kesselring die Metropole zur „offenen Stadt" erklärt hatte, um sie vor der Vernichtung zu bewahren.

Bereits zwei Tage danach war die amerikanisch-britische Invasion in Nordfrankreich das die ganze Welt in Atem haltende Ereignis. Aus den südenglischen Häfen war eine Armada von 5000 Schiffen ausgelaufen, die im Morgengrauen in der Seinebucht auf 100 km Küstenlänge ihre Landungstruppen ausgesetzt hatte. Der Invasion waren tagelange Luftangriffe auf Bahnlinien, Brücken und Feldflugplätze vorausgegangen. Unter dem Feuerschutz der Kriegsschiffe und der von Flugzeugträgern ausschwirrenden Kampfflugzeuge gelang die Bildung des Brückenkopfes. Nur im Osten scheiterte der Landungsangriff, weil die meisten deutschen Küstenbatterien an den felsigen Gestaden trotz aller Bombardements intakt geblieben waren.

Obwohl die Invasion erwartet worden war und die Küstenverteidigung von Holland bis nach Lorient unter dem Befehl des bewährten Gfm. Rommel stand, blähte sich der Brückenkopf immer mehr auf. Am Monatsende hatten die Amerikaner die Halbinsel Cotentin mit dem Hafen Cherbourg erkämpft und 1,5 Mio. alliierter Soldaten angelandet. Aus den nüchternen Wehrmachtsberichten erfuhr die deutsche Bevölkerung im allgemeinen wahrheitsgemäß die Ereignisse von allen Kriegsschauplätzen und erkannte mit Sorge, daß man mit dem Gegner offensichtlich nicht fertig wurde. Das britisch-kanadische Landeunternehmen vor zwei Jahren war innerhalb weniger Stunden zerschmettert worden. Natürlich erfuhr man nicht die Gründe, warum es diesmal anders war. Es lag an der gelungenen Geheimhaltung des Landeplatzes an der schwächsten Stelle des Atlantikwalles, an der langen, exakten Vorbereitung, der ungeheueren Waffenkonzentration, dem taktischen Zusammenwirken der See-, Luft- und Landstreitkräfte einerseits und andererseits an dem Fehlen einer kampfstarken Marine und der hoffnungslosen Unterlegenheit der deutschen Luftwaffe.

Die Aufrüstung von Görings Luftwaffe war jahrelang durch die Bombardierung der Rüstungsindustrie und die Entwicklung von Langstreckenraketen behindert worden. Vor dem Einschlag der ersten Raketen in England war die Invasionsflotte bereits ausgelaufen. Die „V1", eine ferngesteuerte Flugbombe, wurde zu Tausenden auf London abgefeuert. Im späten Sommer folgte die schwerere „V2", gegen die es wegen ihrer Flughöhe und Schnelligkeit keine Abwehrmöglichkeit gab. Die neue Raketentechnik war für alle Welt eine Sensation. Deutschland schöpfte wieder Hoffnungen und neuen Mut. Aber der Einsatz der „Wunderwaffen", zu denen auch der Raketenjäger „Me 163" und die fast Schallgeschwindigkeit erreichenden Flugzeuge mit Strahltriebwerk gehörten, kam zu spät und konnte eine Wende nicht mehr herbeiführen.

Der Zweifrontenkrieg, den Hitler geglaubt hatte vermeiden zu können, war schon nach dem Zusammenbruch des Achsenpartners Realität geworden. Nun war im Westen sogar die 3. Front entstanden. Die heftigen Abwehrkämpfe rundum erlaubten es nicht mehr, in größerem Umfang irgendwo Truppen abzuziehen und an Krisenstellen zu werfen. Der Krieg war in seine entscheidende Phase getreten.

Zunächst konnten die wenigen deutschen Divisionen das Invasionsgebiet abriegeln und den Alliierten bei Saint-Lô und Caen blutige Schlachten liefern. Es gelang, Briten und Kanadier zwei Monate lang im Raum Caen festzunageln, aber in der 2. Julihälfte geriet der Westflügel des Sperrgürtels ins Wanken, und bei Avranches am Südostzipfel der St. Malo-Bucht brachen die Panzerdivisionen der Amerikaner aus. Der Stoßkeil fächerte sich auf in die Richtungen nach Rennes, Le Mans und Chartres. Ein Gegenangriff in die Flanke des vorrückenden Feindes bei Falaise/Flers führte zur Umzingelung der deutschen Divisionen. Der Durchbruch und diese Schlappe waren bereits eine Vorentscheidung beim Kampf um Frankreich.

Ausgerechnet in diesen Tagen geschah im Hauptquartier bei Rastenburg das Attentat auf Hitler, das einen Befehlswirrwarr zur Folge hatte und insofern sowohl den westlichen Verbündeten als auch den Sowjets von Nutzen war. Diese waren einige Tage nach dem Invasionsbeginn zu einer Großoffensive gegen die Heeresgruppe Mitte angetreten. Zuvor hatten sie die Mannerheimlinie nördlich Leningrad durchstoßen und wiederum Wiborg erobert. Die tapferen Finnen waren mit ihrer Kraft am Ende und mußten über die Einstellung der Kampfhandlungen verhandeln. Deutschland hatte wieder einen Mitstreiter verloren.

Die turbulenten Ereignisse an der Invasionsfront und in Italien lenkten das Hauptinteresse auf sich. Die Namen der dortigen Städte, Flüsse und Landschaften waren allgemein bekannt, aber nicht die im Osten. Daher dauerte es lange, bis die Heimat begriff, daß Ende Juni 1944 in Weißrußland eine Katastrophe größten Ausmaßes geschehen sein mußte. Witebsk, Orscha, Mogilew waren verlorengegangen, wenig später gab es harte Kämpfe an der Beresina, dann wurde Minsk genannt. Der „Iwan" war nur noch 350 km von der ostpreußischen Grenze entfernt. Die den Frontverlauf kennzeichnenden Stecknadeln auf den Landkarten rückten immer näher an die Ostprovinz heran — nach Dünaburg, Wilna, Schaulen. Mein Gott, die gesamte Heeresgruppe Nord war abgeschnitten! Es kamen die ersten Flüchtlingstrecks aus dem Memelgebiet.

Was war geschehen? Hitler und das OKH erwarteten die Russenoffensive aus dem am weitesten nach Westen vorspringenden Frontgebiet bei Tarnopol-Kowel mit Stoßrichtung Warschau-Danzig. Damit hätte die gesamte Ostverteidigung ausgeschaltet werden können. Alle neu aufgestellten Truppenverbände und Heimatreserven wurden daher der bei Lemberg stehenden Heeresgruppe des Gfm. Model zugeteilt. Die Sowjets hatten aber aus dem Mißerfolg ihrer Großoffensive gegen die gesamte Ostfront im Winter 1941 die Lehre gezogen, ihre Offensivziele zu begrenzen, und seither mit dieser Taktik Erfolg gehabt. Stalin hatte 166 Divisionen mit 2,2 Mio. Soldaten, 31 000 Geschützen, 5200 Panzern und 6000 Flugzeugen am oberen Dnjepr zusammengezogen, um die 40 Divisionen der Heeresgruppe Mitte zu zerschlagen. Ihr Befehlshaber, Gfm. Busch, wollte die Front begradigen und wenigstens die IV. Armee hinter den Dnjepr zurücknehmen, besser die ganze Heeresgruppe hinter die Beresina. Hitler lehnte seine Vorschläge entrüstet ab und verlangte, die Linien unter allen Umständen zu halten. Busch gab den Führerbefehl an seine Armeegenerale weiter und verschloß sich allen Warnungen. Diese waren die beobachteten gewaltigen Truppenbewegungen des Gegners, die einsetzenden Luftangriffe auf die umliegenden deutschen Flugplätze und Erkundungsangriffe auf die deutschen Linien. Buschs Kommando in Minsk und das OKH in Rastenburg blieben aber überzeugt, daß die Offensive bei Tarnopol und nicht am Dnjepr erfolgen werde. Busch trat seinen Heimaturlaub an! Als er nach drei Tagen zurückgerufen wurde, war es zu spät. Nach einer Woche war die III. Panzerarmee zwischen Düna und Dnjepr vernichtet und die Verbindung zur Heeresgruppe Nord gerissen. Der IX. Armee zwischen Pripjet und Beresina drohte das gleiche Schicksal. Busch flog zur „Wolfsschanze", um nochmals die Rücknahme der Front zu erwirken, obwohl das die Sowjets bereits erzwungen hatten. Hitler lehnte wiederum ab und ernannte Gfm. Model zum Befehlshaber der geschlagenen Heeresgruppe Mitte.

Model, der die Heeresgruppe schon einmal durch sein energisches Eingreifen damals bei Rschew vor Schlimmem bewahrt hatte, setzte sich über Hitlers Weisungen hinweg und handelte nach eigenem Ermessen. Er holte die Reserven aus dem Raum Lemberg heran und versuchte, an der Beresina eine neue Front aufzubauen. Aber sie hielt nur wenige Tage. Die gerissenen Verbindungen zwischen den Korps und Divisionen ließen sich nicht mehr herstellen. Die zersplitterten Einheiten hetzten auf sich allein gestellt durch die Wälder und Sümpfe Weißrußlands zurück. 350 000 Soldaten blieben vermißt. Es war die größte Katastrophe der deutschen Kriegsgeschichte, hervorgerufen nicht nur durch die alles niederwalzende Übermacht der Sowjets, sondern auch durch mangelnde Feindaufklärung, ungenügende Abwehrvorbereitungen, zu denen auch Maßnahmen gegen die Offensivvorbereitungen des Gegners gehören, durch Hitlers Starrsinn und das merkwürdige Verhalten eines Feldmarschalls.

Mitte Juli drangen die Roten in Ostpreußen ein und wüteten barbarisch unter der Bevölkerung, die in dem festen Glauben an ihren sicheren Schutz in ihren Ortschaften geblieben war. — Ende Juli nahm die ukrainische Armeegruppe Konjew Lemberg und Lublin ein, Mitte August wurde Warschau angegriffen. Ende August gab Rumänien auf, und König Michael machte Front gegen Deutschland. Die rumänischen Ölfelder wurden besetzt und die Bulgaren zur Kapitulation gezwungen. Die Wehrmacht begann mit dem Rückzug aus Griechenland.

Die Heeresgruppe Nord hatte ihren Frontabschnitt von Narwa am Finnischen Meerbusen über das Ostufer des Peipus-Sees bis nach Polozk an der Düna lange Zeit stabil gehalten. Fast 1½ Jahre hatten die Sowjets an der Narwa vergeblich angestürmt. An dieser verteidigungsgünstigen Stelle hatte die „Baltikum-Armee" freiwillige SS-Verbände zahlreicher europäischer Staaten eingesetzt. Erstaunlicherweise meldeten sich jetzt noch, als der Krieg verloren war, viele junge Männer aus Nord- und Westeuropa zum „Kreuzzug gegen den Bolschewismus". Die national-sozialistische Idee des „Großgermanischen Reiches" war inzwischen von der Vorstellung eines Europa faschistischer Staaten abgelöst worden. Der gesamteuropäische Gedanke hatte bei einem Teil der Jugend gezündet.

Nach dem Zusammenbruch der Heeresgruppe Mitte ließen sich Litauen und Lettland nicht mehr halten, lediglich der Westabschnitt Estlands mit den Inseln Dagö und Ösel sowie die Halbinsel Kurland mit den Häfen Libau und Windau. Der russische Angriff auf Memel und Insterburg konnte zurückgeworfen werden, die deutsche Ostfront festigte sich.

In Italien waren Kesselrings Truppen bis auf die Höhe von Pisa und Florenz zurückgewichen, hatten aber in dieser Zeit eine neue Verteidigungslinie, die sog. Gotenlinie, ausgebaut. Die Ende August beginnende Offensive der Briten und Amerikaner war für sie die verlustreichste des ganzen Italienkrieges; denn sie mußten nun den Appenien überwinden, der verbissen verteidigt wurde.

Zeitweilig schien sich auch in Frankreich der deutsche Widerstand zu festigen. Da landete am 15. August die VII. amerikanische Armee mit 1500 Schiffen an der Mittelmeerküste zwischen Toulon und Cannes, bewegte sich sofort auf Marseille zu und zog dann das Rhonetal hinauf. Die XIX. deutsche Armee konnte nur hinhaltenden Widerstand leisten und fiel bis zu den südlichen Vogesen zurück. Die Folge war, daß sich überall in Frankreich die deutschen Truppen absetzen mußten. Am 25. August marschierten die Alliierten in Paris ein. Der deutsche Rückzug auf die festen Verteidigungsstellungen an der eigenen Grenze vollzog sich in guter Ordnung. Im September ging Antwerpen verloren, die Wehrmacht verteidigte jedoch die seewärtigen Zugänge unnachgiebig. Die Amerikaner stießen beiderseits der Ardennen vor und nahmen bei Metz Kontakt mit ihrer VII. Armee auf. Jetzt aber trat beim gesamten alliierten Heer Lähmung wegen Treibstoffmangels ein.

Die Verteidigung des Reiches im Donauraum stützte sich auf fünf kleine, unterbesetzte deutsche und zwei ungarische Armeen, alle unter Kommando von General Friesner. Ende des Jahres wurde Budapest eingeschlossen. Friesner mußte allmählich nach Westen weichen. Obwohl der Weg nach Wien beinahe offen war, mußten die Sowjets erschöpft ihren Vorstoß abbrechen. An allen Fronten waren die Offensiven zum Stillstand gekommen, die Luftangriffe auf deutsche Städte hatten nachgelassen, die deutsche Bevölkerung atmete auf und glaubte, daß sich das Durchhalten im Katastrophenjahr 1944 gelohnt habe; denn noch existierte das Großdeutsche Reich, wenn auch rundum die feindliche Welt herangerückt war. Es konnte nur wieder aufwärts gehen.

Die Wunschträume schienen sich tatsächlich zu erfüllen. Zur völligen Überraschung der Angloamerikaner schlug die deutsche Wehrmacht am 16. Dezember auf einer Frontlänge von 130 km am Ostrand der Ardennen plötzlich los. Zwei Panzerarmeen rissen die amerikanische Front auf und stürmten nach Belgien hinein. Im Süden des Hauptstoßes rückte eine 3. Armee zur Umfassung des amerikanischen Frontvorsprunges vor. Hitler leitete die Offensive persönlich, die Feldmarschälle von Rundstedt und Model waren die Befehlshaber auf dem Schlachtfeld. Schon am 2. Tage bahnte sich für die Alliierten eine bittere Niederlage an; denn sie hatten nicht bemerkt, daß Hitler hier 250 000 Soldaten zusammengezogen hatte. Die Städte Bastogne und St. Vieth zwischen Lüttich und Luxemburg wurden eingeschlossen, deutsche Truppen kämpften sich bis an die Maas bei Dinant und bis Spa südlich Lüttich vor. Endlich wieder Erfolge! So endete das Jahr für die Deutschen mit verhaltenem Optimismus.

Die Amerikaner warfen alle verfügbaren Kräfte an die Offensivfront, nahmen auch die nördlichen Verbände auf die Linie Dinant-Monschau (südlich Aachen) zurück, um den deutschen Stoß abzufangen. Aufklarendes Wetter gab den alliierten Flugzeugen Gelegenheit zum Rückschlag. Aber die Truppen Rundstedts zogen sich nicht von den Ardennen zurück, obwohl sie einen hohen Preis für begrenzte taktische Erfolge und Geländegewinne zahlen mußten. Sie wichen erst Ende Januar, und die Alliierten konnten ihre Ausgangsstellungen zurückgewinnen. Die Schlacht wurde mit dem größten Masseneinsatz von Streitkräften in der amerikanischen Geschichte für die Alliierten gewonnen. 77 000 Amerikaner waren gefallen. Das ist der höchste Blutzoll, der je von Amerika entrichtet worden ist. Für Hitler war das Ergebnis vernichtend: Die Schlacht hatte inklusive der Gefangenen 120 000 Mann, 1600 Flugzeuge und 700 Panzer gekostet. Die zur Verteidigung des Rheins benötigte Streitmacht war in Belgien geopfert worden.

Was die Kriegsereignisse an den Fronten mit dem Alltagsleben in Ostpreußen zu tun haben?

Alles! Denn der Krieg war der erste Gedanke am Tage und der letzte. Der Wehrmachtsbericht aus dem Radio eröffnete morgens den Totentanz, die Zeitung vergrößerte den Schrecken mit den Namen der Gefallenen unter dem Eisernen Kreuz, oft Namen von Freunden und Bekannten oder von deren Söhnen. Der Krieg hatte seine Opfer aus jeder Familie geholt, mancher verzweifelten Mutter neben dem Mann auch die Söhne genommen, er hatte kraftvolle Kämpfer verstümmelt und ließ sie an Krücken einherhumpeln, an inneren Verletzungen dahinsiechen. Der Krieg hatte alles verändert: Den Frohsinn erdrosselt, selbst den Kindern Mangel und Entbehrungen auferlegt, Dörfer und Städte grau werden lassen; denn Erneuerungen und Auffrischungen waren schon lange unterblieben. Das war nebensächlich geworden. Nur kriegswichtige Arbeit zählte noch. Auf dem Lande wimmelte es von Kriegsgefangenen, deren Kauderwelsch kaum zu verstehen war. Der eigene Hof verlor durch sie und die Arbeiterinnen aus der Ukraine und aus Polen einen Teil seiner Wesensart.
Der Krieg war in jedem Gespräch und jedem ermunternden Zuspruch, er beherrschte das Denken und die Gedanken, formte alle Wünsche und Verwünschungen, entfachte heiße Gebete, weckte aber auch Erbitterung, Trotz und Haß. Immer hatte es Kriege gegeben, und immer würden sich Völker bekriegen. Gerade in den Grenzprovinzen hieß es sich zu behaupten, wie es die Väter seit Jahrhunderten getan hatten. Damals wie jetzt war die Erziehung zu Vaterlandsliebe, Pflichtgefühl, Treue und Opferbereitschaft hohes Gebot, galt die Heimat mehr als der Tod, waren Kriege und Siege die Glanzlichter der Geschichte. Eine andere Denkungsart gab es nicht. Sollten denn alle Opfer vergebens gewesen sein?
Warum wollte die Welt nicht einen Staat für alle Deutschen aktzeptieren? Es war unvorstellbar, Ostpreußen den Russen und Polen zu überlassen oder ausgeschlossen vom Reich der Deutschen in einem fremden Staat zu leben. Warum mischten sich Amerikaner gewaltsam in europäische Angelegenheiten? Die Feinde in Ost und West hatten dem Reich eine hündische Zukunft zugedacht und seine Zerstückelung in der Konferenz von Teheran beschlossen. Deshalb war eine Beendigung der Kämpfe unmöglich, so stark auch die Sehnsucht nach Frieden war. Für die Ostdeutschen ging es nicht mehr um den Führer und seine Idee, die alle mitgetragen hatten, sondern allein um die Verteidigung ihrer Heimat. Sie waren entschlossen durchzuhalten.

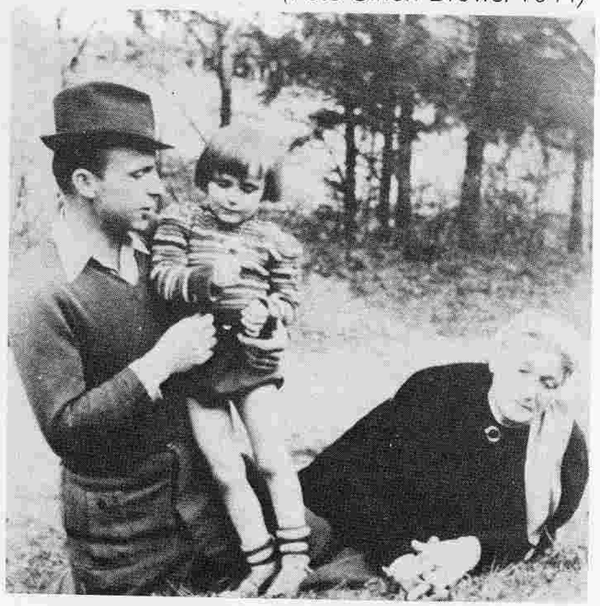
An der Memel stand Tschernyakowskis Armeegruppe, im Raum Bialystock trafen Rokossowskis Armeen Offensivvorbereitungen für einen Stoß nach Ostpreußen hinein, Schukow wartete mit seiner Armeegruppe auf den Angriffsbefehl in Richtung Berlin, und Konjews Streitkräfte waren bereit, in Oberschlesien einzudringen.
Den über 200 sowjetischen Divisionen standen 70 abgekämpfte deutsche gegenüber, denen es an schweren Waffen, Flugzeugen, Transporteinheiten und Treibstoff mangelte. Seit Mitte August hatten die Roten von Memel bis zu den Karpaten keine wesentlichen Erfolge errungen. Daher zogen sie für ihre erneute Offensive eine erdrückende Übermacht zusammen. Das Kräfteverhältnis war bei der Infanterie 11:1, bei der Artillerie 20:1, bei den Panzern 7:1. Der Unmenge an Kampfflugzeugen hatte die deutsche Luftwaffe fast nichts entgegenzusetzen. Die Politkommissare hatten allen Rotarmisten Rachegelüste eingeimpft und ihnen alles, was Deutsche besaßen, als Beute versprochen — auch alle Frauen und Mädchen.
Die Bevölkerung war ahnungslos, vertraute ihrer politischen und militärischen Führung und fühlte sich hinter dem „Ostwall", der zum großen Teil gar nicht existierte, sicher. Mit Gelassenheit gingen die Leute ihrer gewohnten Arbeit nach. Auf den Werften in Königsberg und Elbing wurden laufend Kriegsschiffe gebaut, die Zuckerfabriken steckten mitten in ihrer Kampagne, auf den Bauernhöfen wurden die Getreideberge der letzten Ernte gedroschen. Die Kinos waren immer vollbesetzt; denn dort konnte man in eine Traumwelt blicken, in eine friedliche, blühende Heimat mit fröhlichen Menschen, die in Wohlstand lebten und nach Irrungen und Mißverständnissen am Ende immer zu ihrer großen Liebe fanden. Dann liefen den Frauen Tränen der Rührung.
In das friedvolle verschneite Land fegten am 12. Januar 1945 Granaten aus Tausenden von Geschützen. Bomber und Kampfflieger waren pausenlos im Einsatz, dicht gestaffelt rasselten unzählige Panzer heran, gefolgt von dem „Urrä!" der sowjetischen Infanteristen. Die II. deutsche Armee im nördlichen Polen schlug sich bravourös, so daß die Sowjets bis zum 16. Januar nur wenige km vorrücken konnten. Dann allerdings gelang es ihnen, die deutsche Front aufzusplittern. Am 20. 1. erreichten sie die Linie Neidenburg—Gilgenburg an der alten ostpreußischen Südgrenze und tags darauf Allenstein—Deutsch Eylau. Am 23. preschte eine Panzerspitze neben Flüchtlingstrecks bis Elbing vor, wo die Geschäfte geöffnet waren, Straßenbahnen fuhren und die Straßenbeleuchtung brannte. Am 26. wurde die Hansestadt eingeschlossen und Tolkemit am Frischen Haff eingenommen. Ostpreußen mit seinen 2,5 Mio. Einwohnern und 2 Armeen steckte in einer Zange aus Feuer und Tod, die sich allmählich schloß.
Der sowjetische Angriff aus dem Raum Ebenrode—Schloßberg war bis zum 21. 1. nach Insterburg vorgetragen worden. Am gleichen Tage wurde Lyck geräumt. Die östlichen Verteidigungslinien an den masurischen Seen konnten nicht gehalten werden, weil die zugefrorenen Seen für die Panzer kein Hindernis bedeuteten. Am 24. 1. lag der Würgegriff entlang der Städte Elbing, Mohrungen, Allenstein, Ortelsburg, Lötzen, Angerburg und Insterburg.
Im nördlichen Ostpreußen hatten die Sowjets trotz Verstärkung ihrer Übermacht in 4 Tagen nur eine Eindringtiefe von 20 km geschafft, bis ihre Panzer am 18. 1. durchbrechen konnten. Die Wehrmacht versuchte, zwischen Pregel und Kurischem Haff eine günstigere Verteidigungsposition zu beziehen. Das glückte. Nun aber drangen die Russen von Nordenburg, Angerburg und Lötzen auf Rastenburg vor und schoben sich in den Kreisen Sensburg und Rößel nordwärts. Um nicht eingeschlossen zu werden, mußten die Verteidiger den Kreis Rastenburg aufgeben. Am 25. 1. zogen Infanterie, schwere Artillerie und Flakartillerie durch die Kreisstadt westwärts. Wegen der starken Flugabwehr in der Nähe des Führerhauptquartiers hatten die Sowjets keine Luftangriffe auf Rastenburg riskiert. Nun war die Stadt ohne jeden militärischen Schutz. Nachhuten sprengten Munition auf dem Lindenmarkt und jagten die Eisenbahnbrücken über die Guber in die Luft, zuletzt noch die Elektrizitäts- und Wasserwerke.

Auf Gut Weischnuren arbeiteten etwa 70 französische Kriegsgefangene, hilfsbereite, geschickte Leute, die froh waren, im abgeschiedenen Ostpreußen vor den Schrecken des Krieges sicher zu sein. Sie fügten sich allmählich in die Gutsgemeinschaft ein, für deren Wohlergehen sich die Besitzerfamilie nach guter ostpreußischer Tradition verantwortlich fühlte. Christliche Nächstenliebe war hier Selbstverständlichkeit, aus Vertrauen erwuchsen weitreichende Freiheiten für die Franzosen.

Als einer der Gefangenen durch unglückliche Umstände bei der Arbeit einen tödlichen Stromschlag erlitt, waren nicht nur seine Kameraden betroffen, sondern es trauerten alle deutschen Gutsleute mit ihnen. Der Tote wurde würdig aufgebahrt, an dem reich geschmückten Sarg hielten Kameraden die Totenwache. Auf den Kranzschleifen konnte man lesen: „Unserem Kriegsgefangenen Vélleran. In Dankbarkeit Familie Drews."
Ihr Wunsch, den Verunglückten auf dem kleinen Gutsfriedhof bestatten zu dürfen, wurde aber von den Behörden abgelehnt. Die Beisetzung erfolgte in Karlshof.
Foto Ulrich Drews 1943)

Ein anderer Unfall in unmittelbarer Nähe des Gutshofes hatte sogar bei den Kriegsgegnern starke Beachtung gefunden: Am 8. Februar 1942 war hier der Reichsminister für Bewaffnung und Munition, Dr. Fritz Todt, bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen. Er war der Erbauer der Reichsautobahnen, des Westwalles und des Atlantikwalles, der geniale Organisator des „eindrucksvollsten Bauprogramms seit der Römerzeit", das er in kürzester Zeit mit Hilfe der von ihm geschaffenen „Organisation Todt" durchführen konnte. Die „OT" arbeitete als erste Bautruppe der Welt mit vorgefertigten Standardteilen. Nachfolger Todts wurde der Architekt Albert Speer.

Der franz. Kriegsgefangene Jean Beaupellet war jahrelang Kutscher der Familie Drews. Seine Fürsorge galt nicht nur den Pferden, sondern auch der kleinen Enkelin der Gutsherrin.
(Foto Ulrich Drews. 1944)



Als die Sowjets in Ostpreußen einbrachen, war es Jean, der die Initiative zur Rettung der Frauen ergriff; denn der Gutsherr war verstorben, und die Söhne kämpften irgendwo an der Front. Frau Clara Drews, die Schwiegertochter, deren Schwester und die Enkelin hätten ohne Jean kaum eine Chance gehabt zu entkommen. Vor dem Abschied in Thüringen drückte der Franzose das Kind noch einmal an sich. Menschliches Einstehen für einander hatte über das Trennende verfeindeter Nationen gesiegt. *(Foto Ulrich Drews, März 1945)*

Es handelt sich hier nicht um einen Einzelfall. Selbst Polen und Russen gehörten zu den tatkräftigen Fluchthelfern.

Angeblich soll die Wehrmacht die Räumung Ostpreußens von der Zivilbevölkerung bereits im November 1944 verlangt, auch soll Kreisleiter Schulz nach Beginn der sowjetischen Offensive wiederholt die Evakuierung des Kreises Rastenburg gefordert haben. Gauleiter Koch soll das Ersuchen jedesmal mit der Begründung abgewiesen haben, Ostpreußen werde bis zum letzten verteidigt, und es bestehe zur Räumung keine Veranlassung. Es mag wirklich so gewesen sein; denn zwischen der militärischen und der politischen Führung kam es immer häufiger zu Gegensätzlichkeiten. Die Militärs beurteilten die Situation sicherlich realistischer als die politischen Leiter, deren Glaubensbekenntnis träumerisch blind auf die Zukunft, das Leben in nationaler Größe nach der Bewährung im Kampf gegen den Bolschewismus ausgerichtet war. Ihr Denkvermögen hatte nur diese eine Dimension, die zwangsläufig zu einem durch nichts begründeten Optimismus und damit zur Einschränkung der Urteilsfähigkeit führte. Dieses Verhaltensmuster war auch für einen Großteil der Bevölkerung — zumal für die Jugend — bezeichnend.

Die Behauptung, die verantwortlichen Männer hätten Volk und Reich in verbrecherischer Weise geopfert, um sich einige Monate länger an der Macht zu halten, trifft gewiß auf einige zu, entspringt aber dem vereinfachenden Urteil heutiger Zeit. Damalige Pflicht-, Treue- und Heimatbegriffe sind uns weitgehend fremd geworden, Opferbereitschaft und Heldenverehrung suspekt. Der sich allen Vernunftsargumenten entziehende Fanatismus findet in uns keinen Widerhall mehr.

Die wahnwitzigen Illusionen der Führungsschicht und die grenzenlose Vertrauensseligkeit des Volkes bewirkten, daß rechtzeitige Räumungsbefehle für ostpreußische Städte nur in vereinzelten Fällen erteilt wurden, beispielsweise im Memelland oder in Lyck. Wie zuversichtlich man war, beleuchtet die Tatsache, daß noch im November Mädchen aus dem Reichsgebiet nach Lötzen zum Arbeitsdienst einberufen wurden. Ab Anfang Dezember durften Mütter mit mehreren Kindern aus Ostpreußen ausreisen. Glücklicherweise haben das viele getan.

Der zentral gelegene Kreis Rastenburg wurde nach Beginn der Russenoffensive Zufluchtsstätte für Flüchtlinge aus den Grenzkreisen Lyck, Johannisburg und Ortelsburg, später für Angerburger und Lötzener. Sie wurden von der NSV unermüdlich versorgt. Bis zum 22. 1. sind noch Mütter mit Kleinkindern von Rastenburg mit der Bahn nach Königsberg und weiter nach Pillau gelangt. Von Lazarettschiffen wurden sie nach Swinemünde mitgenommen.

Am 23. 1. wurden die Großbetriebe und Behörden in Rastenburg geschlossen, aber zur Flucht konnten sich die meisten Bürger immer noch nicht entschließen. Sie warteten auf den offiziellen Räumungsbefehl, und der wurde erst am Nachmittag des 26. 1. gegeben, als die Sowjets bereits das östliche Kreisgebiet erreicht hatten. Es herrschte bittere Kälte von minus 20 Grad C, stürmische Winde türmten Schneewehen auf. Zum Abtransport standen weder Bahnen noch Kraftwagen noch Pferdefuhrwerke bereit. Kranke, schwächliche, behinderte und alte Menschen und viele Frauen mit Säuglingen wagten bei diesen Verhältnissen nicht die Flucht ins Ungewisse, andere wollten die Zurückbleibenden nicht im Stich lassen. Es blieben etwa 40 % der Kreisbewohner. Die anderen rafften kopflos zusammen, was ihnen unentbehrlich erschien, und stürzten in die eisige Nacht hinaus, getrieben von panischer Angst. Über die Straßen wälzte sich ein ständig schwellender Strom hochbepackter Pferdewagen und vermummter Gestalten, die Schlitten oder Handwagen zogen, Koffer schleppten, wimmernde Kinder an sich drückten und schon nach wenigen Kilometern am Ende ihrer Kräfte waren. In der Ferne Kanonendonner. Wer zurückblickte, sah Feuerschein am Himmel. War das schon das verlassene Dorf, die Verwüstung des von Generationen aufgebauten Besitzes, der Untergang der glücklichen Vergangenheit, der Tod der zurückgebliebenen Nachbarn?

Die Trecks stockten, wenn ein Wagen brach oder Pferde strauchelten. Beschädigtes Gefährt wurde in den Graben gekippt; denn die Straße mußte wieder frei werden. Es ging um Stunden. Die Roten kamen näher heran. Zurückflutende Soldaten trieben zur Eile, nahmen Entkräftete oder Mütter mit Kindern auf ihren Fahrzeugen mit. Weiter — trotz schmerzender Beine, froststeifer Hände, Hunger, Müdigkeit, Verzagtheit und aller Seelenqualen! Wer erschöpft in den Schnee sank, stand nimmer auf.

Es kam der Tag, an dem die Flüchtlinge teilnahmslos voranstolperten, dann endlich Schlaf auf dem Fußboden eines verlassenen Hauses fanden — zusammengedrängt mit fremden Schicksalsgefährten. Schon ging es weiter, Schritt für Schritt, jetzt bereits automatisch, maschinenhaft. Und plötzlich Motorenlärm, ratternde Schüsse, Schreie, durchgehende Pferde, umstürzende Wagen, Chaos. Viele stehen wie zu Stein erstarrt. Tieffflieger! Und sie erleben eine der Ausgeburten des entarteten Krieges: Das sinnlose Töten wehrloser Flüchtlinge durch Bomben und Maschinenwaffen, den gefahrlosen tausendfachen Mord. Verstört hasten die Menschen davon. Die Toten bleiben als dunkle Flecken im Schnee zurück. Es bleibt keine Zeit, die Gefährten eines langen Lebens zu bestatten. Bald wird das schneeweiße Leichentuch sie, die toten Pferde und zertrümmerten Wagen bedeckt haben.

Unter nicht endenden Strapazen und Gefahren wurde das Frische Haff erreicht. Auf allen Zufahrtswegen standen kilometerlange Wagenkolonnen, und in allen Orten wimmelte es von Menschen, die über das Eis auf die Nehrung wollten. Der Weg hinüber konnte die Rettung sein, aber es war riskant; denn Bomben hatten Löcher in das Eis gerissen. Sie waren schon manchem Gespann zum Verhängnis geworden. Überladene Wagen, die einander in geringem Abstand folgten, waren eingebrochen und im eisigen Wasser versunken. Rettung war unmöglich. Wasserschutzpolizei untersuchte ständig die Übergänge und kennzeichnete den sicheren Verlauf durch Stangen mit Strohbündeln. Mehrere Fahrspuren mit großem Zwischenraum führten parallel über das Eis. Nachts und bei diesigem Wetter war die Überquerung des etwa 11 km breiten Gewässers nur mit den genannten Gefahren verbunden, bei guter Sicht kamen aber sofort die Tieffflieger, denen man deckungslos ausgeliefert war. Das Haff war für Hunderttausende Hoffnung und Schrecken zugleich, und die bewaldete Nehrung blieb die letzte Erinnerung an die verlorene Heimat.

Der nur 2 km breite Landstrich bot den Flüchtenden vorerst Schutz; denn auf See lagen deutsche Kriegsschiffe und hielten die Russen bei Tolkemit in Schach. Waffen-SS und Hitler-Jugend hatte sich bei Kahlberg eingegraben, um einen eventuellen Vorstoß der Sowjets zur Nehrung abzuwehren. In dem Seebad wurden die erschöpften Flüchtlinge verpflegt, in der Kirche und in den Speisesälen der Hotels konnten sie auf Strohschütten schlafen und sich erwärmen. Aber es fanden nicht alle Platz. Viele mußten stundenlang in der Kälte warten, bis andere ihren Schlafplatz geräumt hatten. Schiffe nahmen nur Mütter mit ihren Kleinen und Gehunfähige mit. Also Weitermarsch nach Danzig. Bis dort waren es etwa 70 km Quälerei über zerfurchte, hartgefrorene Waldwege. Manche Kolonnen hofften, auf dem Eise in Ufernähe schnell und kräfteschonender voranzukommen, wurden aber von den Russen unter Beschuß genommen und stürzten wieder in den Schutz des Waldes. In den Fischerdörfern rackerten sich die daheim gebliebenen Bewohner für die Flüchtlinge ab, teilten heiße Getränke aus und nahmen Entkräftete bei sich auf. In Stutthof endete der Nehrungsmarsch in einem Auffanglager. Von dort wurden die meisten mit Lastkraftwagen nach Dirschau geschafft. Die Weichselbrücke war von Bomben beschädigt worden. In ihren Verstrebungen hingen Monteure und schweißten. Im Schrittempo ging es über die Brücke zum Bahnhof. Von dort rollten Züge nach Danzig. Die Flüchtlingsbetreuung versahen die Stationen des Roten Kreuzes und der NSV in vorbildlicher Weise. Aber auch für die Hansestadt war die Lage bereits bedrohlich geworden. Deshalb liefen die Flüchtlingstransporte weiter nach Kolberg und Stettin. Auch das sollte noch nicht weit genug sein.

Am 26. 1. mittags fuhr ein Fluchtzug mit mehreren tausend Menschen von Korschen ab, mußte aber 3 Tage in Wöterkeim halten, weil die Lokomotive anderweitig dringend eingesetzt werden mußte. Das Warten in drangvoller Enge, die grimmige Kälte und die Angst brachten die Unglücklichen beinahe um den Verstand. Nächtlicher Feuerschein zeigte, daß es in Korschen und benachbarten Orten brannte. Endlich ging es weiter nach Bartenstein, und die Hoffnungen belebten sich wieder. Doch auch hier 24 Stunden Aufenthalt, dann langsame Weiterfahrt, erneuter Stopp. Alle raus aus dem Zug, längerer Marsch durch tiefen Schnee, dann zwängte man sich in eine andere Bahn, die langsam anfuhr, nach einigen Kilometern hielt und wieder zurückdampfte. Es ging einige Tage vor und zurück; die Bahnlinie wurde umkämpft. Vom Zuge aus konnten deutsche Infanteristen in ihren Schützenlöchern beobachtet werden. Die Artillerie beider Seiten feuerte über den Zug hinweg. Nachts wagte der Zugführer die Weiterfahrt trotz der Feuergefechte und kam durch, fuhr nun auch am Tage voran. Dank den Soldaten, die so grimmig um die Rettung des Transportes gestritten hatten! Nun aber stürzten sich Tieffflieger auf den dahinzuckelnden Zug. Es gab einige Tote. Nach 2 weiteren Tagen war Braunsberg erreicht, wo die Züge wegen der Bombenangriffe auf die Stadt auf freier Strecke hielten. Nacht und Tag kampierten die Flüchtlinge in Ruinen, die immerhin Schutz vor Tieffliegerbeschuß boten. In der folgenden Nacht wurden alle mit Wehrmachts-Lkw zum Fischerdörfchen Passarge ans Haff gefahren, erhielten Erbsensuppe aus der Feldküche und reihten sich in den unübersehbaren Strom über das Eis ein. Inzwischen war die 2. Februarwoche angebrochen. Ein weiterer Fluchtzug verließ Korschen am 27. 1. um 11 Uhr, kam aber mit seiner Fracht von 5000 Menschen wegen ständigen Anhaltens nur noch bis in die Gegend von Heilsberg. Dort blieb er endgültig liegen, weil er weder Kohlen noch Wasser hatte. Die Flüchtenden hasteten zu Fuß weiter, warfen alles fort, was sie nicht mehr schleppen wollten; denn es ging nur noch um das nackte Leben. Viele erreichten das Haff, die Nehrung und nach tagelangen Strapazen Gotenhafen und gelangten irgendwie auf ein Schiff nach Dänemark. Diejenigen aber, die noch versucht hatten, den Zug durch Sammeln von Brennmaterial wieder flott zu bekommen, hörten plötzlich das Angriffsgeschrei der Russen. In auswegloser Verzweiflung erhängten sich mehrere Frauen, Väter erschossen ihre Familien und sich. Doch das schreckte die rote Meute nicht davon ab, ihre weibliche Beute zu reißen. Ausgeplündert und erniedrigt wurden die Flüchtlinge nach Korschen zurückgeschickt, wo sie ein langes Martyrium erwartete.

Die Drengfurter waren in einem großen Treck bis nach Gotenhafen gekommen. Sie schätzten sich glücklich, als sie an Bord des früheren KdF-Schiffes „Wilhelm Gustloff" (25 500 BRT) genommen wurden, das am 30. 1. mit 5000 Flüchtlingen und Matrosen ablegte. Auf der Höhe von Stolpmünde wurde das Schiff von 3 Torpedos eines sowjetischen U-Bootes getroffen und versank innerhalb von einer Stunde. Knapp 1000 Schiffbrüchige wurden von Marineeinheiten und anderen Fluchtschiffen aus der eisigen See geborgen.

Im Krankenhaus in Heiligenbeil konnten sich verwundete Flüchtlinge noch ambulant behandeln lassen. Eine Rastenburgerin brachte dort ihr Baby zur Welt und wurde einige Tage auf der Wöchnerinnenstation betreut. Dann brachte man sie mit dem winzigen Menschlein nach Rosenberg am Haff. In dem kleinen Hafen wurden von einem Prahm Granaten abgeladen. Auf der Rückfahrt nach Pillau nahm das flache Schiff die wartenden Flüchtlinge mit, die bald an Bord eines der vielen kleineren Schiffe der Kriegsmarine genommen wurden. Diese pendelten zwischen Pillau, Gotenhafen oder Hela ständig hin und her. Den letzten Fluchtabschnitt übernahm die „Hamburg", die mit 5000 Verwundeten und Flüchtlingen an Bord endlich in Flensburg festmachte.

Am besten kamen die Trecks durch, die unter umsichtiger Leitung auf den Fall einer unausweichlichen Flucht vorbereitet worden waren. Jeder wußte, was er zu tun, was er mitzunehmen hatte. Auf unnötigen Ballast, der vielen kopflos Flüchtenden zum Verhängnis wurde, leistete man Verzicht, um die Pferde nicht übermäßig zu beanspruchen und schnell voranzukommen. So hatte die Gräfin Eulenburg in Prassen bereits im Oktober 70 Wagen für den Ernstfall der Flucht ihrer 700 Leute vorbereiten lassen. Auch der vorausschauenden Planung des Verwalterehepaars von Gut Stettenbruch beispielsweise ist es zu verdanken, daß der Treck des Rittergutes und seines Vorwerks Ernsthof fast ohne Ausfälle über das Haff nach Mecklenburg gelangte.

Viele Schicksale ließen sich nie klären. Unzählige Menschen blieben verschollen. Ihre Spur endete irgendwo im Chaos verstopfter Straßen oder am Kai eines Hafens. Am tragischsten ist jedoch das Geschick tausender Kleinkinder, die im Durcheinander ihre Mutter verloren hatten und weinend umherirrten. Niemand wußte, wie sie hießen und woher sie kamen. Mitleidige Seelen haben sich ihrer angenommen.

Rastenburger Höllentage

Am 27. 1. Januar um 9 Uhr erschienen Panzer und Kradschützen der Roten in Rastenburg, das unversehrt geblieben war. Später folgte russische Infanterie. Nach wenigen Stunden hatte sich das liebenswerte Antlitz der Stadt zur Grimasse verzerrt, zur Breughelschen Schreckkulisse, in der sich Szenen von unvorstellbarer Brutalität und Grausamkeit abspielten. Ostpreußen, das die Jahre hindurch vom Kriegsgetümmel verschont geblieben war, mußte nun alle Unmenschlichkeiten der Hölle auf einmal erdulden. Das Deutsche erlitt einen qualvollen Tod. Er griff in allen Ortschaften nach jedem einzelnen Menschen, ließ ihm vor Entsetzen das Blut in den Adern gerinnen, die Schreie ersticken, die Tränen versiegen. Gott hatte sich abgewandt und wollte nicht sehen, daß betrunkene Rotarmisten wehrlose, verängstigte Menschen traten und schlugen, sich auf Frauen und Schulmädchen stürzten und Väter erschossen, die sich schützend vor ihre Töchter stellten. Tagelang tobten sich disziplinlose bewaffnete Horden, darunter Mongolengesichter und Blatternarbige, in der zur Plünderung freigegebenen Stadt aus, durchstöberten Geschäfte und Wohnungen, demolierten alles, was für sie im Augenblick nicht von Nutzen war, schossen auf den Straßen und in den Häusern wild um sich, suchten unentwegt nach Schnaps, zerrten Frauen aus ihren Verstecken und warfen sich nacheinander auf sie. Viele der Gequälten stürzten sich aus dem Fenster oder erhängten sich. Im Alkohol- und Blutrausch wurden in der Luisenschule etwa 20 Flüchtlinge aus Lyck ermordet, im Krankenhaus etwa 30 Verwundete. Die schockierten Schwestern wurden vergewaltigt. Der angesehene Chefarzt, Dr. Diehl, nahm sich das Leben, wie es zuvor alle zurückgebliebenen Ärzte und Apotheker und ihre Familien und Angestellten getan hatten. Der Willkür schießwütiger Sowjetsoldaten fielen 3 Rechtsanwälte, der katholische Pfarrer Lindenblatt, bekannte Geschäftsleute und viele Mitbürger zum Opfer, die ohne jeden Anlaß über den Haufen geknallt wurden.
Aber es waren der Schrecken noch nicht genug. Am 31. Januar wurde die gesamte Altstadt niedergebrannt. Etliche Bewohner hatten sich das Leben genommen, manche wurden in den Häusern getötet, mehrere niedergeschossen, als sie aus den brennenden Häusern ins Freie liefen. Anfang Februar durften die Deutschen endlich die Toten begraben, die überall herumlagen. Die Gräber wurden in den Gärten geschaufelt.
Der 27. Januar bedeutete auch für Drengfurt den Untergang. Die von Frauen und Mädchen um die ganze Stadt gegrabene Panzersperre hatte ohne Verteidiger keinen Sinn. Uhrmacher Werner, der russisch sprechen konnte, wollte das unzerstörte Städtchen übergeben und ging mutig den Sowjets entgegen. Ein russischer Offizier schoß ihn sofort nieder. Alle zurückgebliebenen Männer der Stadt wurden ebenfalls erschossen.
Die Russen kamen in solchen Massen, daß sie den ganzen Kreis überschwemmten und kaum einen Weiler übersahen. Und sie mordeten überall, besonders gnadenlos in Baumgarten, Schülzen, Neuendorf, Muhlack, auf Gut Henriettenhof, wo später ein Massengrab mit 58 Leichen entdeckt wurde, und in Podlechen. Dort wurden 30 alte Männer, Frauen und Kinder erschlagen. In Neuendorf waren 12 französische Kriegsgefangene unter den Mordopfern. Die Landgemeinden wurden von Erschießungskommandos heimgesucht. Sie brachten jeden um, der einen Hof besaß. Es nützte nichts, wenn russische und polnische Kriegsgefangene und ukrainische Arbeiterinnen schrien, sie seien von dem Ergriffenen immer gut behandelt worden.
Deutsche waren vogelfrei und dienten als Zielscheibe, wenn sie aus dem Oberteich Wasser schöpften. Ihre Blicke wurden stumpf, ihre Herzen leer. Sie hatten den Glauben an irgendetwas Gutes, das noch Bestand haben könnte, verloren, und sie waren ohne jede Hoffnung; denn niemand gebot dem Wahnsinn Einhalt. Ein Strafgericht vollzog sich an ihnen, die sich persönlich gar nicht schuldig gemacht hatten. Ihre Richter waren, ob Offizier, Kommissar oder Analphabet aus Kasachstan, Folterknechte, die Haß und Rachegelüste abreagierten, gleichgültig, an wem auch immer. Diejenigen, die nicht mehr hatten flüchten können, mußten ein Sühneopfer erbringen für alle Deutschen. Aber warum? Weil sie sich einen Götzen geschaffen und ihn angehimmelt hatten?

Die Zahl der Ermordeten wird sich nie auch nur annähernd feststellen lassen. Allein in Rastenburg sind es mit Sicherheit einige hundert gewesen. Nirgendwo sind bestialische Scheußlichkeiten in solcher Vielzahl geschehen wie in Rastenburg. Möglicherweise hing das mit der Nähe des Führerhauptquartiers zusammen.

Bis zum Abend des 27. Januar ging der Kreis Rastenburg verloren. Gekämpft wurde nur noch zwischen Korschen und Rößel. Die alte Korschener Schule war vorübergehend Gefechtsstand der deutschen Verteidiger. Sie warfen die Russen mehrmals über die Linie Kollmen-Seeligenfeld zurück. Deshalb nahm der Gegner Korschen unter Artilleriebeschuß, bis sich die deutschen Soldaten in Richtung Langheim zurückzogen. Im Kampfgebiet irrten Zivilisten herum und flüchteten in den Nachbarkreis Bartenstein. Manche verbargen sich in Podlechen. Die Kämpfe im Ostzipfel des Kreises endeten am 31. Januar.

Der Widerstand konzentrierte sich auf das Gebiet zwischen den Flüssen Passarge, Alle und Deime. Die Soldaten wußten, daß sie auf verlorenem Posten standen und fochten dennoch aufopfernd. Nicht für Hitler, nicht für die nationalsozialistische Weltanschauung, nicht einmal mehr für das deutsche Vaterland, sondern nur noch für die Frauen und Kinder, die in Eiseskälte und Schneesturm der Küste zuhasteten, um sich in letzter Minute vor der Grausamkeit und der Versklavung zu retten. Wann hat es je so etwas gegeben?

Die Flüchtlinge und die letzten Divisionen als ihre Beschützer waren so sehr mit ihrem eigenen Überlebenskampf beschäftigt, daß sie nicht mehr wahrnahmen, was an anderen Fronten geschah: Schukows Armeen hatten Warschau umgangen. Wegen der Gefahr der Einschließung wurde die Stadt am 15. 1. aufgegeben. Die deutschen Truppen krallten sich an strategisch günstigen Stellen immer wieder fest, so im Wartheabschnitt bei Posen oder im Mittelgebirge Lysa Gora. Dazwischen jedoch wurde die Front eingedrückt und am 20. 1. die Oder bei Breslau erreicht. Am bedrohlichsten wurde der sowjetische Vorstoß nach Frankfurt, der erst an der Oder aufgehalten werden konnte. Rokossowskis Armeen stürmten daher Mitte Februar an Danzig vorbei nach Pommern hinein, um Schukow zu entlasten und den Vormarsch nach Westen voranzutreiben.

Die im Samland zusammengedrängten Divisionen lieferten der Armeegruppe Tschernyakowski einen fanatischen Kampf, konnten es aber nicht verhindern, daß die Sowjets am 29. 1. nördlich von Königsberg in Richtung Fischhausen einbrachen. Doch die Bahnlinie nach Pillau wurde immer wieder freigekämpft und der Seekanal nach Königsberg offengehalten, um die unübersehbare Masse von Flüchtlingen fortschaffen zu können. Auch die Verwundeten mußten gerettet werden; denn es war inzwischen bekannt, daß sich die Gegner mit der Betreuung Schwerverletzter nicht belasten wollten und sie kurzerhand durch Kopfschüsse zu Gefallenen machten.

Mitte März waren Heiligenbeil, Danzig und Gotenhafen eingeschlossen. Die Sowjets standen jetzt auch an der unteren Oder bei Stettin. Die beiden Hafenstädte an der Danziger Bucht waren am 30. März fest in der Hand sowjetischer und polnischer Truppen. Die 4. deutsche Panzerdivision setzte sich in die Wälder der Weichselniederung nach Osten ab, begleitet von Trecks, die bereits bis Ostpommern gelangt, dort aber auf Russen gestoßen und wieder umgedreht waren. Zwischen Weichsel und Nogat waren sie vorerst sicher. Aber wie sollten sie von dort entkommen? Es gab keine andere Wahl: Sie mußten sich von Pferden und Wagen trennen und sich den überfüllten Prahmen und Landungsbooten anvertrauen, die bis Hela 4 Stunden auf den Wellen schaukelten. Diese Transporte gingen bis in den Mai hinein. Die letzten Boote aus der Weichselniederung mußten das Risiko auf sich nehmen, den weiten Seeweg zu abgelegenen Häfen selbst zu wagen, obwohl die Bootsführer keine Ahnung von der Seefahrt hatten. Die für die Evakuierung der Halbinsel Hela eingesetzten Schiffe konnten zusätzliche Fracht nicht mehr aufnehmen.

Für die Menschen aus dem Osten war die Westfront bedeutungslos geworden. Sie verlief im Februar im wesentlichen entlang des Rheins. Am 6. März brachten amerikanische Vorausabteilungen in Verfolgung deutscher Nachhuten die Brücke bei Remagen südlich von Bonn in ihre Gewalt, bevor sie gesprengt werden konnte. 14 Tage später wurde bei Oppenheim südlich von Mainz der Rheinübergang erzwungen. Auch bei Wesel wurde nach schweren Kämpfen ein Brückenkopf geschlagen. Von hier aus versuchten die Amerikaner, das Rhein-Ruhr-Gebiet zusammen mit den bei Remagen übergesetzten Truppen zu umfassen. Am 1. April schloß sich der Kreis bei Paderborn. Mit einem Riesenaufwand schwerer Waffen hatten sie eine Kette um die Armeegruppe B und 2 Korps der Armeegruppe H unter dem gemeinsamen Oberbefehl des Gfm. Model gelegt. Die dominierenden alliierten Luftstreitkräfte machten alle Ausbruchsversuche zunichte, zumal sie nur noch halbherzig erfolgten. Es war besser, mit dem sinnlosen Kampf inmitten eines dichtbevölkerten Gebietes aufzuhören. Am 18. April ergaben sich 325 000 Soldaten. Uraltem Brauch folgend, gab sich der unterlegene Heerführer selbst den Tod.

Die deutsche Westverteidigung bröckelte auseinander. Niemand registrierte mehr den weiteren Vormarsch der Alliierten, der zunächst Nord- und Süddeutschland voneinander trennte. Der Ablauf der letzten Kriegsereignisse im westlichen Teil des sterbenden Reiches war nicht mehr von Bedeutung. Um so mehr der im Osten.

Wegen der politischen Entscheidungen über die Aufteilung Deutschlands und der Gefahr, mit den auf breiter Front heranrückenden Sowjets zusammenzustoßen, ließ der westalliierte Oberbefehlshaber, General Eisenhower, seine nördlichen Armeen anhalten, als sie Elbe und Mulde erreicht hatten. Sie gewannen einen Brückenkopf auf dem Ostufer der Elbe und kontrollierten das Gebiet zwischen Mulde und Elbe, bis sie am 25. April bei Torgau erstmals Kontakt mit den Sowjets hatten.

Der Widerstand gegen die Sowjets war in den letzten Kriegsmonaten wesentlich härter als der gegen die Anglo-Amerikaner. Es gab Hoffnungen, die West-Alliierten würden gemeinsam mit der Wehrmacht die Sowjets sofort wieder zurückwerfen; denn freiwillig würden sie niemals einmal besetztes Gebiet räumen. Im Osten wurde gekämpft, um die Russen abzuhalten, bis Amerikaner und Engländer herangekommen waren. Der Stopp an Elbe und Mulde war für viele deutsche Soldaten und Flüchtlinge eine tiefe Enttäuschung und Ernüchterung.

Ende März war die Donaufront zusammengebrochen, und Mitte April war Wien in der Hand der Sowjets. Die Balkantruppen hatten allmählich Jugoslawien geräumt — ständig bedroht von Titos Partisanen, die keinem zurückgebliebenen Deutschen Pardon gaben. Auch im April bestand noch eine geschlossene Front von Fiume an der Adria über Marburg/Drau, St. Pölten, Brünn nach Troppau östlich von Mähr.-Ostrau, am Nordrand der Sudeten entlang nach Görlitz, schließlich dem Lauf der Neiße und der Oder folgend bis Stettin und östlich des Haffs und der Dievenow zur Ostsee.

Die Armeegruppen Schukow und Konjew griffen Berlin am 16. April an. Sie nahmen schwere Verluste in Kauf; denn sie wollten die Reichshauptstadt unter allen Umständen ohne Hilfe der West-Alliierten zu Fall bringen. Am 25. hatten sie den Ring um die „Festung" nordwestlich von Potsdam geschlossen. Der von der Elbe aus vorgerückten Armee des Panzergenerals Wenck gelang es, die Verteidiger Potsdams herauszuhauen und die Reste der geschlagenen IX. Armee zu sammeln. Für den Entsatz Berlins reichte die Kraft nicht mehr. Wenck befahl den Rückzug nach Westen. Die Stärke der Berlin-Verteidiger betrug 40 000 Mann einschließlich des Volkssturms und der Hitler-Jugend, dazu kamen in den letzten Tagen das intakt gebliebene Panzerkorps der IX. Armee unter Führung des Gen. d. Art. Weidling, der von Hitler als Kampfkommandant eingesetzt wurde, und die Reste der französischen SS-Division „Charlemagne". Gegen die 8 Sowjetarmeen, die von allen Seiten in die Vororte eingedrungen waren, konnte auch zähester Kampf nichts ausrichten.

Hitler blieb in dem Bunker unter der Reichskanzlei. Er hatte sich dazu durchgerungen, mit der Stadt, in der er einst überwältigende Triumphe gefeiert hatte und die jetzt nur noch ein Trümmerhaufen war, zugrunde zu gehen. Nach seinen früheren Träumen sollte Berlin einmal die imponierendste Metropole Europas werden. Nun war der rapide gealterte, körperlich ruinierte Mann, der größere Machtfülle besessen hatte als je ein anderer Diktator, nur noch Regent einiger Stadtbezirke — vielleicht nicht einmal das; denn Berlins treibende Kraft war zweifellos Dr. Joseph Goebbels. Seine Regierungsstellen funktionierten bis zu den letzten Kriegsstunden. Am 30. April gingen Adolf Hitler und Eva Braun, die er tags zuvor geheiratet hatte, gemeinsam in den Tod. Die Leichen hat man nie gefunden. Im Wehrmachtsbericht hieß es, Hitler sei gefallen. Sein Stern war lange vor seinem Tod verblaßt, seine Idee gestorben. Sie hatte angesichts der völligen Katastrophe überhaupt keine Bedeutung mehr, hatte sich als undurchführbar erwiesen. Er hatte die Kräfte seines Volkes ins Gigantische gesteigert, aber in einem mörderischen Krieg zerstörerisch eingesetzt. Alles, was Hitler in rasantem Tempo aufgebaut hatte, war von ihm selbst wieder eingerissen worden mit gleicher Kompromißlosigkeit. Der Einsiedler der „Wolfsschanze" und des Kanzleibunkers hatte in einer irrealen Vorstellungswelt gelebt. Das „tausendjährige großgermanische Reich" war nach 12 Jahren dem Chaos gewichen. Und dennoch waren die meisten Deutschen erleichtert, daß die Sowjets den früheren Führer nicht im Triumph nach Moskau schleppen konnten. Hitler blieb verschwunden, und das war gut so.

Hitler hatte zu seinem Nachfolger den Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Großadmiral Dönitz, bestimmt, weil dieser untadelige Offizier vermutlich am ehesten von allen Kriegsgegnern als verhandlungsfähiges Staatsoberhaupt akzeptiert werden konnte. Dönitz bildete eine unpolitische Regierung in Flensburg, der als einziger Prominenter Albert Speer angehörte. Der Großadmiral entschied sich in Übereinstimmung mit Gfm. Keitel, dem Chef des OKW, und Generaloberst Jodl, dem Chef des Wehrmachtsführungsstabes, zur sofortigen Beendigung des Krieges mit den Westmächten. Den Kampf gegen die Sowjets wollte man fortsetzen, bis sich die Ostarmeen auf die Demarkationslinie zurückgezogen hatten und möglichst viele deutsche und europäische Flüchtlinge vor Bolschewisierung, Versklavung und Verschleppung gerettet waren. Zunächst sollte durch Verhandlungen über Teilkapitulationen Zeit gewonnen werden.
Nach Annahme der Kapitulation aller in Holland, Friesland, Schleswig-Holstein, Dänemark und in der Festung Dünkirchen stehenden Truppen durch den britischen Feldmarschall Montgomery trat am 5. Mai im Kampfgebiet zwischen Rotterdam und Wismar Waffenruhe ein. Vom alliierten Hauptquartier in Reims wurden weitere Teilkapitulationen im Westen und Süden zurückgewiesen. Der Versuch von Generaloberst Jodl, den Ostarmeen unter Gfm. Schörner, Rendulic und Generaloberst Löhr die Absetzbewegung an die Demarkationslinie zeitlich zu ermöglichen, scheiterte an dem Ultimatum Eisenhowers. Jodl und Generaladmiral von Friedeburg unterzeichneten am 7. Mai in Reims die bedingungslose Kapitulation an allen Fronten. Tags darauf unterschrieb Gfm. Keitel die Kapitulationsurkunde im sowjetischen Hauptquartier in Berlin. Der Krieg in Europa war am 9. Mai 1945 zu Ende, die Welt atmete auf.

Hinter die rettende Demarkationslinie gelangten die Heeresgruppe Weichsel, die 12. Armee und die Reste der 9., sowie die Heeresgruppe Süd. Die Heeresgruppen Südost und Mitte schafften es nur zu kleinen Teilen. Viele Soldaten, die sich noch bis zu den Amerikanern durchgeschlagen hatten, wurden den Sowjets ausgeliefert. Von der Halbinsel Hela konnten etwa 75 000 Mann der Armee Ostpreußen und 25 000 Soldaten der Kurland-Armee eingeschifft werden, darunter das Infanterieregiment 23 aus Rastenburg, das Stammregiment der Elchkopfdivision. Der Transport über See ging noch nach der Kapitulation weiter. Bis zum 17. Mai wurden abermals 120 000 Soldaten, Verwundete und Flüchtlinge durch die Maßnahmen von Dönitz in Sicherheit gebracht, wodurch sich die Gesamtzahl der von der Kriegsmarine Fortgeschafften auf fast 2,2 Millionen erhöhte. Die Hälfte der Ostarmeen konnte vor sowjetischer Gefangenschaft bewahrt bleiben.

Knechtschaft

Seit der Eroberung Ostpreußens durch die Rote Armee, waren die Deutschen praktisch Leibeigene, über die nach Belieben verfügt wurde. Uneingeschränkter Herrscher war der sowjetische Stadtkommandant, der von ihm eingesetzte deutsche Bürgermeister in Rastenburg, ein Kommunist, war nur Befehlsempfänger. Er hatte Arbeitskolonnen von Frauen aufzustellen, die aus allen Häusern die Möbel hinausschaffen mußten. Das Privateigentum wurde als Reparationsleistung eingezogen. In der Sowjetunion war es üblich, daß Frauen harte Männerarbeit verrichteten. Jetzt wurde auch hier so verfahren; Frauen mußten die gesprengten Eisenbahnbrücken wieder aufbauen.
Die GPU nahm Massenverhaftungen vor und trieb die Eingekerkerten durch tagelange Verhöre, Hunger und Prügel zu Selbstbezichtungen und Denunziationen. Wer auch nur ein kleines Parteiamt innegehabt hatte, kam ins Straflager nach Insterburg, Intellektuelle wurden nach Rußland verschleppt. Im März wurden Frauen und Männer bis zu 60 Jahren in großer Zahl in Güterzügen fortgeschafft. Wegen der unmenschlichen Zustände überlebten manche den Transport nach Sibirien nicht, viele starben dort, wenige kehrten nach Jahren zurück. Durch die Verschleppungen verloren viele Kinder ihre Eltern. Fremde Frauen nahmen sich ihrer an. Halbwüchsige Mädchen versorgten den Haushalt für ihre jüngeren Geschwister.
Ein Großteil der Rastenburger mußte die Häuser in der Bankmannstraße beziehen. Trotz der fürchterlichen Enge waren die Frauen froh, in dem durch Posten bewachten „Ghetto" vor den Sowjetsoldaten sicher zu sein. Ende Mai wurde erstmals der Mord an einer Deutschen durch einen sowjetischen Gerichtsoffizier untersucht. Bis zum Juni wurden immer noch einzelne Häuser gebrandschatzt.
Für die ärztliche Betreuung der Restbevölkerung einschließlich der Flüchtlinge aus allen umliegenden Kreisen gab es nur einen einzigen Arzt im Krankenhaus. In seine Behandlung begaben sich auch sowjetische Offiziere mit ihren Familien, weil sie zu ihren eigenen Ärzten kein Vertrauen hatten. Als Gegenleistung sorgten sie für die Verpflegung des Krankenhauses und den Schutz der Schwestern, auch durften weiterhin Deutsche aufgenommen werden. Alle Frauen der Stadt mußten sich auf Geschlechtskrankheiten untersuchen lassen. Es stellte sich heraus, daß 80 % der Vergewaltigten infiziert waren. Im April wurde das E-Werk von russischen Pionieren notdürftig instand gesetzt, so daß im Krankenhaus wieder Röntgenaufnahmen gemacht werden konnten. Wegen der Wasserverwendung offener Gewässer brach eine Typhusepidemie aus, der 300 Rastenburger zum Opfer fielen. Weit über 1000 weitere Erkrankte konnten im Krankenhaus gerettet werden. Die Toten wurden neben den beiden Massengräbern auf dem Friedhof beigesetzt. Dort ruhen die Opfer der Schreckenstage von Januar und Februar 1945. Nach Zeugenaussagen handelt es sich um 3100 Erschossene, Erschlagene und von eigener Hand Getötete.
Mit der Einsickerung der Polen begann für die Deutschen eine Periode erneuter Drangsal. Die Bankmannstraße mußte geräumt werden, Einrichtungen mußten dort verbleiben. Die „Ghettobewohner" mußten sich in der Stadt neue Unterkünfte suchen. Dort begannen wieder die Vergewaltigungen. Sonst aber beschützten die Russen die „Eingeborenen" vor den Raubzügen der Polen. Es ist sogar zu Schießereien mit der polnischen Miliz gekommen. Russen und Polen haßten einander abgründiger, als sie die Deutschen haßten. Um den Polen nichts zu hinterlassen, hatten die Sowjets aus den Inneneinrichtungen der Kirchen und Ämter Kleinholz gemacht. Deutschenhaß war bei der polnischen Intelligenz und der aufgehetzten Jugend verbreitet, bei den toleranteren Kaufleuten weniger. Die sog. „kleinen Leute" zeigten sich sogar deutschfreundlich — besonders diejenigen, die in Deutschland gearbeitet und es dort gut angetroffen hatten.
Mitte Mai wurde die Stadt der polnischen Zivilverwaltung unterstellt. Der Starost zog in das Landratsamt, der Bürgermeister in das Rathaus ein. Die Stadt wurde zunächst Rastenborku, dann endgültig Ketrzyn genannt. Straßen erhielten polnische Namen. Alle Inschriften an Gebäuden, die an die deutsche Vergangenheit erinnerten, wurden abgemeißelt. Die Bahn kam unter poln.

Verwaltung, die Post wurde eingerichtet, ein poln. Kreisarzt eingesetzt, das Krankenhaus einem poln. Chefarzt übergeben. Im August läuteten erstmals wieder die Kirchenglocken, doch kam es vielen Polen nicht in den Sinn, christliches Verhalten auch Deutschen gegenüber zu beweisen, obwohl sie so fromm waren. Sie belieferten das Waisenhaus nicht wie die Russen mit Lebensmitteln, nahmen der Heimleitung Hühner und Schweine fort und ließen es zur Katastrophe kommen; denn mehrere Kinder sind hungers gestorben, andere nur mit Mühe aufgepäppelt worden.
Die russischen Etappentruppen wurden durch aktive Einheiten der Roten Armee, die sich diszipliniert verhielten, ersetzt. Belegt wurden die Artilleriekaserne und die ehem. SS-Kaserne in Karlshof. Für die Rotarmisten wurde die Hippelschule als Lazarett eingerichtet. Die Achtung der Sowjetsoldaten vor dem besiegten Gegner zeigte sich darin, daß der Heldenfriedhof nicht beschädigt, zeitweilig sogar von Posten bewacht wurde.
Das polnische Element trat in der Stadt immer stärker hervor. In der Hindenburgstraße und der Angerburger Straße taten sich Läden auf, die zunächst kümmerlich waren, sich dann aber mit Waren aus Zentralpolen füllten. Eßwaren waren bald frei erhältlich. In Krauseneck ließen sich polnische Eisenbahner nieder. Dagegen nahm der deutsche Bevölkerungsteil durch die Vertreibung rapide ab und war dann nur noch eine Minderheit. Die Geschichte der deutschen Stadt Rastenburg endete mit dem Jahr 1945. Ähnlich war es in anderen ostpreußischen Städten. Stalin hatte sein Ziel erreicht, vor Abschluß eines Friedensvertrages vollendete Tatsachen zu schaffen und das Deutschtum aus der angestammten Heimat zu verdrängen.

Vertreibung

Bei der Potsdamer Konferenz vom 17. Juli 1945 zwischen den Siegermächten UdSSR, USA und Großbritannien wurde über die Besatzungszonen und Reparationsleistungen schnell Einigung erzielt, nicht aber über den Aufbau eines neuen Deutschen Reiches und über einen Ausweg aus dem Chaos. Der Westen orientierte sich an den Denkschablonen von Versailles und meinte, alle Kernprobleme sollten in einem Friedensvertrag geregelt werden. Bis dahin könnte man vieles aufschieben, so auch die Frage der polnischen Westgrenze. Die deutschen Gebiete östlich von Oder und Neiße sollten so lange unter polnische Verwaltung gestellt werden. Für Stalin stand es fest, daß er einen polnischen Staat nie mehr aus seinem Machtbereich entlassen werde, daß allen gewonnenen Gebieten das bolschewistische Gesellschaftssystem aufgezwungen werden müßte — sogar der sowjetischen Besatzungszone jenseits der Oder und der Elbe.
Die Überführung der in Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn zurückgebliebenen Deutschen „in ordnungsgemäßer und humaner Weise" sollte nach Deutschland erfolgen. Darunter verstanden die Westalliierten das Reichsgebiet in den Grenzen von 1937. Stalin ging jedoch von der Situation aus, in die Deutschland durch den Krieg geraten war: Das Reich war ein Land ohne anerkannte Grenzen, ohne Regierung, ohne Armee. Die bedingungslose Kapitulation gab der Sowjetunion seiner Meinung nach das Recht, nach ihren Zweckmäßigkeitsgründen zu handeln. Churchill hatte den neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten, Truman, vor zu großem Entgegenkommen Stalin gegenüber gewarnt: „Ein eiserner Vorhang ist vor ihrer Front niedergegangen. Was dahinter vorgeht, wissen wir nicht!"
Hinter diesem Vorhang vollzogen sich Zwangsdeportationen unvorstellbaren Ausmaßes in brutalster, menschenverachtender Art. Die Westverschiebung Polens wurde vorgenommen, damit sich die Sowjetunion den Ostteil dieses Landes einverleiben konnte. 2,5 Mio. Polen westlich der ungefähren Linie Tschernowitz-Rowno-Minsk-Polozk/Düna wurden enteignet und aus ihrer

Heimat nach Westen vertrieben. 1,5 Mio. Ukrainer und Weißrussen wurden in umgekehrter Richtung in Marsch gesetzt, obwohl sie polnische Staatsbürger waren. Stalin ließ alle Deutschen, die noch in Ostpreußen, Westpreußen, dem Warthegau, Danzig, Pommern, Ostbrandenburg und Schlesien geblieben waren, aus ihrer angestammten Heimat hinauswerfen, außerdem die Deutschen aus den Donau- und Balkanstaaten. Einschließlich der bereits geflüchteten wurden über 11 Mio. Deutsche heimatlos. Es setzte die größte Völkerwanderung der Geschichte ein.

Als die unter fremder Knute lebenden Ostpreußen erfuhren, daß sie nach Mittel- und Westdeutschland gebracht werden sollten, brach großer Jubel aus. Sollte ihre Leidenszeit tatsächlich zu Ende gehen? Nur wer schriftlich erklärte, Masure zu sein, wurde nicht ausgewiesen. In dem Falle durften Bauern sogar ihren Hof behalten. Dennoch haben nur wenige für Polen optiert.

Im Herbst 1945 wurden die ersten Deutschentransporte zusammengestellt. Sie gingen nach Thüringen. Jetzt zeigte es sich aber, daß die Russen nicht in der Lage oder nicht willens waren, die Überführungen in der verlangten humanen Weise zu gewährleisten. Bereits vor der Abfahrt wurden alle Ausgewiesenen stundenlang gefilzt und aller Wertsachen beraubt. Weitere Plünderungen waren regelrecht organisiert, Bahnbeamte, Miliz und Plünderungstrupps arbeiteten Hand in Hand. Bei jedem Aufenthalt stürzten sich Polen auf die Transporte und raubten sie aus. Besonders übel war die polnische Miliz, die sich als uniformierte Räuberbande hervortat. Es kam sogar zu Totschlag und schikanösen Zwangsaufenthalten auf Abstellgleisen, um den Durchhaltewillen der Hungernden und Frierenden zu brechen. Wenn die Beute auf den letzten Stationen zu gering wurde, scheuten sich die Piraten nicht, manchen noch die Kleider vom Leibe zu reißen. Die Transporte waren tagelang unterwegs, die Vertriebenen in Güterwagen eingepfercht. Es gab keine oder nur unzureichende Verpflegung, keine ärztliche Betreuung der Erkrankten, keine Toiletten. Vor Kälte schlotternd, von Hunger und erlittenen Gewalttätigkeiten geschwächt und der allerletzten Habe beraubt, trafen die Geschundenen schließlich in einem Aufnahmelager ein. Viele waren unterwegs an Unterkühlung, Mißhandlungen oder Krankheiten gestorben. Die westliche Welt nahm von den Ungeheuerlichkeiten hinter dem eisernen Vorhang überhaupt keine Notiz; denn die Deutschen hätten durch ihre eigenen früheren Schandtaten den Polen die Rechtfertigung für ihr jetziges schändliches Tun gegeben. Wieder einmal mußten Ostpreußen für „die Deutschen" leiden.

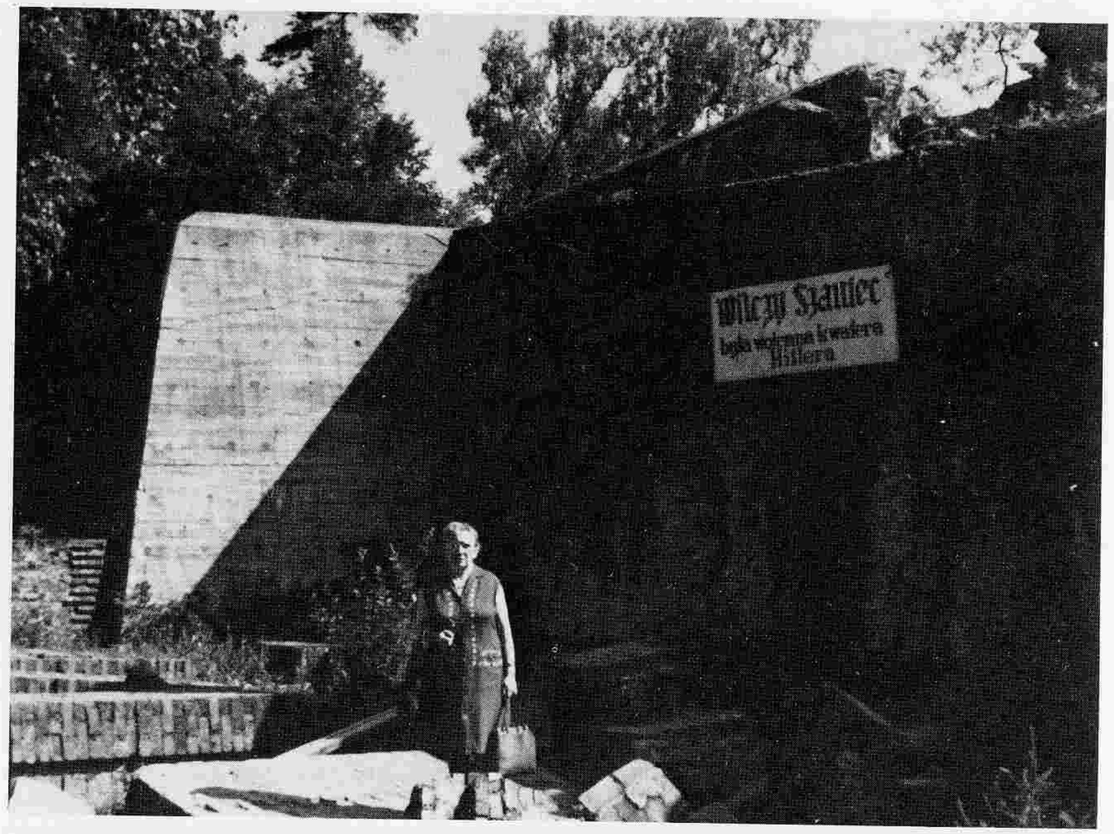
Niemand weiß genau, wieviel Todesopfer Flucht und Vertreibung gefordert haben und wieviel Verschleppte umgekommen sind. Sie wurden oft verscharrt, wo sie gerade aufgefunden wurden, ohne daß man sie registriert oder ihre Identität festgestellt hätte. So schwanken die Schätzungen zwischen 2 und 3 Millionen Toten.

Den Wahnsinn eines Krieges zeigen folgende Zahlen auf. Insgesamt hat der 2. Weltkrieg in Europa, Afrika und Ostasien 50 Millionen Tote gefordert. Es fielen 27 Millionen Soldaten, 35 Millionen wurden verwundet. Im Bombenkrieg verloren 260 000 Deutsche und 77 000 Briten ihr Leben. Die Kriegskosten betrugen 1 Trillion Dollar (10^{18}). Davon entfielen 1 Drittel auf die Achsenmächte, 2 Drittel auf die Alliierten. Wird die Menschheit daraus eine Lehre ziehen?

Viele, viele Jahre nach dem Kriege setzten sich die ersten Rastenburger von Sehnsucht getrieben über alle Unsicherheiten, Zweifel und Ängste hinweg und wagten sich wieder in ihre geliebte Heimatstadt. Dann standen sie dort, wo sich der Alte Markt mit der Adler-Apotheke, dem Elternhaus von Arno Holz, befunden hatte. Um sie herum bis zu den Stadtmauern der Ordensritter ein riesiger freier Platz. Fortgeräumt waren die Trümmer, nicht aber die Erinnerungen an das pulsierende Leben hier und die Schreckensbilder des 27. Januar 1945, als die Russen kamen, plünderten, schändeten und mordeten und in blindwütigem Vernichtungsrausch am 31. Januar die gesamte Altstadt, die Gebäude um den Neuen Markt und an der Südseite der Angerburger Straße niederbrannten.

Die Besucher schauten hinüber zur Neustadt, die sich ihnen nie so dargeboten hatte: Zwischen Landratsamt und Rathausturm die Häuserzeile der Friedrichstraße, die hinter der Stadtmauer verschwindet, an die sich die Häuser der Hinteren Kirchenstraße und der Mauerstraße gelehnt hatten. Hinter der Mauer scheinbar unmittelbar am Kirchenchor steht die Loge, die damals als Kindergarten genutzt wurde. — Man entdeckte den hohen Aulagiebel der Herzog-Albrecht-Schule über dem Landratsamt und versetzte sich zurück in die Pennälerzeit. — Aber es gab nicht mehr die Mutter zu Hause, zu der man nach dem Unterricht eilte, nicht das Heim mit dem Kreis der Lieben, weder Nachbarn noch Freunde, auch keine Läden und Kneipen, in denen man als Kunde oder Gast freudig begrüßt wurde. Die Rastenburger standen in ihrer Stadt und gehörten nicht mehr dazu. Sie hatten die Heimat verloren, jetzt auch noch den Traum einer Wiederkehr.

(Foto Carl Böttcher, 1960)



Traurigerweise ist Rastenburg erst am Ende seiner 616jährigen deutschen Geschichte in aller Welt bekannt geworden — durch das Führerhauptquartier im nahen Görlitzer Wald. Die ausgedehnten Anlagen waren von der „OT" in wenigen Monaten geschaffen und von Hitler und seinen Stäben zu Beginn des Rußlandfeldzuges Ende Juni 1941 bezogen worden. 3½ Jahre lang war die „Wolfsschanze eine der Schaltzentralen des Weltgeschehens. Dorthin kamen Mussolini, der franz. Vichy-Ministerpräsident Laval, der ungarische Reichsverweser Admiral Horthy, der rumän. Staatschef Marschall Antonescu, König Boris von Bulgarien, der mohammedanische Großmufti von Jerusalem, ausländische Botschafter und Truppenführer, die deutschen Minister, Feldmarschälle, Rüstungsexperten und Empfänger höchster Kriegsauszeichnungen wie die Jagdflieger Mölders und Galland, der Kampfflieger Rudel, der U-Boot-Kommandant Kretschmer und andere.

Im November 1944, als die Ostfront schon nahe herangerückt war, wurde das Hauptquartier aufgegeben und am Tage vor dem Russeneinmarsch in Rastenburg in die Luft gesprengt. Die Trümmer werden wohl immer an den Befehlsstand des Zweiten Weltkrieges erinnern, zu dem heute Scharen in- und ausländischer Besucher fahren. In einen Bunker ist ein Hotel mit Restaurant eingebaut worden, es gibt ein Kino, Erfrischungsbuden und Parkplätze für Pkw und Busse. Besucher, die persönlich im Krieg gelitten hatten, werden seltener. Für die meisten ist das Führerhauptquartier nur makabres Zeugnis vom Untergang des „Tausendjährigen Reiches". Nach der Besichtigung wird der Kaffee besonders gut schmecken. *(Foto Heinz Kiaulehn. 1973)*

Die Fremdenführer erklären an Übersichtstafeln, daß hier eine kleine Stadt mit eigener Stromversorgung, Heizwerk, Wasser-Pumpstation, Zufahrtstraßen aus verschiedenen Richtungen, direktem Bahnanschluß und Flugplatz entstanden war. Im Sperrkreis I nördlich der Bahnlinie lagen die Bunker von Hitler, Göring, Generalfeldm. Keitel, Generalob. Jodl und Reichsleiter Bormann. Im Sperrkreis II südlich der Bahn befanden sich die Wehrmachtsführungsstäbe und die Nachrichtenzentrale. Östlich dieses Sperrkreises waren Rüstungsminister Speer, Hitlers Leibarzt, Post und Wachsoldaten untergebracht. Außerdem gab es dort die sog. Gästestadt.

Umfangreiche Sicherungen durch hohe Drahtzäune, Minengürtel, Gefechts- und Unterkunftsbunker, schwere und leichte Flak rundum, Funkmeßgeräte, Tarnbepflanzung und Tarnnetze, Unterteilung in Sperrbezirke mit SS-Sonderbewachung sowie die starken Eliteverbände zum allgemeinen Schutz machten die „Wolfsschanze" zu einer Festung.

Trotz aller Sicherheitsmaßnahmen war es dem Verschwörer Oberst Graf Stauffenberg gelungen, am 20. Juli 1944 seine Aktentasche mit einer Zeitzünderbombe in der Besprechungsbaracke zurückzulassen. Bei der Detonation wurde Hitler jedoch nur leicht verletzt. Aus seinem Munde erfuhr das deutsche Volk über Rundfunk von dem Attentat einer Verschwörerclique, von seiner Rettung durch die „Vorsehung" und der unerbittlichen Verfolgung aller Verräter, die in Deutschlands Schicksalskampf auf der Seite der Gegner stünden. Der Staatsstreich der Widerstandsleute um Generalfeldmarschall von Witzleben, Generaloberst Beck, den ehem. Oberbürgermeister von Leipzig, Gördeler, und andere scheiterte in Berlin an der Regimetreue des Wachbataillons und den sofort von Reichsminister Goebbels durchgeführten Gegenmaßnahmen. Alle Verschwörer und diejenigen, die je mit ihnen Verbindung hatten, wurden gehängt. Unter ihnen waren auch Heinrich Graf zu Dohna, Tolksdorf, und Heinrich Graf Lehndorff, dessen Schloß Steinort während des Krieges von Außenminister Ribbentrop belegt war.

Die meisten Deutschen atmeten auf, weil noch einmal alles gut ausgegangen war. Sie wußten nicht, daß schon lange vor dem Kriege eine Militäropposition gegen Hitler Umsturz- und Attentatspläne geschmiedet hatte, die nur wegen der großen Popularität Hitlers immer wieder hinausgeschoben werden mußten. Sie kannten auch nicht Ursachen und Ziele des Widerstandes. Daher waren die Verschwörer in der Volksmeinung erbärmliche Vaterlandsverräter. Erst viele Jahre nach dem Kriege, als damals unbekannte Fakten und Zusammenhänge durchdacht werden konnten, wandelte sich Verachtung zunehmend in Respekt um. Mehr wurde daraus bis heute nicht. Der kläglich gescheiterte Widerstand war letztlich bedeutungslos, aber er setzte hinterher das Zeichen, daß es immer Menschen gibt, die ihre Gewissensentscheidungen über die Staatsgefolgschaft stellen. Und das bedeutet viel.

Nachwort

Zum Schluß sei es mir gestattet, das Prinzip der Objektivität aufzugeben und meine persönliche Meinung zu äußern. Ich habe versucht, den letzten Geschichtsabschnitt der deutschen Stadt Rastenburg darzustellen, wobei alltägliche Skizzen aus allen Lebensbereichen dazu dienen sollten aufzuzeigen, mit welchen Menschen man es dort zu tun hatte. Allerdings kann Regionalgeschichte nicht isoliert von deutschen und europäischen Abhängigkeiten betrachtet werden. Schließlich hängt das Verhalten der Bürger von den großen politisch-ideologischen, sozialen und wirtschaftlichen Einflüssen und von den kriegerischen Ereignissen ab. Die scheinbaren Abschweifungen in die Vorgeschichte des Nationalsozialismus und zum Ablauf des Zweiten Weltkrieges waren daher Notwendigkeit. Kaum jemand wußte, welche unaussprechlichen Untaten unter nationalsozialistischer Verantwortung begangen worden sind, daß die abendländische Ethik stranguliert und durch ein unmenschliches System ersetzt worden war. Die preußischen Wertbegriffe und Tugenden waren zu rücksichtslosem nationalem Egoismus pervertiert. Konzentrationslager, Judenvernichtung und Unterdrückung „minderwertiger Völker" blieben den Blicken verborgen. Die Massensuggestion durch Glanz und Gloria, Begeisterungstaumel und Gemeinschaftserlebnisse packte dagegen alle. Diese allen zur Schau gestellte Seite des Nationalsozialismus strahlte: Es gab Wohnungsbau, moderne Industriewerke, Reichsautobahnen, Urlauber auf schmucken KdF-Schiffen, ein gemeinsames Reich aller Deutschen in dem Hochgefühl unbändiger Kraft, der nichts unmöglich war. Was verkündet worden war, war eingetreten. Hitler hatte immer recht gehabt. Er tat genau das, was alle dachten, fühlten und wollten. Auf eine einfache Formel gebracht: Hitler war der personifizierte Zeitgeist. Deshalb wurde ihm bis zum Untergang Gefolgschaft geleistet.

Die zumeist aus Adelskreisen stammenden Verschwörer vom 20. Juli 1944 hatten so gut wie gar keinen Kontakt zu den „einfachen Leuten". Sie waren daher außerstande zu erkennen, daß ihr Komplott von vornherein zum Scheitern verurteilt war; denn selbst nach einem gelungenen Attentat wäre der Machtapparat Hitlers nicht zusammengebrochen. Das Volk hätte die Staatsführung der Widerständler niemals akzeptiert. Der Krieg wäre weitergegangen.

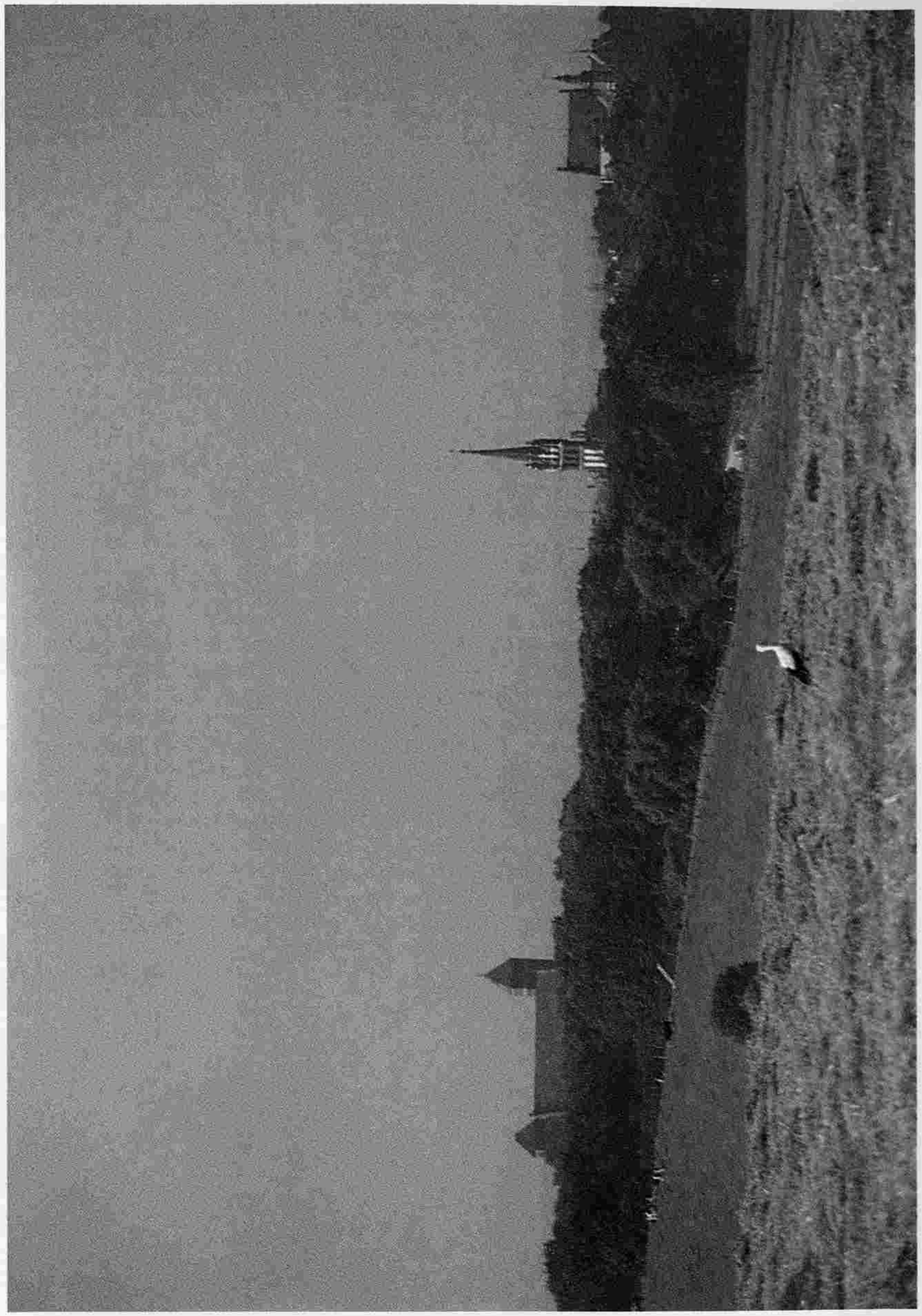
Dennoch möchte ich nicht das alte Modespiel „Was wäre geschehen, wenn ..." wiederbeleben. Es wird gern behauptet, Deutschland hätte im Kriege siegen können,

— wenn Hitler die Briten nach ihrer Niederlage bei Dünkirchen nicht geschont, sondern die sofortige Invasion Englands befohlen hätte,
— wenn statt der „Dickschiffe" mehr U-Boote gebaut worden wären, um die britischen Inseln und die Sowjetunion weitgehend von den amerikanischen Waffenlieferungen abzuschneiden,
— wenn statt der V-Waffen einsatzfertige Flugabwehrraketen zur Verfügung gestanden hätten, an denen die alliierte Luftoffensive gegen die deutsche Industrie gescheitert wäre,
— wenn man die russische Bevölkerung als gleichberechtigte Partner im Kampf gegen das verhaßte Sowjetsystem anerkannt hätte,
— wenn Hitler nicht seine Armeen überfordert und durch halsstarrige Durchhaltebefehle in Stalingrad und am oberen Dnjepr unnötig geopfert hätte usw.

Das Spiel könnten auch unsere damaligen Gegner betreiben; denn auch sie haben Fehler gemacht.

Diese Überlegungen mögen für Militärexperten von Nutzen sein, lenken aber von einer grausigen Wahrheit ab: Die Niederlage hat uns vor der Atombombe bewahrt.

Sinnvoll scheint mir eine andere Frage: Was wäre geschehen, wenn Deutschland tatsächlich den Krieg gewonnen hätte? Wären wir, die wir heute Verfechter der persönlichen Freiheit sind, noch bereit, in allen Lebensbereichen das Gängelband einer allzeit präsenten Führung zu akzeptieren? Möglicherweise wären in deutschem Namen weitere Ungeheuerlichkeiten geschehen. Es mag sein, daß wir auch davor bewahrt blieben. Hitlers Sieg hätte Deutschland die Herrschaft über Europa gebracht, der Welt aber kein Heil beschert.



Nach dem Kriege waren es die Besserwisser und Neumalklugen, die alles vorausgesehen hatten und immer dagegen gewesen waren, und es kamen die unerträglichen Moralisten, die klarmachen wollten, wie ein guter Mensch zu leben und seine Kinder zu erziehen habe. Nach weit verbreiteter Meinung im Ausland und bei der eigenen Jugend hatte die deutsche Kriegsgeneration alles falsch gemacht und völlig versagt. Belehrungen bis zum Überdruß und der Vorwurf der Kollektivschuld führten nur zur Verschlossenheit der ehemaligen Anhänger des Diktators. Sie hatten sich bis zur Aufopferung für sein System eingesetzt, das sich nun als ein teuflisches erwies, als sie ungläubig und schließlich voller Entsetzen von ungeheuerlichen Verbrechen erfuhren. Viele vermochten es nicht, einen bedeutsamen Teil ihres Lebens auszuradieren; denn nach dem Tod enger Familienmitglieder, dem Verlust der Heimat und allen Besitzes begann nun der Tod der Seele. Wer kann ermessen, in welcher Verfassung sich diese Menschen befunden haben? Sie besaßen nun nichts mehr und waren völlig am Ende. Sie wollten nichts mehr hören und sehen und fanden nur den Ausweg, alles zu verdrängen. Wer kann es ihnen verdenken? Vergangenheitsbewältigung heißt, das Gestern kritisch zu betrachten und zu einem Ergebnis zu kommen, Fehler zu korrigieren und sein Leben dementsprechend auszurichten. Hitlers frühere Anhänger haben den Nationalsozialismus längst überwunden. Seine Grundlagen waren Konfrontation statt eines Miteinander, Bevormundung des Individuums statt seiner Persönlichkeitsentfaltung, Unterdrückung jeder Opposition statt Gedankenaustausch. Begriffe der Bakteriologie wurden auf das Volksleben übertragen: Juden könnten wie Seuchenerreger wirken und einen gesunden Volkskörper zum Siechtum bringen. Das Ariertum war eine Erfindung des vorigen Jahrhunderts, seine Abgrenzung willkürlich. All das findet heute keine Widerhall mehr.
Auch nach der Kapitulation drehte sich der Globus weiter, obwohl der gesamte deutsche Osten verlorenging und wir unsere Heimat nie mehr zurückerlangen werden. Der Lebensraum des deutschen Volkes hat sich wesentlich verringert, und trotzdem ist das Deutschtum nicht untergegangen. Der Krieg hat zumindest einen positiven Sinneswandel bewirkt. Nicht kämpferisches Heldentum, sondern engagierter Einsatz für die Erhaltung des Friedens und des Lebens ist heute wichtigste Aufgabe. Vielleicht wäre ohne den Krieg die Aussöhnung mit Frankreich nicht erfolgt, wäre auch Europa nicht zu einer Gemeinschaft zusammengerückt. Die deutsche Geschichte läuft weiter und bescherte uns die Bundesrepublik und den mitteldeutschen Nachbarn — und einen Konrad Adenauer. Wir meinen, daß der blaue Planet allen Erdbewohnern gehört und die Abschottung durch Grenzen — ein früher vielleicht notwendiges Übel — eine Herausforderung zu deren Überwindung ist. In diesem Sinne gehört uns Ostpreußen auch weiterhin. Die 700jährige deutsche Geschichte des Ostens kann nicht getilgt werden. Sie bleibt für immer Realität. Wir haben allen Grund dazu, auf die Leistungen unserer Vorväter stolz zu sein. Ich bin sogar überzeugt davon, daß selbst die heutigen polnischen Bewohner unserer Heimat die kulturellen Taten der deutschen Vergangenheit nicht leungnen werden. Das Farbbild des Städtchens Ketrzyn zeigt, das es sich um unser Rastenburg handelt. Es scheint sich überhaupt nichts verändert zu haben. So wollen wir es in unseren Herzen bewahren.

Diethelm B. Wulf